

Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2009

94. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschläuer
und Dagmar Klein

94. Band

Gießen 2009

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Titelbild:

Bürgerhaus der Stadt Gießen (heute: Kongresshalle Gießen),
erbaut nach Plänen von Sven Markelius, eröffnet 1966
(Foto: Stadtarchiv Gießen)

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

Inhalt

Erwin Knauß

Nachruf auf Heinrich August Henkel 1

I. Beiträge

Scott Budzynski

Eine neue *Stadtkrone*: Das Bürgerhaus Gießen von Sven Markelius - Architektur der Nachkriegsmoderne 3

Eckhard Ehlers

„Wir klagen den Verlust, wir zürnen nicht!“ - Die Gießener Theater-Enttäuschungen des Christian Heinrich Schmid 25

Hans-Joachim Weimann

Die großherzogliche Wohnung in Gießen 45

Bernhard Diestelkamp

Freienseen und die Frösche. Von den Wandlungen einer verfassungsgeschichtlichen Legende 63

Konrad Schneider

Falschgeld aus Hessen-Darmstadt - Belege aus Frankfurt und Umgebung 69

Bernd Bader

Die Briefe von Carl Vogt in der Universitätsbibliothek Gießen 91

Mutgard und Hans Jürgen Kuschke

100 Jahre Jugendherbergen 1909-2009. Erinnerungen an Dr. Wilhelm Flörke (1893-1970) und die Ortsgruppe Gießen des Jugendherbergswerk Rhein, Main, Fulda und Lahn in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts 125

Olaf Hartung/Angela Krüger

Gab es ein „Augusterlebnis“ 1914 in Gießen? 157

Helmut Berding

Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933-1945 177

Peter Chroust	
Stellungnahme zur Rezension meiner Monografie „Die bürokratische Verfolgung. Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933-1945 im Kontext der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik“, Gießen 2006 durch Eva-Marie Felschow und Michael Breitbach in den <i>Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins</i> , Bd. 91 (2006), S. 430-436	187
Matthias Recke	
Habent fata sua libelli Zu einer bislang unbeachteten Sammlung des ehemaligen Archäologischen Instituts der Ludoviciana	199
Manfred Blechschmidt	
Archäologisch-geophysikalische Prospektion römischer Wachtürme bei Pohlheim-Grünungen	213
Dieter Steil	
Zu Benedikt Levis Gottesdienstreform. Ergänzungen zu meinem Aufsatz „Zwischen Reformjudentum und Orthodoxie - Zum 200. Geburtstag des Gießener Rabbiners Dr. Benedikt Levi“	219
II. Miszellen	
Hans-Joachim Weimann	
Ein Ritter, zwei Köpfe und ein Sänger	223
Dagmar Klein	
Neues von den Gießener Friedhöfen. Restaurierung des Galvano-Engels auf dem Alten Friedhof	224
Monika Graulich	
Initiativgruppe „ <i>stolpersteine</i> in Gießen“	228
Jürgen Leib	
Aus der Arbeit des Gleiberg-Vereins 2008/09	230
Susanne Gerschlauer	
Die „Fischbauchbrücke“ in Treis an der Lumda	233
Matthias Recke	
Berichte aus der Antikensammlung 2008-2009	239

III. Rezensionen

Ewald Grothe (Hg.): Ludwig Hassenpflug: Denkwürdigkeiten aus der Zeit des zweiten Ministeriums 1850-1855. Bearbeitet, kommentiert und eingeleitet von Ewald Grothe. Transkribiert von Rüdiger Ham, Marburg 2008

Winfried Speitkamp 247

Arnd Friedrich, Irmtraut Sahmland, Christina Vanja (Hg.): An der Wende zur Moderne: die hessischen Hohen Hospitäler im 18. und 19. Jahrhundert. Festschrift zum 475. Stiftungsjahr, Petersberg 2008

Irmgard Hort 250

Freundeskreis Museum Grünberg (Hg.): Die Wandmalereien in der ehemaligen Generalpräzeptorei der Antoniter zu Grünberg, Neustadt an der Aisch 2009

Susanne Gerschlauser 253

Marburg - Abbruch und Wandel. Städtebauliche Planungen in einer historischen Stadt. Herausgegeben von der Initiativegruppe Marburger Stadtbild und Stadtentwicklung e.V. (IG MARSS), Marburg 2007

Hubert Kolling 256

Der Codex Eberhardi des Klosters Fulda, Bd. 3: Index, bearbeitet von Heinrich Meyer zu Ermgassen, Marburg 2007

Eva-Marie Felschow 259

IV. Aus dem Vereinsleben 261

V. Presseberichterstattung 265

VI. Autorinnen und Autoren 283

Nachruf

Heinrich August Henkel, geb. 25. Januar 1923, gest. 13. Januar 2009

Der Oberhessische Geschichtsverein Gießen beklagt den Tod seines Ehrenmitglieds Heinrich August („Heinz“) Henkel, der am 13. Januar 2009 nach kurzer schwerer Krankheit verstarb. Mit seinem Ableben verliert auch der Unterzeichnete einen liebenswerten Menschen, der ihm seit Kriegsende freundschaftlich verbunden war.

Nach der Grundschule in seinem Geburtsort Londorf in der Rabenau besuchte er viele Jahre lang die Oberrealschule in Grünberg, ehe er nach dem Umzug der Eltern nach Gießen auf die heutige Liebigschule wechselte. Nach mehrjährigem Kriegseinsatz und kurzzeitiger Gefangenschaft begann er in Frankfurt und später in Freiburg ein Jura-studium, das er wegen des frühen Todes seines Vaters vorzeitig beenden musste. Er wechselte dann in den Berufsweg eines Versicherungskaufmanns und war in dieser Branche als Außendienst- und Geschäftsstellenleiter der Hamburg-Mannheimer-Lebensversicherung AG in Offenbach bis zu seinem Ausscheiden aus dem Berufsleben tätig.

Im kulturellen und politischen Leben seiner Heimat hat der Verstorbene in über sechs Jahrzehnten eine breite Wirksamkeit ausgeübt und viele Marksteine gesetzt. So gründete er schon 1946 den Kulturring „Rabenau“ in Londorf, der dort in neun Gemeinden tätig wurde und den er jahrelang leitete. Als Vorstandsmitglied im Kreisverband für Volksbildung und als Beiratsmitglied der Kreisvolkshochschule sowie als Vorstandsmitglied im Theaterverein Gießen hat er in den 50er und 60er Jahren das kulturelle Leben im Kreis Gießen mitgestaltet.

Da Heinz Henkel die Verpflichtung verspürte, dass sich die Kriegsgeneration tatkräftig am Wiederaufbau von Staat und Gesellschaft beteiligen müsse, wurde er schon früh politisch tätig und trat 1948 in die FDP ein und wurde 1951 Landesvorsitzender der Jungdemokraten. Von 1952 bis 1956 war er Fraktionsvorsitzender der Gruppe „FDP und Landvolk“ im Kreistag und arbeitete ehrenamtlich als Vorsitzender des Kreis Ausschusses für Jugendpflege. Von 1958 bis 1969 gehörte er der Gemeindevertretung seines Heimatortes Londorf an. Nach seinem Übertritt zur CDU wurde er von 1964 bis 1969 Kreistagsabgeordneter für diese Partei und war gleichzeitig ihr Fraktionssprecher.

Die hohe Auszeichnung mit der Ernennung zum Ehrenmitglied des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen im Jahre 2006 verdiente sich Heinz Henkel durch seine engagierten und umfangreichen Arbeiten auf dem Gebiet der Genealogie. Hier hat er sich im Laufe der Jahre durch autodidaktisches Studium ein Wissen angeeignet, das ihn in die Lage versetzte, vielen Familienforschern Hilfen anzubieten und wertvolle Hinweise zu geben. So konnte es nicht verwundern, dass er 1990 in den Vorstand der Hessischen Familiengeschichtlichen Vereinigung berufen wurde und als deren stellvertretender Landesvorsitzender den Auftrag erhielt, den 43. Deutschen Genealogenkongreß der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft genealogischer Verbände“ vom 13.-19. September 1991 in Gießen zu organisieren.

Eine ganze Reihe von ihm verfasster Familiengeschichten, darunter vor allem die Geschichte der „Lich-Sippe“ aus Rabenau, fand weithin Beachtung. Die regelmäßigen Monatstreffen der von ihm gegründeten Bezirksgruppe Oberhessen der Hessischen Familiengeschichtlichen Vereinigung hat er jahrelang geleitet und bis wenige Wochen vor seinem Tod regelmäßig besucht. Auch die Hessische Familiengeschichtliche Vereinigung ernannte ihn im Jahre 2000 zum Ehrenmitglied.

Seiner geliebten Heimatgemeinde Londorf widmete er immer seine besondere Aufmerksamkeit. So war er maßgeblich an der Planung und Durchführung der 1200-Jahrfeier von Londorf in den Jahren 1957/58 beteiligt, schrieb einige beachtenswerte Beiträge für das Festbuch und organisierte damals Ausstellungen zur Volkskunde und zu den Künstlern der Rabenau. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass er mit dem 1992 erschienenen „Wanderführer Rabenauer Höhenweg“ Landschaft und Geschichte seiner Heimat verknüpfte. Für seine Lebensleistung erhielt er 1990 den Ehrenbrief des Landes Hessen und wurde 1991 mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Heinz Henkel hinterläßt seine Frau Ria, zwei Söhne und drei Enkelkinder. Mit ihnen trauern viele seiner Freunde und Weggefährten aus nah und fern in dankbarer Erinnerung an einen stets hilfsbereiten und dem Nächsten zugewandten Menschen, dem Toleranz und Wahrheitsliebe über alles ging. Begegnungen mit ihm waren immer bereichernd, und viele werden mit mir die Gespräche vermissen, die von seiner Persönlichkeit geprägt waren.

Erwin Knauß

I. Beiträge

Eine neue *Stadtkrone*: Das Bürgerhaus Gießen von Sven Markelius

Architektur der Nachkriegsmoderne

Scott Budzynski*

Von außen wirkt die Kongresshalle Gießen mit ihren klaren Linien und kubischen Formen bescheiden und rational. Sie hat aus heutiger Sicht eine eher zurückhaltende Größe. Das Besondere: Das Gebäude ist nie von einem einzigen Blickwinkel aus zu erfassen. Die unterschiedlich großen Räume und Ebenen fordern die Besucher auf, sich in ihnen zu bewegen, sich mit ihren Strukturen auseinanderzusetzen, um so das Innere zu entdecken. Die Gießener Kongresshalle wurde 1966 als „Offenes Haus für alle Bürger“ eröffnet. Die Entscheidung der Landesregierung in Wiesbaden, Sven Markelius mit der Planung für das Gießener *Bürgerhaus* zu beauftragen, bot die Chance, die schwedische Moderne nach Hessen zu bringen. Mit der Errichtung des Gebäudes wurde bereits angefangen, bevor die Pläne fertig waren. Um einen möglichen Baustopp wegen der drohenden Wirtschaftskrise zu verhindern, musste schnell gehandelt werden und so wurde mit der Kunsthalle und den Wohnräumen frühzeitig angefangen.¹

Mit ihrem Konzept entspricht die Gießener Kongresshalle der *Stadtkrone* - ein Begriff, den der deutsche Architekt Bruno Taut in seinem gleichnamigen Buch von 1917 prägte. Darin beschreibt Taut die antiken Städte als Organismen, die sich um Kronen herum bilden, mit Bildbeispielen von religiös-spirituellen Zentren: die Akropolis in Athen, die Rekonstruktion des Salomonischen Tempels in Jerusalem und die Selim Moschee in Adrianopel. Baukunst ist für ihn essentiell für die menschliche Existenz, er schreibt: „Die Architektur durchzieht

* Dies ist die überarbeitete Version des Vortrags, den Dr. Scott Budzynski am 4.6.2009 in der alten Kunsthalle in der Kongresshalle Gießen hielt, im Rahmen einer Abschiedsveranstaltung von diesem Raum und der Ausstellung Zwölfeinhalb. Organisiert vom Neuen Kunstverein Gießen und dem Seminarprojekt Kunstgeschichte und Zeitgenössische Kunst. Anlass: Die Kunsthalle erhielt ihren Ort im neuen Rathaus gegenüber der Kongresshalle.

1 Gespräch mit dem damaligen Oberbürgermeister Bernd Schneider, geführt von Prof. Dr. Marcel Baumgartner am 19. Mai 2009.

das ganze Dasein und dieses selbst wird zur Architektur. Kann die Architektur in ihrer Bedeutung jemals überschätzt werden? Sie ist Träger, Ausdruck, Prüfstein für jede Zeit“.² Zu der Zeit, als Taut dies schrieb, litten die Städte an ihrer schnellen Expansion, an Bodenspekulation und anhaltender Bautätigkeit. Die eiligst erbauten Mietkasernen waren das Sinnbild dafür: riesige Anlagen, in denen Familien in engen Räumen unter unhygienische Umständen wohnten. Es mangelte an Luft, Licht und einem Zugang zur Natur.

Eine Antwort darauf waren die Gartenstädte. Diese Städte waren mit Parkanlagen durchzogen, ihre Einwohnerzahl wurde streng festgelegt. Taut propagierte solche neuen Städte, plädierte aber gleichzeitig dafür, dass auch sie ein deutlich sichtbares Zentrum bekommen.³ Hier sollten Gebäude für soziale Zwecke entstehen wie Theater, Kinos, Volks- und Versammlungshäuser.⁴ Sie sollten nicht von der Religion geprägt sein, sondern vom sozialen Gedanken. Diese Idee sollte in „herrlichen Bauwerken“ umgesetzt werden.⁵ Es war ein frühes Ziel der modernen Architektur und des modernen Städtebaus, diesem sozialen Gedanken eine Form zu geben. Die moderne *Stadtkrone* stellte sich Bruno Taut als kristallähnliche Struktur aus Glas und Stahl vor, ähnlich wie sein Glaspavillon auf der Werkbundaussstellung in Köln 1914. (Bild 1)

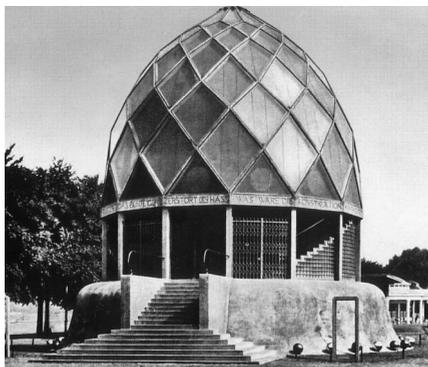


Bild 1: Bruno Tauts Glashaus auf der Ausstellung des Deutschen Werkbunds in Köln 1914. (Aus: Wolfgang Pehnt: Deutsche Architektur seit 1900. Ludwigsburg 2005, S. 88).

2 Bruno Taut: *Die Stadtkrone*, Berlin: Gebr. Mann, 2002 (Repr.), S. 52.

3 Ebd., S. 56.

4 Ebd., S. 61.

5 Ebd., S. 59.

Ein vergleichbarer, aber größerer Bau sollte mitten in der Stadt als Volkshaus entstehen und mehrere soziale Aktivitäten ermöglichen: „Die Volkshäuser haben einen ähnlichen Klang, den vollen harmonischen Ton der Menschengemeinschaft. Geist und Seele soll in ihnen gehoben und reif werden, dem Ganzen ihr Schönstes zu geben. Die großen und kleinen Säle für Versammlungen, Vorträge, Konzerte und Feste, die Auditorien, Bibliothek- und Leseräume, Unterhaltungs- und Spielzimmer, Wandelgänge und alles andere des Volkshausprogramms zeigen eine das häuslich Intime überwindende architektonische Gestaltung, welche ganz auf die große Gemeinschaft gestellt ist und sich mit einem bildnerisch und malerischen Schmuck verbindet, der, gleichermaßen hinausgehend über die Schranken des Alltags, des ‚Natürlichen‘, ihr frei und zugleich in engster geistiger Bindung folgt.“⁶

Nach dieser Definition einer *Stadtkrone* - als Kristallisation der neuen Gesellschaft, als zukunftsorientierter und auf die Menschen orientierter Raum - ist der Sprung von Tauts Volkshaus zum *Bürgerhaus* in Gießen sehr wohl nachvollziehbar. Die Kongresshalle wurde als *Bürgerhaus* geplant, der Entwurf stammt vom dem berühmten schwedischen Architekten Sven Markelius (1889-1972). Mit seiner Fertigstellung 1965 war es eines der ersten großen Bürgerhäuser in Hessen. Diese entstanden im Rahmen der Kampagne „Hessen Vorne“ und der Schaffung sozialer Einrichtungen in Dörfern und Städten. Als die *Erwin-Piscator-Halle* in Marburg 1969 eingeweiht wurde, standen solche Einrichtungen für 30 Prozent der Bevölkerung in Hessen zur Verfügung.⁷ So versprach die architektonische Moderne der Nachkriegszeit in Deutschland nicht nur neue Formen, sondern einen neuen Lebensstil: eine glückselige Gemeinschaft mit Licht, Natur und zeitgemäßer Technik.

Bereits in einer Veröffentlichung von 1961 mit dem Titel „Ein Haus für alle Bürger“ wurden die Verwendungszwecke des Gießener Bürgerhauses formuliert: u.a. Kunstaussstellungsraum, Haus der Jugend, Gruppenräume, Stadtbücherei, Restaurant mit Café, Innenhof und Wohnhaus.⁸

In der 1950er Jahren waren Architekten, Städteplaner und Theoretiker darum bemüht, den kriegszerstörten Städten der Bundesrepublik Deutschland eine neue Form zu geben. In Architekturdiskussionen

6 Ebd., S. 67.

7 „Bürgerhäuser“ in *Bauwelt*, Heft 44, 1969.

8 Mitteilungen der Stadtverwaltung Gießen, Nr. 12 (12. Jahrgang), 29. Juni 1961.

wurde deutlich, dass es bei Bautätigkeiten nicht um reine Wohnbebauung ging, sondern auch um das Aufgreifen neuer Denkweisen. Beim Darmstädter Gespräch „Mensch und Raum“ im Jahre 1951 drückte der Architekt und Organisator des Gespräches - Otto Bartning - eine Vision von moderner Architektur aus, die weit über die materielle Not der Zeit hinausging:

„Was lieben wir? Ich kann nur, um dem Meister Ortega zu folgen, aussagen über das, was in mir selber ist, das ist mir das einzig Verlässliche, und ich liebe das Freie, das Leichte, das Offene und möchte gern alle Menschen in das Freie, Leichte und nach dem Freien, nach dem Grünen und Offenen hineinversetzen, das ist meine Liebe. Und dieser Liebe muß ich von Vorurteilen frei naheifern, und ich glaube, es gibt an sich nur diesen Weg“.⁹

Im Folgenden möchte ich Sven Markelius' Bautätigkeit in Gießen als Abbild der sozialen Idee und als neue Form der Baukunst vorstellen. In den Architekturplänen für das Gießener Projekt wird deutlich, wie Markelius sich das Bürgerhaus vorstellte. Es werden nicht nur Licht, Luft und Natur betont, sondern das Haus als kultureller Begegnungsraum dargestellt.

In einem Entwurf von 1964 sehen wir ein Detail (Bild 2) von der Innenhofgestaltung. Im Vergleich zu heute erscheint der Hof sehr offen und geräumig mit kubischen und asymmetrisch angelegten Flächen, die für Pflanzenbehälter verwendet werden, aber auch Sitzmöglichkeiten bieten. Hier führt der Blick von Innen nach Außen in den Hof, die Rückseite der Staffagefigur gibt die Richtung an. Der Blick führt durch den Hof hinaus über die Bankflächen zum Durchgang zwischen Konferenzraum und Stadtbücherei, der wie eine Brücke über die Wieseck führt. Auf der linken Seite vor dem Konferenzraum im Hof gab es auch ein Café. Wie sich im Entwurf zeigt, war der ganze Bereich als Begegnungsraum sowie Übergang zwischen dem Inneren und Äußeren geplant. In einer heutigen Aufnahme (Bild 3) sieht man, dass nicht nur die Brücke über die Wieseck führt, sondern auch die Bibliothek, die mit ihren Säulen im Bachbett steht. Dennoch vereinnahmt die Konstruktion nicht die Natur für sich.

9 Otto Bartning aus: *Mensch und Raum - Das Darmstädter Gespräch*. Darmstadt 1951, S. 143.

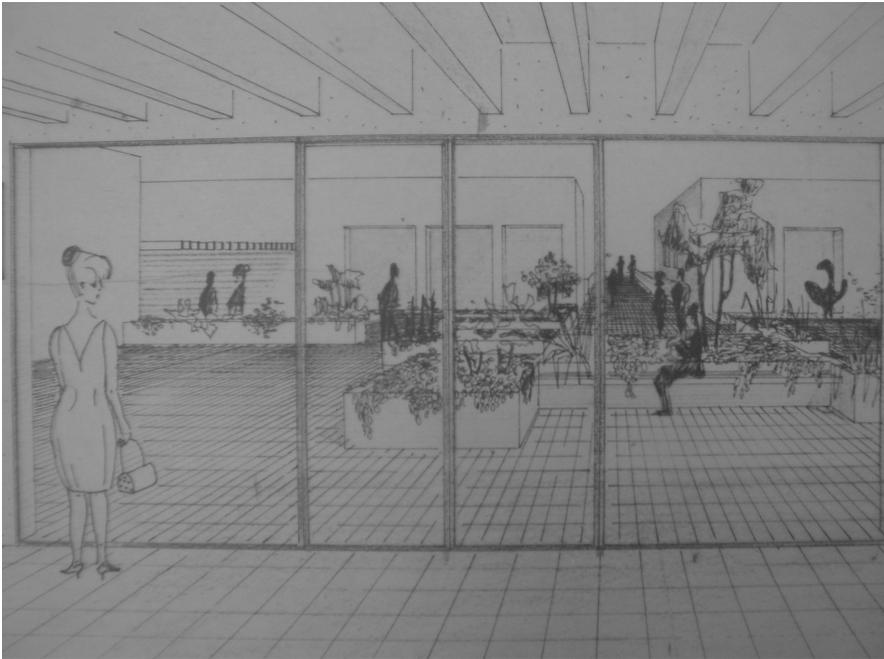


Bild 2: Sven Markelius: Innenhofgestaltung für das Bürgerhaus der Stadt Gießen (Detail der Planzeichnung 1964, Stadthallen GmbH Gießen/SHG).

Eine weitere Aufnahme von der Außenwand der Bibliothek (Bild 4) zeigt Parallelen und Spiegelungen zwischen Konstruktion und Natur. Die Bauelemente ergänzen die Umgebung und ermöglichen neue Perspektiven. In einem frühen Entwurf, dem dritten Vorschlag aus dem Jahre 1961 (Bild 5), besteht das Bürgerhaus aus verschiedenen quadratischen Elementen, die unterschiedlich groß sind und scheinbar unregelmäßig zueinander stehen. Eine Außenansicht der Südfassade von demselben Entwurf (Bild 6) betont die unterschiedlichen Höhen der Baukörper. Obwohl der Baukörper mit dem Großen und Kleinen Saal dominant wirkt, steht er in Einklang mit den anderen und wird optisch mit diesen verbunden. Die Beziehung zwischen den Quadraten ergibt eine Staffelung mit vielfältigen visuellen Akzenten.



Bild 3: Kongresshalle Gießen - Detail der Nordseite mit Brücke über der Wieseck (Foto Budzynski 2009).



Bild 4: Kongresshalle Gießen - Detail der Nordseite mit Wieseck (Foto Budzynski 2009).

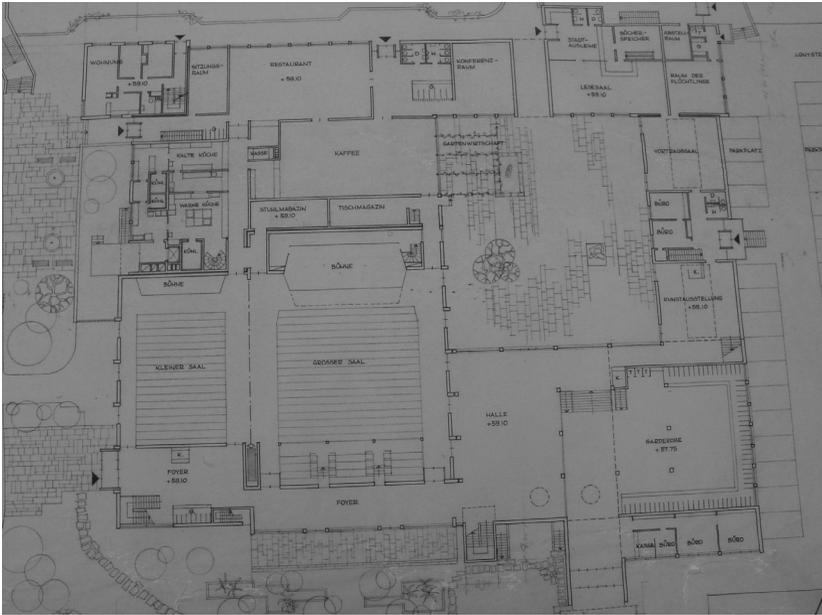


Bild 5: Sven Markelius: Erdgeschoss-Grundriss des Bürgerhauses für die Stadt Gießen. Dritter Vorschlag, datiert 17.07.1961 (SHG).

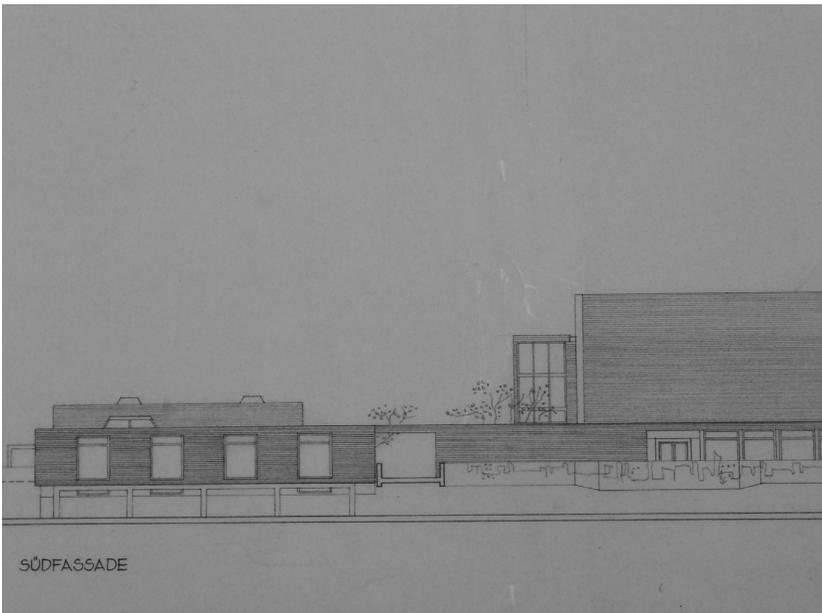


Bild 6: Sven Markelius: Nord- und Südfassade des Bürgerhauses Gießen, hier: Detail Südfassade. Dritter Vorschlag, datiert 17.07.1961 (SHG).

Mit seinen dezentralen Formen fordert das Gebäude den Besucher dazu auf, abseits der gewohnten Achsensymmetrie, nach neuen Strukturen zu suchen. Diese Art der Ausgestaltung fand in der Nachkriegszeit Anklang, da sie gegensätzliche Formen zur nationalsozialistischen Architektur aber auch zum reinen Zweckfunktionalismus schuf. So schreibt der Architekt Hans Scharoun bereits 1948:

„Wir wissen, dass auch die Gestaltung der Bauten, die Architektur, von sozialpsychologischer Auswirkung ist. Der Nationalsozialismus bediente sich dieser Tatsache und verlangte z.B. bei der Lösung der Wohnbauten die repräsentative Formgebung, um die Bedeutungslosigkeit des Individuums, der einzelnen Familie, gegenüber dem Primat der staatlichen Einheit zum Ausdruck zu bringen. Wir meinen, dass die Wohnung, die Hülle der Familie, auch in der Summierung der Eigenwert zu belassen sei, und dass die Häufung der Wohnungen von der Einzelwohnung her rhythmisch zu beeindrucken ist. Ähnliche Erwägungen setzten sowohl der Typisierung Grenzen, die bei der Vereinheitlichung der Enderzeugnisse durchaus verschiedenartige sachliche Erfordernisse und auch Geschmacksrichtungen zu beachten hat, als auch der Normierung.“¹⁰

Die Vergangenheit bot die Herausforderung, neu zu denken und zu bauen. Die Erinnerung ist und bleibt damit unterschwellig als Motivation im Neuen präsent. Die Wörter *neu* und *modern* sollten einen Bruch mit der jüngsten Vergangenheit markieren und wurden deshalb zu Schlüsselwörtern in der deutschen Nachkriegszeit. In einem Buch von 1963, „Gießen heute, die Stadt in der wir leben“ von Wilhelm Otto Heß, wird Gießen als prototypische Stadt der Nachkriegsmoderne gepriesen und der Berliner Platz als Verkörperung der damaligen städtischen Vorstellungen, als aufgelockerte wie auch autogerechte Stadt. Dabei wird dem Platz auch eine integrative und identitätsstiftende Rolle zugeschrieben. Ein längeres Zitat aus dem Buch, bringt die Bedeutung des Platzes und des Bürgerhauses zum Ausdruck:

„In der großzügigen baulichen Planung wurde der neue Stadtmittelpunkt der Berliner Platz mit Stadttheater, Be-

10 Hans Scharoun: „Berlin“ In: Ulrich Conrads, Peter Neitzke (Hg.): *Die Städte himmeloffen - Reden und Reflexionen über den Wiederaufbau und die Wiederkehr des Neuen Bauens 1948/49*, Basel 2003, S. 35.

hördenhochhaus, Rathaus, Polizeidirektion und Bürgerhaus. Die Gesamtanlage dieses freien, lichten Komplexes gibt trotz der dominierenden Gebäude die größtmögliche optische Freiheit für den Besucher, ob er Fußgänger oder Autofahrer ist. Der Berliner Platz behält seine freie Weite mit schönen Durchblicken in die sich hier überschneidenden Straßenzüge. Die Abstufung in der Höhenentwicklung ergibt sich in der Form, dass neben dem Behördenhochhaus Polizeiunterkunft und Rathaus in einer idealen Distanz sich gruppieren, gärtnerische Anlagen das Bild auflockern. Dazu das verbreiterte Kreuz der Straßenführung diese optische Klarheit noch überhöht. Das Bürgerhaus gegenüber dem Stadttheater führt nach dieser Gesamtplanung in einer interessanten Brückenstütze über die Wiesek und lehnt sich an die wuchtige Kulisse des Hochhauses am Ludwigsplatz, eine organische Staffelung, frei, farbig, zweckmäßig und für das Auge klar und schön. Dieses neue Viertel gibt der Stadt in ihrem neuen Mittelpunkt ein Gepräge, das sie über die Beengtheit und Begrenztheit des älteren Stadtmittelpunkts hinaushebt und dem Bürger nach außen das Bewusstsein einer neuen Entwicklung gibt. Die alte Universitätsstadt Gießen, die oberhessische Metropole, hat in zwei Jahrzehnten ein neues Gepräge erhalten. In großem Fleiß, in Opferfreudigkeit, mit Mut und Zuversicht wurde die zerstörte Stadt wieder aufgebaut und ist eine der schönen neuen Städte Deutschlands geworden.“¹¹

Wie im Zitat zu lesen ist und in einem frühen Modell sichtbar wird (Bild 7), hatte der Berliner Platz eine besondere Bedeutung als Stadtraum der Nachkriegsmoderne: ein offenes Ensemble von Bautypen umgeben von Natur, das von der Kreuzung mit breiten Straßen umrahmt wird und einen autogerechten Ort darstellt.

11 Wilhelm Heß: *Gießen heute: Die Stadt, in der wir leben*, Gießen 1962/63, S. 45.

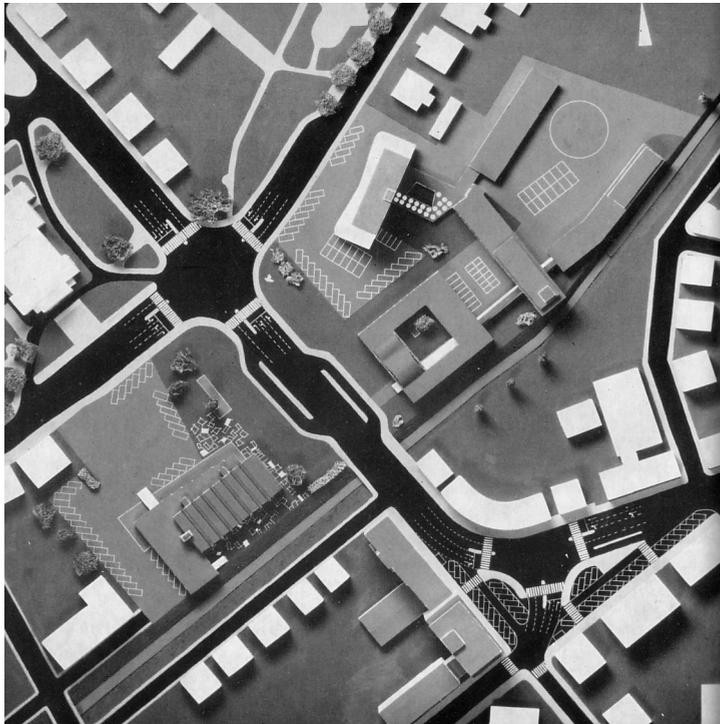


Bild 7: Stadtbauamt Gießen: Modell Berliner Platz 1960/61. (Aus: Bauleitpläne 1960/61, hrsg. vom Magistrat der Universitätsstadt Gießen. Gießen 1961, S. 74).

Der Berliner Platz und seine Umgebung werden im Text wie eine Bildkomposition beschrieben, in der jeder Teil Bezug zum anderen nimmt, in der Architektur und Natur im Wechselspiel zueinander stehen. Die *Stadtkrone* ist organisch und hat die Aufgabe, neue Verbindungen zu schaffen und nicht zu dominieren. Für solche organischen Konstruktionen war Schweden bekannt und Volkshäuser gehörten dort zum städtebaulichen Programm. Sven Markelius war ein Wegbereiter von kulturellen Zentren im funktionalistischen Stil in Schweden.

An dieser Stelle möchte ich einige Projekte des Architekten Sven Markelius vorstellen sowie seine Biografie skizzieren. Obwohl sein erster großer Auftrag - die *Helsingborg Konzerthalle* (im Schwedischen: Helsingborgs Konserthus) - streng genommen kein Volkshaus ist, war eine Struktur des sozialen und kulturellen Austauschs vorgesehen. Das Gebäude sollte sich nicht nur für Konzerte, sondern auch für Versammlungen eignen. Anhand dieses Bauwerkes können wir einen wichtigen Bestandteil in Markelius' Designkonzept sehen und Ele-

mente finden, die auch beim Gießener Bau zu erkennen sind. Als Markelius sich um den Auftrag 1918 bewarb, entwarf er noch ein Gebäude im neoklassizistischen Stil. Wobei auch hier ein starker Rationalismus zu sehen ist, z.B. die klare Differenzierung der Architekturelemente. Mit seinem dritten Entwurf bekam Markelius den Auftrag. Er vereinfachte den Entwurf weiter und führte modernere Formen ein, etwa die Fenster. (Bild 8) Ein Merkmal, das in Helsingborg und Gießen vorkommt, sind die Stützen, die sich als Struktur schaffende Elemente in das Gefüge einreihen. Auch während der Bauphase nahm er weitere Änderungen vor.¹²



Bild 8: Sven Markelius: Helsingborg Konzerthalle 1932. (Aus: Lorenzo Capobianco: Sven Markelius - Architettura e Città. Neapol 2006, S. 43).

Nach Fertigstellung war das Konzerthaus ein Beispiel des neuen funktionalistischen Stils geworden. Hauptcharakteristikum ist die äußerlich sichtbare, klare Trennung der verschiedenen Räume innen. Das Gebäude sollte sich nicht hinter einer rein ästhetischen Fassade verstecken.¹³ Diese Vorgabe, Funktion sichtbar zu machen und von innen nach außen zu bauen, teilte Markelius mit Architekten wie Hans Scharoun, Alvar Aalto, Bruno Taut und Hannes Meyer. Trotz ihres vorrangig rationalen Ansatzes wurden funktionalistische Gebäude dennoch als ‚Kathedrale der Moderne‘ bezeichnet.

12 Eva Rudberg: *Sven Markelius, Architect*. Stockholm 1989, S. 42.

13 Ebd., S. 50.

Bereits das Titelblatt des Bauhaus-Manifestes von Lyonel Feininger 1919 zeigt keinen zeitgenössischen Bau, sondern eine kristalline Kirchenstruktur. Auch die großen Fensterflächen in der Eingangshalle von *Helsingborgs Konserthus* vermitteln einen solchen Eindruck, besonders bei abendlicher Innenbeleuchtung. Das monumentale Bauwerk wurde bei seiner Fertigstellung 1932 von vielen Seiten gelobt und mit einer gotischen Kirche verglichen, vor allem wegen der äußeren Stützpfeiler.

Auch in Gießen vermitteln die Stützpfeiler zusammen mit den Sonnenblenden (Bild 9) das Gefühl des Geistigen in der Obhut eines Gemeinschaftsgebäudes. Stützpfeiler hat Markelius hier am dominanten Baukörper (Bauteil mit Kongresssälen) so angebracht, dass Saalräume als kirchenartige Räume markiert werden. Es sind diese durchdachten Details, in denen sich Markelius' Bauwerke von denen rein funktionalistischer Architekten unterscheiden.



Bild 9: Kongresshalle Gießen - Nahaufnahme der Stützpfeiler mit Sonnenblenden (Foto Budzynski 2009).

Die Verbindung zwischen Klassizismus und Funktionalismus wurde durch seine Forschungsreise 1927 vertieft. Auf dieser Reise durch mehrere Länder hatte Markelius die Gelegenheit Walter Gropius und das Bauhaus in Dessau zu besuchen; der Besuch wurde im Jahr darauf von Gropius erwidert.¹⁴ 1929 folgte er einer Einladung des Präsidenten der CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) Karl Moser, bei ihnen Mitglied zu werden. Markelius war damit der erste Skandinavier in dieser Organisation¹⁵, die stark von Le Corbusier und dem Architekturtheoretiker Siegfried Gideon geprägt wurde und maßgeblich für die programmatische Etablierung von moderner Architektur und Design verantwortlich war. Le Corbusier war mehrere Male zu Gast bei Markelius, zuerst 1933 und später in Markelius' 1945 fertig gebauter *Villa Kevinge*, die in mehreren renommierten Architekturzeitschriften abgebildet wurde.¹⁶ Diese Villa stand als Beispiel für den schwedischen „New Empiricism“, der für seinen weniger strengen Funktionalismus, für gutes Handwerk und seine ökonomische Planung gepriesen wurde und die Umgebung mit einbezog.¹⁷

Mit der Umsetzung eigener modernistischer Formen wurde Markelius zur Hauptfigur einer Kunstform, die wir als Skandinavische Moderne kennen. Deren Hauptmerkmale sind organische Formen, warme Farben und die Anwendung von Holz und sinnlichen Materialien.¹⁸ Solche Qualitäten findet man auch in den Gebäuden von Alvar Aalto. An dieser Stelle folgen einige Vergleiche zwischen Markelius' und Aaltos Arbeiten, da ich eine enge Verbindung zwischen beiden sehe. Außerdem gilt Aalto heute als der bekannteste skandinavische Modernist, doch erst durch seinen Freund Sven Markelius wurde er in die CIAM-Gruppe eingeladen.

Eine von Aaltos bekanntesten Gebäuden ist die Stadthalle in Säynätsalo (Finnland) aus dem Jahre 1952, die heute als Kulturzentrum benutzt wird (Bild 10). Die Stadthalle lässt sich gut mit dem Gießener Bürgerhaus (Bild 11) vergleichen.

14 Ebd., S. 48.

15 Ebd., S. 50.

16 Ebd., S. 110.

17 Ebd., S. 108.

18 Ebd., S. 94.



Bild 10: Die 1952 erbaute Stadhalle von Alvar Aalto in Säynätsalo/Finnland (Foto Budzynski 2008).



Bild 11: Bürgerhaus der Stadt Gießen (heute: Kongresshalle Gießen), erbaut 1960-1966 nach Plänen von Sven Markelius (Foto: Stadtarchiv Gießen).

Beide sind Zentren mit sozialen Einrichtungen, die mit der Anwendung von Holz und Backstein und der bewussten Positionierung des Gebäudes in der Landschaft einen Bezug zur Natur nehmen. Beide haben etwas Höhlenartiges durch ihre intimen inneren Räume, die sehr klar voneinander differenziert sind. Die Räume werden von einem Hof umgeben, die Wände mit ihren großen Fenstern stellen die Verbundenheit mit der Natur dar.

Wie die Kongresshalle in Gießen lässt sich die Stadthalle in Säynätsalo schwer beschreiben, weil sie asymmetrisch ist, aus mehreren Elementen besteht und ohne zentral platzierten Eingang ist. So wird der Besucher auf sich zurückgeworfen und muss seine Beziehung zu den Bauformen erfahren. Innen zeigen beide Gebäude expressive Formen wie die Decke der Sitzungshalle in Säynätsalo (Bild 12), die an einen Kirchenbau erinnert. In Gießen sind es vor allem die Decken der beiden Säle sowie die zahlreichen Deckenöffnungen, die besonders eindrucksvoll und markant sind (Bilder 13-15).



Bild 12: Stadthalle von Säynätsalo/Finnland: Nahaufnahme der Decke in der Sitzungshalle (Foto Budzynski 2008).



*Bild 13: Kongresshalle Gießen: Nahaufnahme der Decke im Großen Saal
(Foto Budzynski 2009).*

Dies sind Stilzitate aus der Antike und der italienischen Renaissance (Bild 15), die Markelius stärker beeinflusst haben als Aalto. Markelius'

erste längere Reise ins Ausland führte ihn nach dem Studium nach Italien, wo er Verona, Venedig, Rom, Florenz und Sienna besuchte¹⁹, er kaufte Bücher von Palladio, Vignola und Serlio, einige davon als Originale aus dem 16. Jahrhundert²⁰. In der italienischen Renaissance sollten Vielfalt und Ordnung vereinbart werden. Genau das findet sich in Markelius' Architektur wieder: Ordnungsgebende klare geometrische Formen, die durch die Vielfältigkeit ihrer Beziehungen nicht erstarren. Wie bei Palladio spielt bei Markelius die Natur eine zentrale Rolle, das Gebäude reagiert auf die Umgebung über Fensteröffnungen sowie die Positionierung des Baukörpers in der Umgebung.

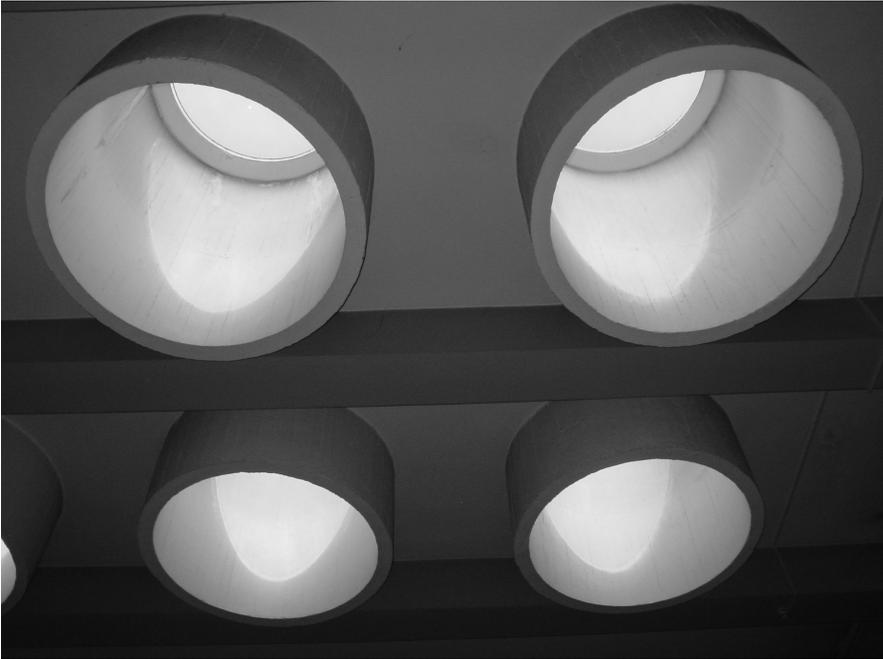


Bild 14: Kongresshalle Gießen: Nahaufnahme der Deckenöffnungen in der ehemaligen Stadtbücherei (Foto Budzynski 2009).

In Gießen sichtbar: mittels Platzierung der Bibliothek auf Pfeilern, die so über den Bach ragt. Wie Palladio konzentriert sich Markelius auf das Quadrat und den Kreis als Abbild der kosmischen Kreisbewegung.²¹ Ein gewagter, aber berechtigter Vergleich: Palladios *Villa Rotunda* bei

19 Ebd., S. 16.

20 Ebd.

21 Hanno-Walter Kruft: *Geschichte der Architekturtheorie: Von der Antike bis zur Gegenwart*. München 2004, S. 101.

Vicenza und Markelius' *Bürgerhaus* für Gießen. Bei beiden entstehen Räume durch die Konzentrierung auf elementare Formen und durch das Zusammenspiel von Wand und Öffnung. Palladio schuf ein Haus für Individuen und Markelius ein Haus für soziale und kulturelle Begegnungen.

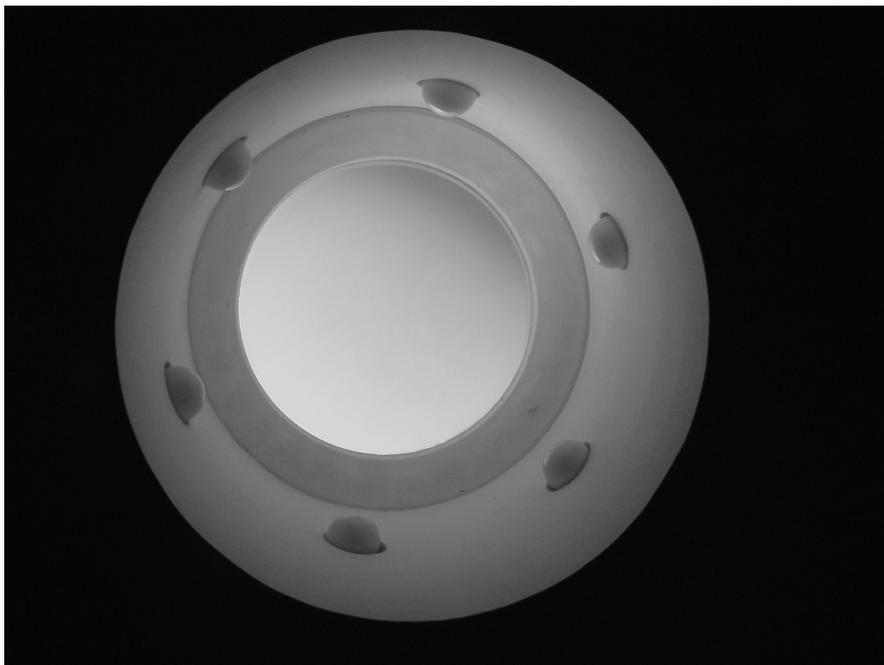


Bild 15: Kongresshalle Gießen: Nahaufnahme einer Deckenöffnung in der ehemaligen Kunsthalle (Foto Budzynski 2009).

Das äußere Mauerwerk des Gießener *Bürgerhauses* vermittelt mit seinem Fassadenmaterial Klinker das Gefühl von Stabilität. Die Formierung eines Hofes ermöglicht ein Gefühl von Privatsphäre, ist ein Ort des sozialen Kontakts. Diese Elemente waren wichtig in der skandinavischen und organischen Architektur: eine Psychologisierung des Raums um ein Gemeinschaftsgefühl hervorzurufen. Was im Gießener Fall noch durch den Gelbton des Klinkers verstärkt wird, der an die heimischen Keramikprodukte der Firma Gail erinnert.

Auf die Kritik, dass seine Räume zu wenig romantisch wären, antwortete Markelius, dass es sehr wohl romantisch sei Räume zu bauen, in

denen man sich glücklich fühle und die angenehm und sonnig wären.²² Organische Formen, warme Farben, die Vielfalt und sinnliche Behandlung von Details wurden schließlich zum Charakteristikum der schwedischen Architektur.²³ Markelius' Architektur wurde 1939 zum Sinnbild des schwedischen Designs als er den Auftrag erhielt, den schwedischen Pavillon für die Weltausstellung in New York City zu entwerfen.²⁴ Dies brachte ihm große Aufmerksamkeit in Amerika, wie auch die neutrale Haltung Schwedens während des Zweiten Weltkrieges Anerkennung erfuhr.²⁵

Die soziale Tradition Schwedens zeigte sich im traditionellen Volkshaus (im Schwedischen *Folkets Hus* genannt), ein Treffpunkt für die Arbeitergruppen, mit Räumen für Versammlungen und Freizeitaktivitäten. 1935 entwarf Markelius ein neues - bis 1961 noch unvollendetes - *Folkets Hus* für Stockholm mit Büroräumen, Theater, Restaurant und einer Kongresshalle, die damals als eine der größten und modernsten galt.²⁶ Ein zweites *Folkets Hus* von Markelius wurde 1953 in Linköping gebaut. Während die beiden Gebäude eine rasterartige, nüchterne Fassade zeigen, sind sie innen reich an Details. Hier sind auch die Vorhänge zu erwähnen. Moderne Architekten wie Markelius, Alvar Aalto und Frank Lloyd Wright planten Gebäude als Gesamtkunstwerke inklusive der Möbel und Vorhänge.

Das Muster für die Vorhänge in den beiden Sälen des Gießener Bürgerhauses (Bild 16) heißt *Timmer* (= *Holzblöcke*), es wurde 1958 von Markelius konzipiert und stellt einen Holzstapel im Wald dar. Originale von Markelius' Vorhängen gibt es im Nationalmuseum in Stockholm und im Chicago Institute of Art in den USA. Einige Vorhangmuster wurden neugedruckt und die neu hergestellten *Pythagorus-Vorhänge* hängen seit 1988 im ECO-SOC (The Economic and Social Affairs Council) Saal der UN in New York.

22 Rudberg (wie Anm. 12), S. 59.

23 Ebd., S. 94.

24 Ebd., S. 102.

25 Ebd.

26 Ebd., S. 119.



Bild 16: Kongresshalle Gießen: Innenansicht des Veranstaltungsraums mit originaler Decke und Vorhängen nach Entwürfen von Sven Markelius (Broschüre der Kongresshalle, SHG).

Durch Markelius' Mitwirkung in New York stieg seine Bekanntheit in den Vereinigten Staaten von Amerika weiter. Er wurde nach Yale, Massachusetts Institute of Technology, Cornell University und Berkeley als Gastprofessor eingeladen. Dort wirkte er auch als Berater bei der Planung des Lincoln Center of the Performing Arts in New York.²⁷ Immer wieder plante Markelius kulturelle Versammlungsstätten mit einem Blick für offene aber auch intime Räume, die einen Einfluss auf das Menschenleben haben sollen. Das Konzept der Gartenstadt integrierte er in seine Arbeit als Stadtplaner in Stockholm. Für Markelius hatten ideale Städte eine begrenzte Anzahl von Einwohnern. Ziel war es, einen angenehmen Ort und ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen.

Auch die Stadt Gießen wurde als (traditionelle) Gartenstadt vorgestellt.²⁸

„Die neuen Gebiete mit industrieller und gewerblicher Nutzung zeichnen sich heute bereits zwischen Schiffenberger Tal und Leihgesterner Weg, an der Rödgener Straße (Depot), an der Margaretenhütte und nördlich der Baden-

²⁷ Ebd., S. 131.

²⁸ Heß (wie Anm. 11), S. 273.

burger Hohl ab. Die aufgelockerte Stadt wird ihren Ruf als Gartenstadt behalten und großzügig mit Freiflächen und Grünflächen ausgestattet werden, wozu die natürlichen Voraussetzungen in der Talaue der Wieseck, im Schifflinger Tal und im bereits umgewandelten und in der Umwandlung begriffenen, altvertrauten Gießener Philosophenwald selten günstig gegeben sind.“

Die Chance, im Jahr 1960 eine grüne Stadt von rund 65.000 Einwohnern mit zu gestalten, musste für Markelius anziehend gewesen sein. In einer Stadt, die stark von den Bomben des Zweiten Weltkriegs zerstört wurde und die zusätzlich eine hohe Zahl von Flüchtlingen aufnehmen musste, drückten Architektur und Stadtraum das menschliche Zusammengehörigkeitsgefühl aus. In ihnen fanden kulturelle Aktivitäten ihre humanistisch geprägte, moderne Ausformung.

1917 hatte Bruno Taut über die *Stadtkrone* geschrieben: „Der Sozialismus im unpolitischen, überpolitischen Sinne, fern von jeder Herrschaftsform als die einfache schlichte Beziehung der Menschen zueinander, schreitet über die Kluft der sich befehlenden Stände und Nationen hinweg und verbindet den Menschen mit dem Menschen. - Wenn etwas heute die Stadt bekrönen kann, so ist es zunächst der Ausdruck dieses Gedankens.“²⁹ Das Gießener Bürgerhaus war vom Gedanken einer zukunfts- und sozialorientierten Stadt geprägt. Die *Stadtkrone* erhielt die Form einer intimen Architektur, in der alle Teile dezentral Bezug zueinander nehmen konnten, in der neue Denkprozesse möglich werden sollten.

Literaturangaben

Bartning, Otto: Mensch und Raum: das Darmstädter Gespräch 1951, Darmstadt 1951

„Bürgerhäuser“, *Bauwelt* 1969, Heft 44

Heß, Wilhelm: Gießen heute: Die Stadt, in der wir leben, Gießen 1962/63

Rudberg, Eva: *Sven Markelius, Architect*, Stockholm 1989

Scharoun, Hans: *Berlin* (1948), in: Die Städte himmeloffen - Reden und Reflexionen über den Wiederaufbau und die Wiederkehr des Neuen Bauens 1948/49, Hrsg. Ulrich Conrads and Peter Neitzke, S.33-39. Basel 2003

Taut, Bruno: *Die Stadtkrone* (1919), Berlin 2002

29 Taut (wie Anm. 1), S. 59-60.

„Wir klagen den Verlust, wir zürnen nicht!“ - Die Gießener Theater-Enttäuschungen des Christian Heinrich Schmid

Eckhard Ehlers

*„Wenn aufgebrachter Wellen ein Schiff,
Das unerschrockne Europäer trägt,
An eine namenlose Küste hin
Geschleudert: dann versammelt sich um sie
Der schwarzen Wilden schreckensvolle Schaar,
Und wähet Götter stiegen vom Olymp.
So wähten Gothlands Insulaner einst,
Als Spiegelberg auf dem bereisten Belt
Melpomenen in römischer Heldentracht
Dahin geführt, die Götter selbst zu sehn.
Auch wir, die unter allen Musen nie
Thalia noch Melpomene besucht,
Wir strömen, da Ihr bey uns strandet, hin,
Ein nie gesehnes Phänomen zu sehen!
So wie ein Strahl in ewger Kerker Nacht,
Erquickt und blendet Euer Schauspiel uns.
Ist das nicht Zeus, der wenn er donnert, wir
Erschrocken beben, wenn als Vater, er
Der Weisheit Lehren in den Busen geust,
Gleich seinen Kindern uns gebieten kann?
Ihr nennt ihn Ekhof? Hat jemals noch
Ein Sterblicher auf Herzen dies vermocht?“¹*

Dies schreibt im September 1771 der erst wenige Monate zuvor zum Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit nach Gießen berufene Erfurter Jurist Christian Heinrich Schmid. Es ist die Introdution eines Lobgedichtes, das theatergeschichtlich nicht nur für die oberhessische Region eine bemerkenswerte Vor- und Nachgeschichte hat. Noch keine 25 Jahre alt, ist Schmid ein ausgewiesener, erfahrener Theaterkenner mit zahlreichen Publikationen zur Schauspielkunst und Poesie. Er feiert - besser: imaginiert - das Gastspiel der in diesen Zeiten wohl bekann-

1 Schmid, Christian Heinrich, Erscheinungen, Gießen 1771, S. 3 f.

testen und bedeutendsten Schauspielertruppe in seiner neuen Heimatstadt Gießen. Die „Seilerische Schauspielergesellschaft“ wöhnt er in seinem provinziellen, theaterlosen Umfeld angekommen.



Christian Heinrich Schmid 1746 – 1800 (UAG)

Schon als Schüler und Student fühlte er sich den *belles lettres* verpflichtet, bevor er „mit einigem Widerwillen (...) aus Gehorsam gegen meinen Vater“² seine juristischen Studien aufnahm. 1769 promovierte er in Leipzig und wurde im gleichen Jahr zum ordentlichen Professor *iuris elegantiores* - jedoch ohne Gehalt - nach Erfurt berufen. Dass er am 18. Februar 1771 den Ruf aus Gießen erhielt, bedeutete für ihn, sich endlich wieder voll und ganz den schönen Wissenschaften widmen zu können. Schon vor seiner Gießener Zeit veröffentlichte Christian Heinrich Schmid zahlreiche Theater-Anthologien, Essays, Theater-Journale und Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen.³ Besonders seine Verdienste um die Förderung des englischen Theaters⁴ gegenüber dem obligaten französischen begründete seine Berufung zur Gießener Professur.

Wie Lessing und andere trat er vehement für ein deutsches Nationaltheater ein. Er verstand sich als Proklamierer und Vermittler des deutschsprachigen Dramas. Es war ihm oberstes Gebot des Theaterstücks, den Zuschauer durch Identifikation mit den Akteuren auf der Bühne zu ‚läutern‘. Die komponierte Erregung von Furcht und Mitleid - den Affekt-Effekt - beim Publikum durch ein bürgerliches Personal zu evozieren, war ihm - wie Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie (1767 - 1769)⁵ - von zentraler Wichtigkeit. Im Gothaer Theaterkalender von 1783 datiert er für die Mitte des 18. Jahrhunderts den Einschnitt zur Besserung der deutschen Bühne. „Das Jahr 1747 war überaus denkwürdig. Lessing trat auf und hub plötzlich unsere Komödie empor. Sie gewann durch ihn nicht allein Dialog und Laune, sondern auch Kunst, Charaktere zu entfalten und durchzuführen. Die wahre Komödie ward geboren, denn was ist sie ohne Feuer und Geschmeidigkeit des Gesprächs, ohne komischen Witz, ohne Ausbildung

2 Strieder, Friedrich Wilhelm, *Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte*, Kassel 1802, 13. Bd., S. 64.

3 Genannt seien hier die „*Theorie der Poesie nach den neuesten Grundsätzen und Nachricht von den besten Dichtern, nach den angenommenen Urtheilen*“, Leipzig 1767, die „*Biographie der Dichter*“, Leipzig 1769, die „*Anthologie der Deutschen*“, Leipzig 1770-1772.

4 Schmid, Christian Heinrich, „*Englisches Theater*“, 6 Bde., Leipzig 1769, 1770, 1771 und Danzig 1773, 1776, 1777.

5 In diesen Theaterkritiken postuliert Lessing als Dramaturg des Deutschen Nationaltheaters in Hamburg, dass die erste Wirkung der Tragödie auf den Zuschauer das Mitleiden sein müsse und dass die Helden der Dramen „vom gleichen Schrot und Korne“ wie die Zuschauer sein sollten.

der Charaktere?“⁶ Und nun standen Ende August 1771 Auftritte der Seylerschen Schauspielergesellschaft in Gießen in Aussicht. Als seien Götter vom Olymp gestiegen, huldigt er dies „nie gesehne Phänomen“.

Vom 29. Juni bis zum 18. September trat die Truppe in der bedeutenderen Nachbarstadt Wetzlar auf - unter der Interimsleitung des als „Vater der deutschen Schauspielkunst“ hochgeachteten Konrad Ekhof (1720 - 1778). Es war die Zeit der „Theatromanie“, der „Theaterwut“ in Deutschland seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Um die 50 Theatertruppen zogen damals durch das Land. Das waren etwa 1000 Mimen; oft verkrachte Studenten, entlassene Soldaten, ‚gefallene‘ Mädchen aus dem Volk aber auch wohl situierte Bürgerkinder. Der Konkurrenzkampf war groß! Monopol-Auftritts-Genehmigungen - Exklusivität vor Ort - waren das Ziel aller Prinzipale. Unter diesen Wanderbühnen hatte sich die nach dem Hamburgischen Kaufmann Abel Seyler (1730 - 1800) benannte „Seylersche“ oder „Seilerische“ oder auch „Königlich Großbritannische Hofschauspieler-Gesellschaft“⁷ - hervorgegangen aus der ehemaligen „Ackermanschen Bühne“ - den größten Namen gemacht. Nun befand sie sich also - nachdem sie im Verlaufe des Jahres schon in Hildesheim und Osnabrück aufgetreten war - von Hannover kommend in der Reichskammergerichtsstadt Wetzlar. Ekhofs Reputation als Schauspieler sollte die finanziellen Probleme, den drohenden Bankrott Seylers, abwenden helfen. Unter seiner Direktion kam tatsächlich der Erfolg, verbunden mit der Beruhigung der pekuniären Situation, zurück. Ein theaterinteressiertes, solventes Publikum, das auch aus adligen und juristisch gebildeten Kreisen bestand, ließ das Ekhofsche Ensemble wieder konsolidieren.

In der Seylerschen Schauspielergesellschaft sah Christian Heinrich Schmid seine Ansprüche und Theaterideale verwirklicht, die er nicht erst wie im Jahre 1783 formulierte: „Hanswurst wird verbannt, und mit ihm alles Extemporierte, Ungesittete und Unsinnige. Anfangs galt die Reformation freylich nur den Manteln und der Jacke; aber auch bey wichtigen Dingen fängt man zuerst an, das Aeufferliche zu reformieren.“⁸ Schon allein der Spielplan sagte ihm zu, obwohl mit George Lillo nur ein englischer Autor und Shakespeare noch gar nicht vertreten

6 Schmid, Christian Heinrich, in: Theaterkalender auf das Jahr 1783, Gotha 1783, S. 88.

7 Der englische König und hannoversche Kurfürst Georg III. ernannte Abel Seyler am 21. März 1769 zum „Directeur Unserer Teutschen Hof-Schau-Spieler“.

8 Schmid, Christian Heinrich, in: Theaterkalender auf das Jahr 1783, a.a.O., S. 101 f.

war.⁹ Die französischen und deutschen Dramatiker - wie Racine, Molière, Diderot und Lessing, Weisse, Brandes - dominierten das gegenüber anderen Wanderbühnen anspruchsvolle Repertoire der Seylerschen Theatertruppe. Das bürgerliche Trauerspiel, das aufklärerische Theater begann sich stetig durchzusetzen.

Und natürlich war es auch das zwanzig Akteure umfassende Ensemble, das Schmid überzeugte und anzog. Für die damalige Zeit gut, zum Teil hochkarätig besetzt mit z. B. Johann Michael Böck, Carl August Dobler und Gattin Christiane Dobler, Johann Christian Brandes und Gattin Esther Charlotte Brandes und Friederike Sophie Hensel - angeführt und noch überstrahlt von Konrad Ekhof.¹⁰ Christian Heinrich Schmid ließ es sich also nicht nehmen, so oft es möglich war, den Wetzlarer Kornmarkt aufzusuchen, wo 1767 das barocke Theater, Ball- und Gasthaus „Zum Römischen Kaiser“ erbaut worden war. Hier trat die Seylersche Wanderbühne vor einem dankbaren Publikum auf, und hier lernte er auch den bewunderten Konrad Ekhof persönlich kennen.¹¹

Aus diesem Kontakt heraus und seinem von Anfang an bestehenden Wunsch, Gießen an das Bühnengeschehen der Aufklärung heranzuführen, muss seine Idee entstanden sein, Ekhof und Seyler für einen Abstecher in die Nachbarstadt während der Wetzlarer Gerichtsferien zu interessieren. So baten die Prinzipale im August 1771 die hessische Regierung um eine Spielerlaubnis in Gießen. Diese forderte ein Gutachten der Universität an, in dem die Mehrheit der Professoren sich ablehnend äußerte und gegen jegliches Theaterspiel Protest einlegte. Schmid aber kämpfte mit wenigen Kollegen in Darmstadt gegen das Gutachten an. Mit Erfolg! Die Seylersche Truppe erhielt die Spielgenehmigung. Jedoch: Es war zu spät. Wenige Tage vorher bekamen Seyler und Ekhof ein viel lukrativeres Angebot. Dazu schreibt Johann Christian Brandes - als Schauspieler und Autor Mitglied des Ensembles - in seiner „Lebensgeschichte“: „Die Herzogin-Regentin von Sachsen-Weimar (Anna Amalia / d. Verf.) welche einige Zeit hindurch die Kochsche Schauspielergesellschaft in ihrem Gehalt hatte, richtete jetzt, da diese nach Berlin berufen worden war, ihr Augenmerk auf die

9 Die Aufführungen von Christian Felix Weisses Shakespeare-Bearbeitungen „Romeo und Julie“ und „Richard III.“ stehen für den Beginn der Bemühungen Seylers, Shakespeare in Deutschland bekannter zu machen.

10 Der Hamburgische Prinzipal Abel Seyler selbst trat nicht auf.

11 Später wird er von diesem für seine Theater-Chronologien regelmäßig mit Informationen und Nachrichten aus der Theater-Szene beliefert werden.

unsrige und bot Seylern unter sehr guten Bedingungen ein dauerhaftes Engagement an. Ihm und seiner Gesellschaft konnte auf der Welt nichts willkommener sein. Das Anerbieten wurde sogleich angenommen, wir schlossen unsere Bühne, dankten dem hiesigen Publikum herzlich für dessen bisherige liebevolle Unterstützung und eilten nun unserer soliden Versorgung mit frohem Mute entgegen.“¹²

So sehr Christian Heinrich Schmid sich der Genugtuung und Freude der Gruppe angeschlossen haben dürfte, so kam diese Nachricht doch einem Schock gleich. Dieser Auftrittsentscheidungs veranlasste ihn, in seinen „Erscheinungen“ die Seylersche Schauspielergesellschaft nach Gießen herbeizuphantasieren.

Es nimmt wunder, dass selbst Ernst Ludwig Nebel (1772 - 1854) - 1789 Schüler und später junger Freund Schmidts - in seiner 1828 erschienenen „Iocoso-Seria“ das Gastspiel der Theatertruppe als Faktum bezeugen zu können glaubte. In diesen „Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik der Giessener Professoren“ gibt er an: „Im Jahre 1771 gab die Seiler'sche Schauspielergesellschaft damals in Wetzlar hier einige Vorstellungen.“¹³

Bedenkt man die Tatsache, dass Nebel 1802 (zwei Jahre nach Schmidts Tod) in Justis „Hessischen Denkwürdigkeiten“¹⁴ einen „schlichten Nekrolog, der uns die einzige über trockenes biographisches Material hinausgehende Charakteristik des Verstorbenen liefert“¹⁵, verfasste, so ist es umso bemerkenswerter, dass er dessen „Erscheinungen“ als Realität interpretierte.

Seine „Erscheinungen“ unterteilt Schmid in 3 Kapitel: „Gießen bey der Ankunft der Seilerischen Schauspielergesellschaft“¹⁶ bejubelt die bloße Ankunft der verehrten, ihm göttergleichen Künstler. In „Die Schauspieler an Giesen“ demaskieren sich diese als ganz normale Wesen:

12 Brandes, Johann Christian, Meine Lebensgeschichte, München 1923, S. 248 f.

13 Nebel, Ernst Ludwig Wilhelm, Iocoso-Seria, Gießen 1828, Maschinenschriftliche Nachschrift, Gießen 1921, S. 120.

14 Justi, Karl Wilhelm, Hessische Denkwürdigkeiten Teil III, Marburg 1802, S. 435 ff.

15 Legband, Paul (Hrsg.), Christian Heinrich Schmidts Chronologie des deutschen Theaters, Berlin 1902, Einleitung, S. XIX.

16 Vgl. die o. a. Introduction.



Titelseite der „Erscheinungen“ von Christian Heinrich Schmid, 1771.

*„Wir Götter? Ach, Ihr schmeichelt, oder kennt
 Der deutschen Bühne tragisch Schicksal nicht!
 Zwar schwellt des Dichters Geist den Busen oft
 Zu eines Gottes Hoheit uns: allein
 Wir ziehen sie mit dem Kothurne aus,
 Und sind dann sterblich, wie zuvor.
 Ach, jeder Künstler ist in Deutschland wohl
 Für der Vergötterung im Leben, oft
 Auch nach dem Tode sicher. In Eil
 Fliehn wir zu Euch. Verzagt auf kurze Zeit
 Uns nicht das Recht der Gastfreundschaft! Mit Dank
 Bezeichnen wir den kleinen Zwischenraum
 In unsrer Wanderungen Chronick einst!
 Und Ihr, die eine edle Neubegier
 So oft zur nachbarlichen Bühne trieb,
 Ihr sehet, Deutschlands arme Thalia
 Versteht doch die Etiquette, sie
 Erwiedert den Besuch, wie sichs gebührt.“¹⁷*

Dieses hier vollständig wiedergegebene Kapitel mag begründen, warum mancher spätere Leser und Interpret als real angenommen hat, was nur der Einbildung Schmid's entsprungen war. So wird in den spärlichen Beiträgen zur lokalen Theatergeschichte die damals exponierteste Wanderbühne für einige Aufenthalte in Gießen angesiedelt. „1771 kam dann die bekannte Ackermannsche, jetzt Seylersche Truppe nach Wetzlar und blieb dort fast ein Vierteljahr. In dieser Zeit spielte auch Seyler in Gießen“¹⁸ - behauptet Walter Noll in der ersten Jubiläums-Festschrift des Stadttheaters von 1932, um in einem Zeitungs-Artikel aus dem Jahre 1995 wie folgt zitiert zu werden: „Die erste derartige Wanderbühne in Gießen, von der wir aus Nebel's ‚Jocoso-Seria‘ (1828) wissen, war die ‚Seylersche Schauspielergesellschaft‘, die im Jahre 1771 hier gastierte.“¹⁹ So war es also Ernst Ludwig Nebel - Rektor der Universität von 1803 bis 1804 -, der diese Missverständnisse auslöste.

17 Schmid, Christian Heinrich, Erscheinungen, a.a.O., S. 8 f.

18 Noll, Walter, Zur Geschichte des Theaters in Gießen, in: Theater in Gießen, Festschrift zum 25jährigen Bestehen des neuen Stadttheaters in Gießen, Gießen 1932, S. 13.

19 Noll, Walter, Theater in Gießen vor über 150 Jahren, in: GA, Heimat im Bild, Juni 1995.



*Ernst Ludwig Wilhelm Nebel 1772 - 1854
(Festzeitung zum Universitätsjubiläum 1907)*

Waren die ersten beiden Kapitel der „Erscheinungen“ mit „Giesen, den 26. Aug. 1771“ und „Giesen, den 27. Aug. 1771“ datiert, so lautet das Datum des dritten Abschnitts „Giesen, den 15. Sept. 1771“. Die Vermutung liegt nahe, dass kurz zuvor das Angebot aus Weimar gekommen war. Denn in diesem sechs Seiten umfassenden Abschnitt, der mit „Giesens Prophezeiung“ übertitelt ist, wird aus der Desillusion des Autors ein Klagelied:

*„Von jener süßen Hoffnung, Euch zu sehn,
Berauschet, dünkt es uns, als sähn wir schon
Vom guten Genius Euch hergeführt.
Wie wird uns Träumer Eure Gegenwart
Nicht erst begeistert haben! Aber, ach,
Ein Schlimmeres hat das Schicksal über uns
Beschlossen! Grausam hat es uns schon lang*

*Des Tantals Durst erdulden lassen, und
 Des vorgehen Tages frohe Hoffnung stets
 Am andern Morgen, wie im Sturm zerstört.
 Und endlich sinkt ein ewger Vorhang nun
 Für alle Wonnescenen, die so nah
 Uns dünkten. So entreißt ein neidscher Tod
 Dem Bräutigam am Hochzeitstag die Braut.
 Wir klagen den Verlust, wir zürnen nicht!
 Auch für den Willen nehmet unsren Dank!
 Vielleicht erkannt uns noch das Schicksal nicht
 Für würdig gnug des sehnsuchtswerthen Glücks!
 (...)
 Wir sehn erfreut den sichren Hafen, der
 Euch bald empfängt, Euch da Zufriedenheit
 Und süße Ruh gewährt. Man ehrt in Euch,
 Und man belohnt das Verdienst. Niemals
 Verscheucht ein Mißgeschick Euch wiederum
 In unsre Grenzen.²⁰*

Dass ein gelehrter Kollege sich in dieser Weise zu einem Ensemble der damals in schlechtem Ruf stehenden und sozial verachteten Komödianten hingezogen fühlen konnte, veranlasste den damaligen Rektor Andreas Böhm, den Autor wegen ‚Entweihung der Feder‘ bei den obersten Behörden zu verklagen.²¹ Ein Kuriosum, das Johann Christian Brandes in seiner „Lebensgeschichte“ folgendermaßen beschreibt: „Mein Freund Schmid schrieb einige Zeit nach unserer Ankunft in Wetzlar ein sehr schmeichelhaftes Lobgedicht auf die vorzüglichsten Schauspieler der Gesellschaft unter dem Titel: ‚Die Erscheinung‘. Der Rektor der Universität in Gießen nahm es sehr übel, dass ein öffentlicher Lehrer derselben seine Feder so entweiht hatte, eine Bande

20 Schmid, Christian Heinrich, Erscheinungen, a.a.O., S. 10 f. und S. 13 f.

21 Schon im Vorfeld der Berufung Schmidts berichtete Rektor Andreas Böhm seinem Landesherrn im Januar 1771 von seiner Skepsis gegenüber der Kompetenz des eventuellen neuen Kollegen:

„Der Professor Schmitt habe sich durch sein englisches Theater und seine Anthologie der Teutschen Dichter bekannt gemacht, die er noch fortsetze. Letztere seye eine Sammlung theils gedruckter theils ungedruckter einzelner Gedichte, wozu aber keine Gelehrsamkeit, sondern blos ein guter Geschmack gehöre. Von seiner Stärke der lateinischen Sprache, worauf es bey unserer Professione eloquentiae am meisten ankomme, habe man keine Proben, und seine Gabe zu dociren habe kein sonderliches Lob. Man dürfe es demnach nicht wagen, ihn in Vorschlag zu bringen.“ (StAD E 6 B Universität Gießen, Nr. 26/4).

durchreisender Komödianten zu besingen und belangte den Verfasser des Gedichtes in Darmstadt gerichtlich. Dieser ließ sich aber die Klage wenig anfechten, sondern machte, sooft es ihm seine Pflichtgeschäfte verstatteten, kleine Lustreisen nach Wetzlar hinüber, um das Vergnügen zu haben, eine der besten Schauspielergesellschaften Deutschlands noch näher kennenzulernen. Nach einiger Zeit wurde auch, meiner Erwartung gemäß, der Rektor mit seiner Klage gegen ihn auf Befehl des Landgrafen von Hessen-Darmstadt abgewiesen, und Schmid konnte nun über die Bühne schreiben was er wollte.“²²

Und: Christian Heinrich Schmid schrieb weiter! Während er an der vergleichsweise kleinen Gießener Universität im Abseits des ‚großen‘ zeitgenössischen Bühnengeschehens vom Dozenten-Pult aus weiterhin unter anderem über Ästhetik, Literaturgeschichte, römische Altertümer und Autoren vortrug, war seine Tätigkeit als Chronist der Theatergeschichte Deutschlands jetzt in die Blüte gekommen. Er hatte sich schon in den Jahren zuvor ein Netzwerk mit weitab im zergliederten Deutschland angesiedelten ‚Korrespondenten‘ aufgebaut, das ihm ermöglichte, die aktuelle Theater-Szene von Gießen aus beobachten und beschreiben zu können. In seiner 1775 erschienenen „Chronologie des deutschen Theaters“²³, die mit den Fastnachtsspielen des 10. Jahrhunderts beginnt, wirft er aus den unterschiedlichsten Perspektiven einen Blick auf die historische Entwicklung des deutschen Theaterspiels. Einen „Erweis, wie wenig vor 1773 für unser Theater gearbeitet worden“, ist für ihn „nicht anders als durch eine Induction aus den vorhergehenden Jahren möglich“²⁴. Dieser geschichtliche Abriss, für den Herausgeber Paul Legband „aus der seichten Flut der leidigen Partei-Streitschriften auf den gesunden Erdboden der historischen That-sachen“²⁵ führend und „der theatergeschichtlichen Forschung lange Zeit als einzige Grundlage“²⁶ dienend, hebt programmatisch die Bedeutung eines Nationaltheaters hervor, um die Defizite gegenüber der englischen und französischen Theater-Literatur zu beheben - denn: „Die deutsche Bühne“ habe „lange mit Barbarey und schlechtem Geschmack

22 Brandes, Johann Christian, *Meine Lebensgeschichte*, a.a.O., S. 247 f.

23 Schmid, Christian Heinrich, *Chronologie des deutschen Theaters*, neu hrsg. von Legband, Paul, Berlin 1902.

24 Schmid, Christian Heinrich, *Chronologie des deutschen Theaters*, a.a.O., S. 5.

25 Legband, Paul (Hrsg.), Schmid Christian Heinrich, *Chronologie des deutschen Theaters*, a.a.O., S. VIII

26 Legband, Paul (Hrsg.), Schmid, Christian Heinrich, *Chronologie des deutschen Theaters*, a.a.O., S. XXVII

gekämpft²⁷ -konstatiert Schmid in seiner Vorrede. Es fehlten - noch nach den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts - genügend deutsche Autoren. Es mangelte an guten deutschen Stoffen. Deutschland hatte kein nationales Zentrum, keine Hauptstadt, so dass die Wanderbühnen und Gauklertruppen durch das ganze Land herumziehen mussten, um das vorwiegend auf Belustigung und Possen ausgerichtete Publikum zu unterhalten.

Auf die Frage der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, warum Deutschland noch kein Nationaltheater habe, erwidert Christian Heinrich Schmid noch 1783 im Gothaer Theaterkalender: „Ich antworte, weil es überhaupt keinen Nationalgeist hat, noch je bekommen wird, weil mehr Sprache als Verfassung dies Land unter sich verbindet. So lange nicht alle unsre Höfe alles Ausländische verbannen, so lange nicht die Bühne eine Goldgrube für unsre Dichter wird, so lange nicht öffentliche Pflanzschulen deutscher Schauspieler angelegt werden, werden alle unsere Versuche nur einzelne Versuche bleiben.“²⁸

In seiner „Chronologie des deutschen Theaters“ will er bewusst „lieber trockner Chronologe, als beredter Geschichtschreiber“²⁹ sein, ist jedoch weit mehr als neutraler Protokollant. Seine Subjektivität, seine Leidenschaft für das deutsche Theater und dessen Entwicklung scheint nicht nur immer wieder durch, sondern bestimmt und befruchtet zumal seine Beschreibungen der zeitgenössischen Theatergeschichte von 1750 bis 1775. Mündliche und schriftliche Nachrichten seiner Zuträger und Informanten - dies waren Theaterdichter, Schauspieler und Prinzipale aus den unterschiedlichen Regionen des Landes - ermöglichten ihm, in beeindruckender Intensität vor allem vom aktuellen Theatergeschehen zu berichten. So war es ihm möglich, Informationen über Leben, Schaffen und Wirken von Schauspielern und Autoren zu übermitteln; so konnte er Theater-Publikationen, Spielpläne, Stationen und Wanderwege der fahrenden Schauspieler-Gesellschaften, Spielorte und Wechsel innerhalb der Ensembles annoncieren. Auch Schwächen und Stärken von Stücken und deren Inszenierungen fehlten nicht sowie die subjektive Beurteilung schauspielerischer Leistungen. So ist er mithin auch als bedeutender deutscher Theater-Journalist zu begreifen. In seiner Vorrede der „Chronologie des deutschen Theaters“ schon be-

27 Schmid, Christian Heinrich, Chronologie des deutschen Theaters, a.a.O., S. 11.

28 Schmid, Christian Heinrich, in: Theaterkalender auf das Jahr 1783, a.a.O., S. 101 f.

29 Schmid, Christian Heinrich, Chronologie des deutschen Theaters, a.a.O., S. 6.

tonte er eine Maxime, die sich in manchen seiner Werke wieder findet: „Indessen haben wir die kleinern Bühnen keineswegs außer Acht gelassen, sondern vielmehr so viel von ihnen beygebracht, als wir wußten. Wie oft waren sie der Keim von bessern, wie oft sind aus ihnen unsre besten Schauspieler ausgehoben worden!“³⁰

Drei Jahre nach Erscheinen der ‚Chronologie‘ kommt auf den Theater-Enthusiasten Christian Heinrich Schmid eine neue dankbare Rolle hinzu: Nun kann er sich als Praktiker, ‚Dramaturg‘ und ‚Regisseur‘ beweisen. Denn einige seiner Studenten wollten unter dem Einfluss der ‚Theatromanie‘ eine „Liebhaber-Bühne“ gründen und baten ihren Professor um Rat. Der unstete Freigeist Friedrich Christian Laukhard (1757 - 1822) - Theologie-Student in Gießen von 1774 bis 1778, später vagabundierender Magister und Philosoph, Theologe, Latinist, Privatlehrer, sogar auch Söldner - beschreibt in seiner Autobiographie die Entstehungsgeschichte des studentischen Theaters wie folgt:

*„Ein Marionettenspieler, Joseph Wieland, brachte mich, Tenner und Dern auf den Gedanken, auch Komödien zu spielen. Aber wie, wo und durch welche Mittel, das war die Frage. Ich besprach alles mit dem Herrn Professor Schmid. Er erbot sich gleich, die Direktion zu übernehmen, und riet mir, einen Aufsatz zirkulieren zu lassen und Beiträge von Geld bei den Honoratioren einzusammeln. Geraten, getan. Der Tambour Hofmann und der Karzerknecht Cordanus mußten kontrollieren, und in einigen Tagen hatten wir soviel Geld, als nötig war, ein Theater zu bauen und Kulissen nebst andern Bedürfnissen anzuschaffen. Zum Theater schlug Herr Schmid das theologische Auditorium vor; denn das große juristische war zu Disputationen und Promotionen bestimmt. Ich hielt beim Dekan darum an, aber der alte Benner hielt dies für Entheiligung und schlug das Gesuch ab. Also mußte das philosophische Auditorium dazu herhalten. Dieses war seit langer Zeit der Heustall der Pedellen gewesen. Wir ließen es reinigen und bauten ein Theater für 80 Gulden. Kulissen, Vorhang, Lichter zur ersten Vorstellung und dergleichen kosteten beinahe ebensoviel. So waren wir dann imstande, unsere Kunst zu zeigen. Ich war Rollenmeister, Tenner Aufseher der Kasse und Dern Theatermeister, über uns alle war der dux gregis ipse caper, Herr Schmid, velut inter ignes luna minores.“*³¹

30 Schmid, Christian Heinrich, Chronologie des deutschen Theaters, a.a.O., S. 8.

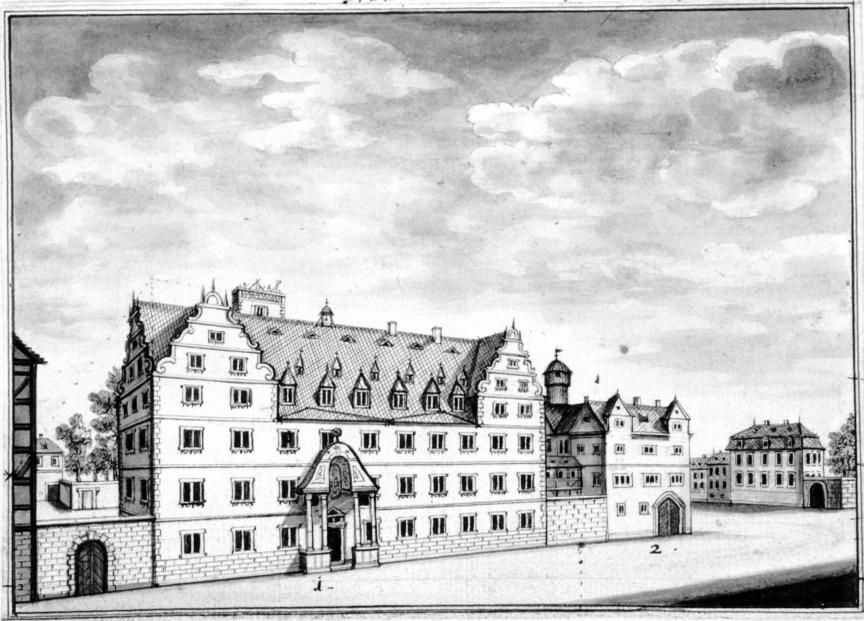
31 Laukhard, Friedrich Christian, Leben und Schicksale, Leipzig 1955, S. 69 f.



Friedrich Christian Laukhard 1757 - 1822 (UAG)

Endlich hatte Christian Heinrich Schmid wieder einen lebendigen Bezug zur Bühne, endlich konnte er seine Vorstellungen und Prinzipien von einem bürgerlichen, erzieherischen Theater nach den Postulaten Lessings in die Tat umsetzen! Endlich fand die hauptsächlich aus der Distanz stattfindende, papierne Chronisten-Arbeit einmal eine Unterbrechung! Man darf annehmen, dass er seinen Studenten nicht nur mit Rat zur Seite stand, sondern sich im Geheimen ein wenig als Prinzipal, als Theater-Direktor fühlte. In seinem ersten Bericht über das akademische Theater in der Darmstädter Landzeitung nimmt er sich natürlich

zurück: „Ueber Wahl der Stücke und Declamation ziehen die Spielenden, wenn sie Zweifel haben, den Professor Schmid zu Rathe.“³²



*Collegium Ludovicianum Mitte des 18. Jahrhunderts
(HLHB Pronnerscher Atlas).*

Nachdem der damalige Rektor der Universität Christoph Ludwig Nebel (1738-1782)³³ sein Plazet für das Theater-Spiel im philosophischen Hörsaal gegeben hatte, konnte es am 11. März 1778 zur Premiere der Dilettanten-Bühne kommen.³⁴ In einem von ihm selbst verfassten und auch vorgetragenen Prolog werden natürlich schon am ersten Theater-Abend seine pädagogischen Intentionen herausgestellt:

*„Erfahrung lehrte mich, daß zu den Meisterhöhen
Die schweren Wege nur durch Stümperthaler gehen,
Daß nie etwas so steil, das nie der Fleiß erflog
Wenn keine Schwierigkeit, nicht Last, nicht Müh ihn bog!
Nur Zeit und Nachsicht kann, was erst Versuch war, heben!*

32 Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung, Nr. 22, vom 18. März 1778.

33 Vater des Verfassers der „Iocosio-Seria“ Ernst Ludwig Wilhelm Nebel.

34 Im 1. Abonnement kam es am 11. und 21. März und am 3. und 10. April 1778 zu Theater-Aufführungen.

*Die Zeit, die wirke dann, die Nachsicht müßt ihr geben!
Wenn lallend unser Mund euch lallend auch gefiel,
So wird aus Juchs einst Ernst, und Kunst aus Uebungsspiel! -
Und ehrt das Drama selbst, wenn ihr uns nicht könnt ehren,
Lacht mit ihm, wenn es schreyt und lauscht auf seine Lehren!
Mehr als Philisterwelt und Purschkommerz gewährt!
Es feilet den Verstand und hobelt unsre Mores -
Vivat das Drama dann, vivant die Spectatores!*³⁵

Hier zeigt sich der didaktische Impetus des Theatermanns Schmid in aller Deutlichkeit! Das Publikum bittet er um teilnahmevolle Geduld mit den Akteuren, damit ein Reifungs-Prozess entstehen kann; die Akteure - nicht immer gerade als Streber und Kinder von Traurigkeit bekannt - gemahnt er indirekt an Ernsthaftigkeit und langen Atem. Danach kam es zur Aufführung des ersten selbst erarbeiteten Stücks. Es war das 1769 entstandene Lustspiel „Der Gasthof - oder Trau, schau, wem“ von Johann Christian Brandes (1735 - 1799). Mit dem Autor war Christian Heinrich Schmid seit seinen Kontakten mit der Seylerschen Schauspielergesellschaft in Wetzlar im Jahre 1771 bekannt. Es lag nahe, den geschätzten Freund zu protegieren, zumal er diesem „eine große Mannichfaltigkeit und zum Theil Wahrheit der Charaktere, viel Diderotische Gemälde, deutsche Sitten, und vorzüglich einen kurzen und geschmeidigen Dialog“³⁶ bescheinigte. Auch dass Brandes der erste Ausländer war, der an der aufstrebenden Hof- und Nationalbühne Wiens, dem Burgtheater, prämiert wurde, mag seine Entscheidung befördert haben. „Das Publikum bezeugte über diesen ersten Versuch viel Zufriedenheit, und die übrigen Vorstellungen werden, sobald es ohne Vernachlässigung der Berufsgeschäfte geschehen kann, folgen“³⁷ - schreibt Schmid in der Darmstädter Zeitung.

Nur zehn Tage nach dem ersten Theater-Abend gelangten am 21. März 1778 bereits zwei neu einstudierte Stücke zur Aufführung³⁸: Gotthold Ephraim Lessings Frühwerke „Der junge Gelehrte“ und „Die Juden“. Das erstere - 1747 entstanden und 1748 mit Erfolg von der Neuberschen Truppe uraufgeführt - stellte für Christian Heinrich Schmid einen mehr als nur hoffnungsvollen Durchbruch des deutschen Dramas

35 Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung, Nr. 22, vom 18. März 1778.

36 Schmid, Christian Heinrich, Chronologie des deutschen Theaters, a.a.O., S. 167.

37 Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung, Nr. 22, vom 18. März 1778.

38 Aus heutiger Sicht darf man die Vermutung anstellen, dass die Proben- und Memorierzeit oberflächlich und kurz gewesen sein muss.

in der deutschen Theatergeschichte dar. Die wahre Komödie war geboren! Die „ächte komische Sprache (...), natürlich und dennoch gewählt, familiär und dennoch witzig, körnigt und dennoch geschmeidig“³⁹ hatte endlich ihren Ausdruck gefunden! Das von den Bühnen verschwundene, nur noch selten gespielte „schöne Stück“, in dem es um Chancengleichheit in der Bildung, um bornierten Standesdünkel und Selbstüberschätzung des Gelehrtenstandes geht, hielt Schmid gerade von einem akademischen Theater für ideal präsentierbar.

*„So angemessen das erste Lustspiel einem Orte ist, der eine Universität hat, so erfordert es doch gute Schauspieler, um den Witz des Dialogs, der hier fast immer die Stelle der Handlung vertritt, nicht zu tödten. Die auch einen geübten Acteur ermüdende Rolle des jungen Gelehrten ward so gut durchgesetzt, daß man dem, der sie bespielte, die drey großen Lobsprüche beilegen kann: Natur, Wahrheit, Feuer. Der Bediente ist die Hauptperson zur Belustigung der ungelehrten Zuschauer, und unerachtet der, der ihn machte, das erstemal die Bühne betrat, so hatte doch seine Action schon viel Leben und Mannigfaltigkeit. Der erste komische Alte auf unsrer Bühne war Chrysander, und er machte seine Sache so gut, daß schon sein Anblick Lachen erregte. Die Soubrette zeigte viel Anlage; kurz das Stück ward so gut ausgeführt, daß jeder fühlte, welch ein Unterschied es sey, Schauspiele zu sehen und zu lesen.“*⁴⁰

Die zweite Aufführung an diesem Abend war Lessings Vorläufer von „Nathan der Weise“ - das 1749 uraufgeführte Lustspiel „Die Juden“. Dazu schreibt Schmid in seiner „Chronologie des deutschen Theaters“: „Herr Lessing sorgte in diesem Jahre (1749 / d. Verf.) eifrig für unsre Bühne. Denn erstlich verfertigte er sein Nachspiel, die Juden, eine vortreffliche Ehrenrettung eines verachteten Volkes. Wegen seines sonderbaren Inhalts ist es sehr selten, und soviel ich weiß, nur von Döbbelin aufgeführt worden.“⁴¹ Die Wahl der genannten Dramen trägt deutlich die Züge der Schmidischen Handschrift. In seinen natürlich nicht unbefangenen Zeitungs-Berichten untermauerte er die Spielplangestaltung und hob die darstellerischen Leistungen lobend hervor. „Herr Schmid ließ jedesmal in der Darmstädter Zeitung ein großes Wesen von

39 Schmid, Christian Heinrich, Chronologie des deutschen Theaters, a.a.O., S. 82.

40 Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung, Nr. 24, vom 25. März 1778.

41 Schmid, Christian Heinrich, Chronologie des deutschen Theaters, a.a.O., S. 90.

der Vortrefflichkeit unsrer Aktion machen“⁴² - erinnert sich Friedrich Christian Laukhard.

*„Kaum habe ich erst zwey Anzeigen von unserm akademischen Theater gemacht, als mir schon das Gerücht zuflüstert, es gebe Kopfschüttler, die sich wunderten, darinnen nur Lob zu finden. Wer aber auch keine Nachsicht gegen ein angehendes Institut haben will, der bedenke, daß den Leser einer Zeitung nicht Kritiken über Fehler, sondern eine Erzählung dessen, was geleistet worden, intereßire. Nicht die öffentliche Rügung der Fehler, sondern eine geheime freundschaftliche Vorstellung derselben kann hier Nutzen stiften. Lob ermuntert, alle Mißvergnügte und Neider und Kritiker durch steigende Vollkommenheit zu beschämen.“*⁴³

Dies schreibt Christian Heinrich Schmid am 5. April 1778 einleitend und mehr als nur wohlwollend in der Darmstädter Landzeitung, um über den dritten Theater-Abend des Studenten-Ensembles zu berichten. Am 3. April 1778 kam die 1697 entstandene und 1752 ins Deutsche übertragene Farce „Der Zerstreute“ zur Aufführung. Die Wahl des nach Molière bedeutendsten französischen Komödiendichters Jean-François Regnard mag belegen, dass es den Studenten und ihrem Mentor Christian Heinrich Schmid nicht nur um Belehrung, Bildung und also Besserung des Publikums ging. Auch die Belustigung kam nicht zu kurz. Am 10. April 1778 sollte es zum vierten und damit letzten Theater-Abend im 1. Abonnement kommen. Auf dem Programm stand eines der zahlreichen Soldatenstücke des Breslauer Dichters Gottlob Stephanie - „Der Deserteur aus Kindesliebe“, entstanden 1773. In der Darmstädter Landzeitung berichtete Schmid wie folgt:

„So wenig Mühen solche Stücke dem Verfasser mögen gekostet haben, nehmen sie sich doch ziemlich auf der Bühne aus, weil sinnliche Spectackel genug da sind, den gaffenden Theil des Publikums zu unterhalten. Aber auch dem Kenner Beyfall abzunötigen, der in der Stube so ein Stück mit Füßen tritt, das ist blos das Werk des Schauspielers - und das gelang unsrer Gesellschaft vollkommen. Alle machten sie ihre Rolle vortrefflich, die Bauren ahmten den hiesigen Bauern Dialect in solcher Vollkommenheit nach, daß die Täuschung nicht gröser hätte seyn können. Herumziehende Gesellschaften können dergleichen Rollen

42 Laukhard, Friedrich Christian, Leben und Schicksale, a.a.O., S. 70.

43 Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung, Nr. 28, vom 8. April 1778.

unmöglich so lokalisieren. Ueberhaupt haben solche Privattheater insgesamt mehr Natur, als Schauspieler von Profession.“⁴⁴

Bringt man sich den Prolog der ersten Aufführung in Erinnerung, den Appell Schmidts an das Publikum, Geduld mit den Akteuren zu haben, so ist eine deutliche Verbesserung der schauspielerischen Leistungen zu vermuten.

Nunmehr pausierte die studentische Theater-Aktivität für ein Vierteljahr. Es ist nicht überliefert, ob in dieser Zeit intensiver geprobt wurde. Zunächst musste das zweite Abonnement realisiert werden; das alte Publikum gehalten und neue Zuschauer gewonnen werden.

„Unsere Liebhaber-Bühne ist wieder geöffnet, am 17ten dieses wurde Der Postzug des Herrn von Ayrenhoff und Der Schatz von Herrn Leßing vorgestellt, alle Zuschauer, sowohl einheimische als fremde, die sich in ziemlicher Menge von Wetzlar eingefunden, kehrten vergnügt zurück. Es ward vor Vorstellung des Stücks ein Prolog gehalten, den wir vielleicht künftig denen Lesern mittheilen.“⁴⁵

Dieses ist der letzte Bericht Christian Heinrich Schmidts in der Darmstädter Zeitung. Es kam nicht mehr zu den geplanten drei weiteren Aufführungs-Abenden. Das akademische Theater wurde - wohl auf Anraten einiger Gießener Professoren - von der Landesregierung verboten. Offizielle Begründungen existieren nicht. In seinen Lebenserinnerungen konstatiert Friedrich Christian Laukhard:

„Dieses Komödienspielen hat wenig Gutes gestiftet. Unsre Bursche fanden einen so starken Geschmack am Spektakel, daß alles ernsthaftere Studieren darüber vernachlässigt wurde und jeder nur Komödien las. Die mitspielenden Personen konnten vollends gar nicht studieren. Nach meinem Abschied⁴⁶ hat der Landgraf die Komödie verbieten lassen. Man hatte ihm vorgestellt, daß sie die ganze Universität zer-rütten würde. Nichts hat aber durch das Schauspiel mehr gelitten als der Komment und die Orden. Denn die Verbindungen der Spielenden waren nun viel fester als die der Orden, und über den Komment wurde gelacht.“⁴⁷

44 Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung, Nr. 31, vom 18. April 1778.

45 Hessen-Darmstädtische privilegierte Landzeitung, Nr. 61, vom 1. August 1778.

46 Laukhard verließ Gießen „ohngefähr acht Tage vor Ostern“ im Jahre 1778.

47 Laukhard, Friedrich Christian, Leben und Schicksale, a.a.O., S. 70.

Dies war - nach der Absage der Seylerschen Schauspielergesellschaft im Jahre 1771 - eine zweite herbe Gießener Theater-Enttäuschung für Christian Heinrich Schmid. In einem von ihm selbst verfassten und gehaltenen Epilog, den er 1779 im Reichardschen Theater-Journal veröffentlichte, nimmt er wehmütig Abschied von der Bühne, ohne allerdings die Gründe für das Ende des Studenten-Theaters zu nennen.

*„Kaum achtmal schmeckten wir Thaliens süße Freuden!
So flüchtiger Genuß erhöht nur unsre Leiden!
Kaum aufgebauet sinkt - so will es das Geschick!
dies gute Bühnchen nun in's vorge Nichts zurück!
Die Trauernachricht muß ich leider Euch verkünden!
Was ich entstehen sah, seh ich auch noch verschwinden!
Von süßen Träumen voll, weyt ich die Bretter ein,
mit Thränen muß ich sie jezt wiederum entweyn!“⁴⁸*

Seine energischen Bemühungen, Gießen in das zunehmend wachsende Theater-Geschehen in Deutschland einzubinden, waren nur von kurzer Dauer. Aber diese exponierte Vorreiter-Stellung macht ihn im Nachhinein zum Glücksfall für das Theater-Spiel in seiner Stadt.

Ihm ist es zu verdanken, dass das Theater nicht mehr nur mit Zügellosigkeiten und Unarten fahrender Komödianten in Verbindung gebracht wurde, sondern sich mehr und mehr höhere künstlerische Ansprüche entwickeln und durchsetzen konnten.

48 Reichard, Heinrich August Ottokar, Theaterjournal, 10. Bd., Gotha 1779.

Die großherzogliche Wohnung in Gießen

Hans-Joachim Weimann

Selten haben sich die Hessen-Darmstädtischen Landesherren langfristig in ihrer Provinzhauptstadt Gießen aufgehalten. Es gibt zwei kriegsbedingte Ausnahmen. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hält Landgraf Georg II. von 1632 bis 1649 Hof in Gießen. In den Jahren 1693 bis 1698 bewohnt Landgraf Ernst Ludwig das schlecht heizbare Universitätsgebäude. Eine Verbindung zum „Alten Schloß“ wird durch einen Brückenbau hergestellt. Eine Ansicht aus dem „Pronnerschen Atlas“ zeigt diesen Übergang. Für den Neubau eines Schlosses südlich des Zeughauses werden Steine gelagert. Die Universität darf sie dann im Jahre 1720 für einen Mauerbau am botanischen Garten verwenden. Sie verpflichtet sich aber, die Steine *hinwieder in Natur ad locum zu erstatten*, wenn das Bauprojekt des *Durchleuchtesten Fürsten und Herrn* wieder aufgegriffen wird.¹

Ernst Ludwig (1868-1937), der letzte Landesherr von Hessen-Darmstadt, lässt auf seine Studienzeit in Leipzig ein Gießener Semester folgen. In einem späteren Rückblick schreibt er dazu: *Das Wintersemester 1890/91 verbrachte ich in Gießen. Da war es nun ganz anders. Da war ich der Erbgroßherzog. Mein Verkehr waren dort hauptsächlich die jungen Professoren und Dozenten, auch die Kaufleute, unter denen es sehr feine Menschen gab wie Gail, Schirmer etc. Das Offizierscorps der 116er lud mich auch öfters ein. Mit den Studenten verkehrte ich beinahe gar nicht, denn immer wäre ein Corps auf das andere eifersüchtig geworden, wenn ich mit einem verkehrte. So machte ich auch keine Freunde. Die Zeit war zu kurz. Es wäre ja noch gekommen, aber da mußte ich schon im April nach Potsdam. Man hatte für mich ein reizendes kleines Haus ... genommen. Es lag dort, wo jetzt das Theater steht. Da fühlte ich mich ganz als Hausherr und gab kleine Dinners oder Bierabende. Große Freude bereitete es mir, diese Abende so künstlerisch schön zu machen, wie ich es nur konnte. Da saß man dann bis zum frühen Morgen in eifrige Diskussionen vertieft. Da es viele gute musikalische Dilettanten gab, machte ich auch musikalische Tees, die sehr zu gefallen schienen, denn jedermann war bereit mitzuwirken. So habe ich damals den Chor der Huris aus „Paradies und*

1 Universitätsarchiv Allg 882 P. 45-49.

Peri“ von Schumann selbst einstudiert. Das ganze Wintersemester war mehr gesellschaftlich als etwas anderes, und ich lernte zu repräsentieren, was ja auch für spätere Zeiten sehr nötig war.²

Bei dem reizenden kleinen Haus handelt es sich um die Villa, die der Buchhändler Georg Wilhelm Friedrich Heyer auf ehemaligem Festungsgelände hat bauen lassen, jetzt „Schülersche Besitzung“ genannt.³ Zur gleichen Zeit erscheint eine Bildkonstruktion der Stadt, von der oberhalb des Alten Friedhofs stehenden „Luthereiche“ aus in westlicher Richtung „gesehen“.⁴ Inmitten des hier abgebildeten Ausschnitts befinden sich Villa mit Park der „Schülerschen Besitzung“.



Wilhelm Gail schreibt am 21.1.91 seinem Bruder Karl: *Wir planen für den 13. Februar eine größere Taggesellschaft, welcher voraussichtlich der Erbgroßherzog auch beiwohnen wird. Der etwas sehr fröhliche junge Herr ist absolut keine Störung für die Gemüthlichkeit und wenn man ... an ihn und seine persönliche Aufmerksamkeit gegen uns keine zu großen Ansprüche stellt, geht es auch ganz gut mit solch hohen Gästen. Die Anwesenheit des Erbgroßherzogs hat eine ganz ungewöhnliche Helle in die hiesige Gesellschaft gebracht und ist man von allen Seiten bemüht, ihm durch Aufmerksamkeit aller Art den guten Willen zu bezeigen und zu versuchen, Gießen ein gutes Andenken bei ihm zu erwerben. Viel muß der arme Herr ja auch erdulden bei dieser Aufmerksamkeit, und bin ich immer erstaunt, wie liebenswürdig er so manche Einladung annimmt, die lediglich bezweckt, neben der Aufmerksamkeit für ihn, auch ihn zu benutzen zum Reklamemachen.⁵ Das Fest in der Neustadt 32 wird zu einem großen Erfolg. Drei Musikgruppen treten auf: eine aus Baden-Baden angereiste Zigeunercapelle, eine österreichische Sängergesellschaft und eine echte Minstrel-Gruppe aus USA.⁶ Der Erbgroßherzog wird von dem ehemaligen Kreisamtmann*

2 Ernst Ludwig ... : *Erinnertes ...* S. 32

3 B 176 bzw. Neuen Weg 74, benannt nach Rechtsanwalt Wilhelm Schüler, 1906/7 Bauplatz des Stadttheaters.

4 In Otto Buchner: *Führer für Gießen und das Lahntal*, Gießen (Roth) 1891.

5 Gailsches Familien- und Firmenarchiv, Kopiebuch 2, Blatt 208, StdtAG 00104

6 Minstrel: In den 1830er Jahren populär gewordene Form der Unterhaltungsmusik, Karikatur von Afroamerikanern durch weißhäutige Amerikaner mit schwarz gefärbten

Gustav Römheld (1861-1933) betreut, einem sehr kunstsinnigen Begleiter. Zwischen Wilhelm Gail und Gustav Römheld entwickelt sich ein freundschaftliches Verhältnis.

Zu dieser Zeit wird ein Abbruch des unschönen und baufälligen Alten Schlosses erwogen. Nur der Heidenturm soll erhalten bleiben. Der Oberhessische Geschichtsverein bemüht sich erfolgreich um eine Rettung des Gebäudes. Eine Verwendung als Museum wird beschlossen. 1893 übernimmt die Stadt Gießen das Bauwerk als Geschenk. Der Oberbürgermeister Fedor Gnauth (1854-1916) wird 1900 Finanzminister und kann das Projekt von Darmstadt aus tatkräftig fördern. 1903 beginnt der Architekt Ludwig Hofmann (1862-1933)⁷ mit einem gründlichen Umbau. Um dem Großherzog mehrtägige Aufenthalte in der Provinzhauptstadt bequemer zu gestalten, wird die Einrichtung einer besonderen „Absteige“ erwogen. Die Grundlagen dieses Projekts werden in der ersten Jahreshälfte 1905 zwischen dem Provinzialdirektor⁸ Geheimrat Dr. Andreas Breidert, Oberbürgermeister Heinrich Anton Mecum (1857-1925), dem Darmstädter Hof-Möbelfabrikanten Julius Glückert (1848-1911) und dem Großherzoglichen Hof verabredet. Am 14. Oktober 1905 wird zunächst die feierliche Öffnung der Museumsräume gefeiert.

Von der großherzoglichen Wohnung werden drei Räume im Nordostteil des Erdgeschosses projektiert: Warte-, Empfangs- und Rauchzimmer. Der Möbelfabrikant Glückert plant die Ausstattung nach Anordnungen des Großherzogs Ernst Ludwig. Eine Pracht in *reichem romanischen und byzantinischen Stil* soll es werden. Die Provinzialverwaltung übernimmt die Ausstattung des Empfangszimmers, der Brauereibesitzer Ihring das Rauchzimmer. Die Sessel, Stühle und Kissen gelten als Geschenk *der Oberhessischen Frauen und Jungfrauen*. Der Provinzialdirektor bittet Herrn Oberbürgermeister Mecum im April 1905 um Stellungnahme zu dem Glückertschen Projekt und Kenntnis der von „Schenkgebern“ zu erwartenden Beträge. Eine Gesamtsumme von 30000 Mark⁹ wird zugesagt. Bürgermeister Mecum erwartet, daß

Gesichtern. Zum Ende des 19ten Jahrhunderts traten schließlich auch Farbige als „echte“ Minstrel-Gruppen auf.

7 Ab 1904 Baumeister der Evangelischen Landeskirche Nassau, 1910 Architekt für den Umbau des Gießener Bahnhofsgebäudes.

8 Am ehesten dem Regierungspräsidenten entsprechend.

9 Goldmark. Gießener Tabakarbeiter haben zu dieser Zeit einen mittleren Tagesverdienst von 1,60 Mark.

die Gießener Mäzene ihre Vorstellungen an den von der Provinzialverwaltung gestifteten Zentralraum anpassen. Sie seien aber *in keiner Weise behindert, sich jede Einmischung der Herren Breidert und Glückert zu verbitten.*¹⁰ Diese widersprüchlich anmutende Weisung läßt Prestigeprobleme vermuten.

Eine düstere Pracht entsteht. Hermann Oesterwitz spricht von einem *Kleinod des Hessischen Kunstgewerbes*. Für die Täfelungen werden einheimische Hölzer verwendet: im Wartezimmer bemalter dunkelbrauner Nußbaum, im Empfangszimmer rote Birne mit Vergoldung, im Rauchzimmer hellbraune Ulme. Die Wandstoffe sind im Wartezimmer golddurchwirkt grün, im Empfangszimmer blau, im südwestlich anschließenden Nebengemach rot mit goldenen Hirschen. Die Portiere ist schwarz mit goldenen Kranichen und einer Papageien-Bordüre. Der Berliner Maler Hans Koberstein (* 1864), der auch den von Wilhelm Gail (1854-1925) gestifteten Theatervorhang¹¹ geschaffen hat, ist mit einer Mappe für die Großherzogin beteiligt.¹²

Die zweite Phase der Baugeschichte, die bereits während des Breidert-Glückert-Unternehmens beginnt, läßt sich aus dem Wunsch nach mehr Licht und Heiterkeit erklären: „Jugendstil!“ Ein anderer Architekt soll die Fortführung des Projekts gestalten. Kommerzienrat Gail hat eine Unterredung mit dem zum Kabinettschef aufgestiegenen Gustav Römheld. Die beiden Herren haben sich wohl schnell darüber verständigt, daß Josef Maria Olbrich die Innenarchitektur für die anderen Räume, insbesondere das Obergeschoß gestalten soll.

Olbrich (1867-1908), ein schon früh anerkannter Architekt und Designer Wiener Schule, war vom Großherzog Ernst Ludwig für die Führungsrolle bei der Gründung der Darmstädter Jugendstil-Künstlerkolonie Mathildenhöhe verpflichtet worden. Der Großherzog wird dazu später anmerken: *Es waren immer nur ungefähr sieben Künstler. ... Der größte von allen blieb Olbrich. Auf ihn bin ich durch Zufall gekommen. Ich sah seine Zeichnungen für die Sezessions-Ausstellung in Wien und eine Skizze für einen Handleuchter, ganz persönlich und anders als die damalige Richtung. Ich fühlte sofort: Da ist etwas Frisches und ganz zu mir Passendes, etwas Sonniges, was ich bei anderen nicht spürte.*¹³

10 Oesterwitz 1907 S.124 ff. / Gailsches Archiv, Mappe mit Stiftungspapieren.

11 Inspiriert von F. Schiller: Mädchen in der Fremde.

12 Oesterwitz 1907 S.124 ff.

13 Ernst Ludwig ... : Erinnerunges ... S. 115

Bereits bei den Bauten für die erste Ausstellung der Künstlerkolonie - „Ein Dokument Deutscher Kunst“, 1901 - kommt es zu einer harmonischen Zusammenarbeit des Architekten mit Wilhelm Gail. Die Villa Olbrich wird mit Gailschen Steinen zweifarbig gedeckt, die Treppe zum „Ernst-Ludwig-Bau“ aus buntglasierten Klinkern gebaut. Die Handformerei der Gießener Dampfziegelei und Tonwarenfabrik liefert auch die blütenförmigen Randsteine für das „Omega-Portal“.

Am 18. Mai 1905 schreibt dann Gustav Röhfeld an Wilhelm Gail: *Ich habe soeben mit Sr. K. H. dem Großherzog im Sinne unserer Unterredung vom letzten Samstag gesprochen. Das Ergebnis war, daß der allergnädigste Herr Professor Olbrich für die Ausstattung der oberen Herrschaftsräume im Kanzleigebäude als sehr geeignet hält und den Gedanken, die fragliche Arbeit dem genannten Künstler zu übertragen, freudig begrüßte. ...* Das Engagement von Olbrich für die großherzogliche Wohnung im Alten Schloß kann als Stilbruch gesehen werden. In einem ganz andersartigen Gehäuse, einem Gießener Eckbau früherer Stadtverteidigung, wird reiner Jugendstil verwirklicht.¹⁴ Eine Einladung von Wilhelm Gail nimmt Joseph Olbrich gerne an: *Sehr geehrter Herr Kommerzienrath! Vielen Dank für Ihre lebenswürdigen Mitteilungen und für die freundliche Einladung auf Samstag den 13. Januar, der ich gerne Folge leisten werde. Ich freue mich ganz besonders auf die Besprechung und die Besichtigung der Räume im alten Schlosse sowie auf die künftige Arbeit. S. Kgl. Hoheit der Grossherzog freute sich gelegentlich meiner Mitteilung über diese Absicht mit mir recht herzlich und denkt recht eifrig dabei mitzubauen. ...*¹⁵

14 Diese als Provokation gegen stilunsichere, historisierende Gründerzeit entstandene neuartige Lebensform hat zunächst starken Widerstand hinnehmen müssen. Die Kritik an der ersten Ausstellung der Künstlerkolonie ist lautstärker als Zustimmung. Viele großbürgerliche Bauherren lassen ihre Villen noch historisierend bauen.

15 Gailsches Archiv, Mappe mit Stiftungspapieren.



Ihrer gnädigster Herr Kommerzienrat!

Haben heute für Ihre liebenswürdigen
Mitteilungen und für die freundliche
Einladung auf Samstag den 13. Januar,
das ich sehr gerne folgen dürfte warte.

Ich freue mich ganz besonders
auf die Besprechung mit der Geschäfts-
leitung der Räume im alten Schloss,
sowie auf die zukünftige Arbeit.

Ich lege großen Wert auf die
frühe bei gelegentlichem
Mitteilung über diese Angelegenheit
mit noch herzlich mit Dank

nicht zögerlich dabei mitgeteilt.
hat mir vorgeschlagene Zeitprogramme
entspricht ebenfalls meine Intention
so dass alles nach Herrn Hünig
abstimmbar werden kann.
Die im Antrage enthaltenen Mitteilungen
von Seite der Herrn Oberbürgermeister
ist mit noch nicht eingekommen.

Diesem ist nachmal bestenfalls
sagen Sie in in vorher Besprechung
Ihre ergebensten

Josef Maria Olbrich
Hofmeistergeb.

Der Kommerzienrat Gail wird der wichtigste Ansprechpartner Olbrichs für das Projekt. Am 29. Januar 1906 erbittet Olbrich die Raumgröße für die Entwurfsarbeit. Am 24. Juli sehen sich beide in Darmstadt. Drei Tage später kommt Olbrich nach Gießen, um mit den Kommerzienräten Gail, Heichelheim, Heyligenstädt und Oberbürgermeister Mecum zu verhandeln. Ende Juli bittet Olbrich den Kommerzienrat Gail *höflichst Ihre Hilfe in der Weise angedeihen zu lassen, dass Sie die Ausführung der Arbeiten durch Ihre persönlichen Vorstellungen und Kompetenzen fördern*. Am 17.9. geht es um Putzarbeiten und Installationen, am 28.9. um Elektro- und Wasserleitungen. Im November regt der Bankier Siegfried Heichelheim (1842-1920) eine Vereinfachung der Wohnzimmerausstattung an, die er finanziert. Kommerzienrat Gail soll schriftlich zustimmen. Am 10. Januar wird er um *Intervention* gebeten, weil eine Zahlung der Stadt von 4000 Mark ausgeblieben ist.¹⁶

Schließlich kann Josef Maria Olbrich am 30. Juli 1907 um 11 Uhr die Räume an die Stifter übergeben. Er ist *von den Arbeiten sehr befriedigt* und hofft, *dass das Werk als geschlossene Arbeit überall überraschenden Eindruck machen wird*. An den Kommerzienrat Gail richtet er noch eine Bitte: *Auch einige Damen von Gießen stiften für den Privatraum Ihrer Kgl. Hoheit, der Frau Grossherzogin eine Reihe von notwendigen kleinen Gegenständen. Ich hoffe, dass noch einige Stücke wie silberne Handleuchten, silberne Beleuchtungskörper (Stehlampen), silberner*

16 Gailsches Archiv, Mappe mit Stiftungspapieren.

*Korb für Karten, Nadelkissen mit Silberfuß von den Damen ihrer näheren Bekanntschaft gestiftet werden können. Ich frage daher privat bei Ihnen an, ob Ihre verehrte Frau Gemahlin trotz der großen Opfer in letzter Zeit noch einige Damen weiß, die für solche solitäre Gaben geneigt wären. Ich würde mich dann an Ihre Frau Gemahlin mit der Bitte wenden, ein paar lebenswürdige Worte für diesen Teil der Ausschmückung bereit zu haben.*¹⁷ Ein Empfehlungsschreiben Olbrichs wegen einer Ehrung des Kommerzienrats Gail durch eine Goldmedaille der Künstlerkolonie wird bei den Erinnerungsfesten des Gießener Unternehmens stets als besonderes Erinnerungsstück abgebildet.¹⁸

Professor Olbrich erwartet 4988 Mark Honorar. *Geschenkegeber* sind Geheimrat Buderus (Parkettböden) die Kommerzienräte Gail (Adjutantenraum und Empfangszimmer im Obergeschoß), Emmelius, Heichelheim (Wohnzimmer) und Schaffstädt (Badezimmer), der Fabrikant Klingspor und die Darmstädter Bank für Handel und Industrie. Dem Kommerzienrat werden für das Empfangszimmer 6100,85 Mark, für den Raum des Adjutanten bzw. Kammerdieners 1512,50 Mark in Rechnung gestellt.¹⁹

Die Räume sind sehr schön, sehr hell, sehr wohnlich geworden (s. die Tafeln „Zimmer des Adjutanten“, „Empfangszimmer im ersten Stock“, „Wohnzimmer“ und „Schlafzimmer“). Eine Dokumentation mit Olbrichschen Entwurfszeichnungen und Fotos in dem 1901 bis 1914 erschienenen dreibändigen Prachtwerk „Josef Maria Olbrich - Architektur“ gibt einen guten Eindruck. Im Empfangszimmer dominiert der prächtige Übergang zum Wohnzimmer. Die Verzierung des Türsturzes findet eine Entsprechung in den zartbunten Oberlichtern. Der schöne Blick in den botanischen Garten und zum Zeughaus vom Sessel am Besprechungstisch wird in der Entwurfszeichnung freilich durch einen mächtigen Blumenstrauß behindert. Die Kaminecke im Wohnzimmer ist sehr aufwendig gestaltet. Die Dame im Zentrum der Wandbespannung bleibt rätselhaft. Sehr elegant wirkt der „Arbeitsplatz“ des Hausherrn. Das Schlafzimmer ist wohl auch als Aufenthaltsraum für die Großherzogin gedacht. Es gibt einen zierlichen Schreibtisch, auch eine Couch für Ruhepausen. Das Ganze wirkt recht intim. Für eine größere Zahl von Gästen wäre wenig Platz. Durch den oberen

17 Gailsches Archiv, Mappe mit Stiftungspapieren.

18 Zuletzt in der Jubiläumsschrift „100 Jahre Keramik“, Gießen 1991.

19 Gailsches Archiv, Mappe mit Stiftungspapieren.

Empfangsraum erreicht man das Badezimmer. Die Küche wird in dem von Wilhelm Gail erworbenen und gestifteten ehemaligen Gasthaus Bavaria (*Feidelsche Besetzung*) eingerichtet.²⁰ Zu den Wohnräumen kommt man über die Haupttreppe.²¹ Beim Gang durch die „Halle“ kann man dann den Anblick der Wetterfahnen von Rathaus und Heidenturm, des Wirtshausschildes „Rappen“, der Zunftzeichen der Wagner, Sporer und Schmiede, des Rockenberger Richtschwerts, des „Kurfürstenkrugs“ und vieler anderer Ausstellungsstücke erleben.

Es gibt ein Zeichen dafür, daß Olbrich bald beauftragt wird, die relativ neuen Räume der ersten Bauphase, also Wart-, Empfangs- und Rauchzimmer, im Jugendstil umzugestalten. Am 12.11.1907 schreibt er in einem Brief: *In Gießen habe ich über die Bauern gesiegt, und mache ich die drei unteren Zimmer.*²² Am 8. August des nächsten Jahres stirbt er durch Leukämie. Zu einer Ausführung des Auftrags kommt es nicht.

Im September 1906 wendet sich Oberbürgermeister Mecum an den Direktor des Botanischen Gartens und teilt mit, der Kommerzienrat Wilhelm Gail habe der Stadt die dem Alten Schloß südlich benachbarte ehemalige Gastwirtschaft Bavaria geschenkt. Herr Gail wünsche, daß die Umgebung dieses Gebäudes und der künftigen großherzoglichen Wohnung schöner gestaltet werde. Man erwarte eine Entfernung des kleinen Gewächshauses östlich des Heidenturms, der Mistbeete und der Holzschuppen hinter dem Kollegiengebäude. Eine gärtnerische Anlage solle ermöglicht, ein Umbau des Inspektorhauses angestrebt werden. Man glaube *annehmen zu dürfen, daß es nur dieser Anregung bedarf und die Universität sich gerne bereitfinden lassen wird, auch ihrerseits zur Verschönerung der Umgebung des alten Schlosses und des Absteigequartiers des Landesherrn beizutragen.* Professor Hansen antwortet verständnisvoll. Er sieht insbesondere die Belästigung durch den Schornstein des Gewächshauses ein, der unterhalb eines Fensters der künftigen Wohnung endet. Es sei auch zu empfehlen, die Gärtnerwohnung durch Abriß und Neubau *so gut wie ganz aus dem Gesichtskreis des Schlosses* verschwinden zu lassen. Die Geldmittel für die erforderlichen Maßnahmen müßten allerdings beschafft werden. Wegen des Umbaus des Inspektorhauses und der Plausibilität der Sichtstörung

20 Krüger 1963 S. 263.

21 Krüger 1963 S. 262.

22 Erläuterungen von Robert Judson Clark im Katalog der Gießener Ausstellung 1974, S. 2.

geht es dann zwischen dem Ministerium und der Universität hin und her. In Darmstadt wird schließlich beschlossen, die Mistbeete und das Treibhaus abzubrechen, den Platz einzuebnen und einen befestigten Zugangsweg zwischen Schloß und Garten herzustellen.²³

Am 3. Oktober 1910 berichtet der Gießener Anzeiger über *Fürstlichen Besuch ..“: Am Sonntag nachmittag kurz vor 4 Uhr trafen der Großherzog mit Gemahlin, der Kaiser von Rußland und der Kronprinz von Griechenland mit dem üblichen Gefolge in fünf Automobilen, von Hohensolms kommend, hier ein. Die hohen Herrschaften besichtigten zunächst das Großherzogliche Absteigequartier sowie einen Teil des Museums im alten Schloß und begaben sich nach einem halbstündigen Aufenthalt zurück in den botanischen Garten. Nachdem die Herren einen kurzen Rundgang durch den im bunten Herbstschmuck prangenden Garten und die Gewächshäuser unternommen hatten, herrschte unter den alten hohen Bäumen bald zwanglos heitere Stimmung um die in aller Eile mit Herbstblumen und Veilchen geschmückte Tafel. Nach Einnahme des Tees gegen ½ 6 Uhr wurde die Rückreise vom botanischen Garten aus durch die Sonnenstraße, Seltersweg und die Frankfurter Straße angetreten. Der Garten war für das Publikum - die wenigsten Gießener hatten eine Ahnung vom Besuch des Großherzogs - durch die Polizei und zahlreiche fremde Kriminalbeamte abgesperrt. Der heitere sommerlich warme Nachmittag mag das Seine mit dazu beigetragen haben, daß sie eine Wiederholung des Besuches in Aussicht gestellt haben sollen. - Das Gebäck zu der Teetafel wurde von Hofbäcker Noll und von der Konditorei Hettler geliefert. Letztere ist übrigens mit den regelmäßigen Lieferungen für den Friedberger Hofstaat betraut. - Vor ihrem hiesigen Aufenthalt waren die fürstlichen Gäste in Hohensolms, dem Geburtsort der Großherzogin, wo sie das Schloß besichtigten. Der Ort hatte geflaggt und die Bevölkerung begrüßte die Besucher mit lebhaften Hochrufen. (letzte Tafel ²⁴) Ob das Begrüßungsbild zu diesem Ereignis gehört, könnte bezweifelt werden. Bei Kleidung und Gefährt gibt es Unterschiede. Kurz vor der Abfahrt vom Museum entstand aber ein zweites Foto, auf dem Zar Nikolaus II. eindeutig erkennbar ist.*

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs verliert der Großherzog das Wohnrecht im Alten Schloß. Die Möbel werden nach Darmstadt trans-

23 Universitätsarchiv, PrA 2487 P. 77-88.

24 Fotos aus der Bildersammlung des Stadtarchivs.

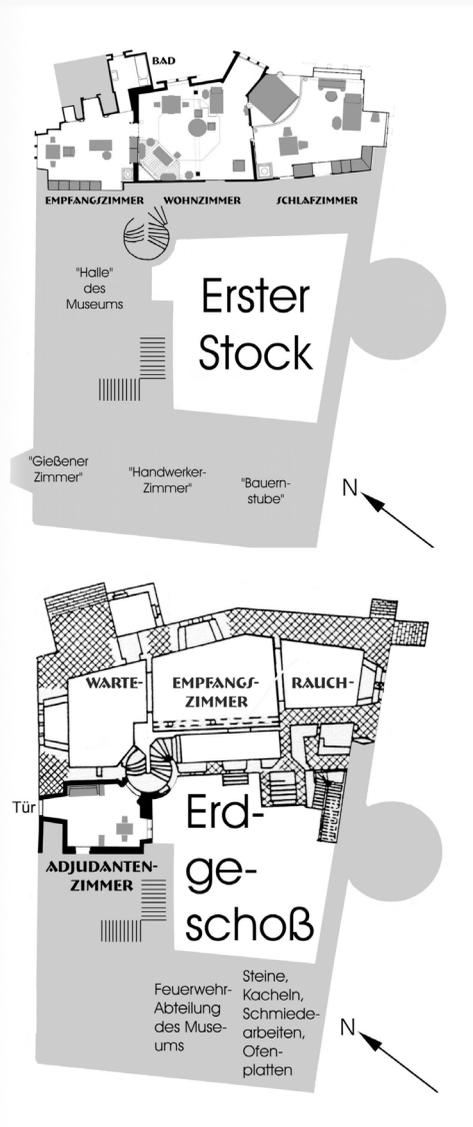
portiert und in der „Orangerie“ gestapelt. Im Jahre 1920 werden die sieben Zimmer dem Museum zugewiesen. Im Erdgeschoß wird die umfangreiche Gailsche Keramik-, Glas- und Tabakpfeifensammlung untergebracht. Man spricht von der „Porzellan-Abteilung“. Ab Dezember 1936 wohnt der Museumsdirektor Heinrich Richter (1895-1970) im ersten Stock des Alten Schlosses. Dort gibt es die drei von Olbrich gestalteten Räume. Seinen Brauch des Wohnens im Museum setzt Richter später auf dem Glauberg fort. Auch dort haust er in einem Ausstellungsgebäude.

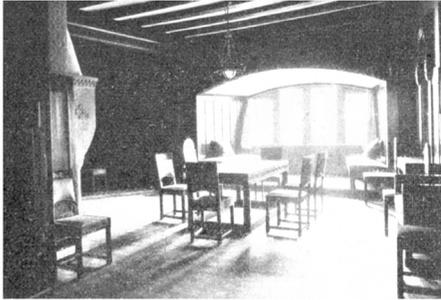
Sein ab 1938 amtierender Nachfolger Herbert Krüger (1902-1996) empfindet einen seltsamen Kontrast zwischen bäuerlichem Hausrat, hessischen Trachten und dem von Olbrich gestalteten Gehäuse. Er will die einstige Harmonie wieder herstellen und erreicht 1940 eine Leihgabe durch Prinz Ludwig von Hessen (1908-1968) und *trotz aller kriegsbedingten Transportschwierigkeiten* die Rückführung des großherzoglichen Mobiliars.²⁵

Die Wohnung und die Möbel werden im Dezember 1944 zerstört. Nur ein einziges Bauwerk des genialen Architekten Josef Maria Olbrich hat den zweiten Weltkrieg unbeschädigt überstanden, das schöne Kinderhaus für „Prinzeßchen“ Elsbeth (1895-1903) im Park Wolfsgarten.

Herzlich gedankt sei Herrn Dr. Michael Gail, dem Eigentümer des in Gießen verwahrten Familien- und Firmenarchivs, und dem Gießener Stadtarchiv.

25 Krüger 1963 S. 265.

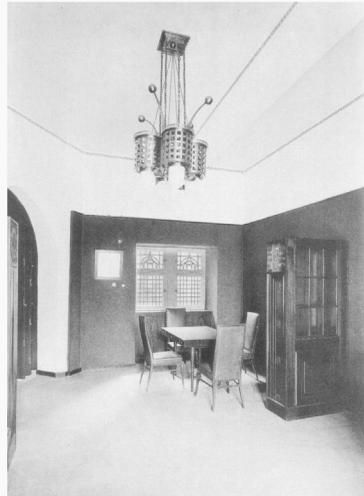




Erdgeschoß

Warte-,
Empfangs-,
Rauchzimmer

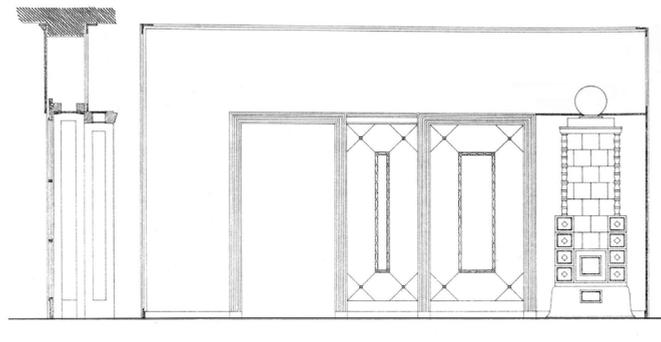




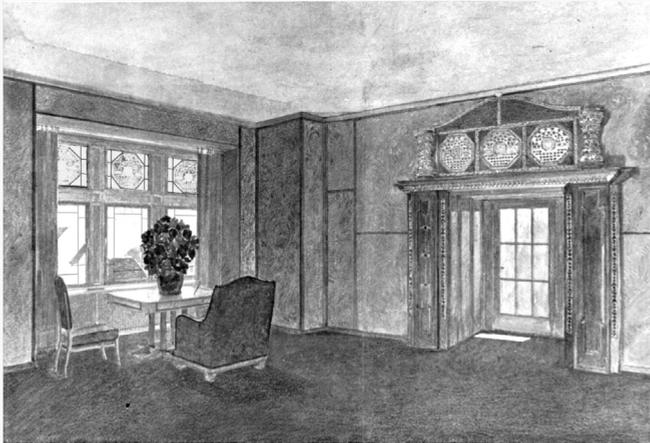
Zimmer des Adjutanten bzw. Kammerdieners



Zimmer des Adjutanten



Empfangszimmer im ersten Stock

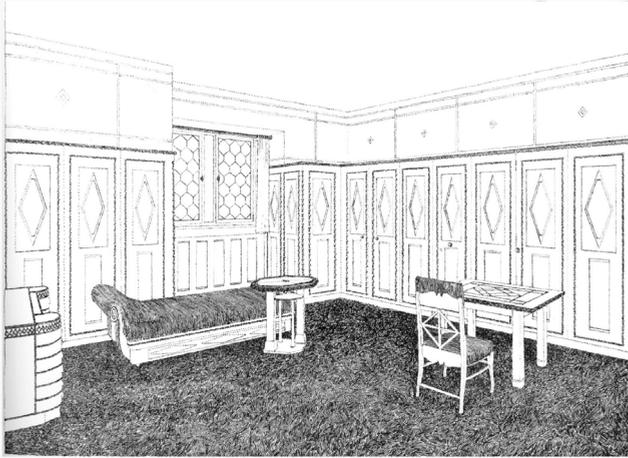


Entwurf für
eine Wand-
bespannung



Wohnzimmer





Schlafzimmer



ANS DEM SCHLAFZIMMER DES GROSSHERZOGS VON HESSEN IN GIESSEN

**Museumsdirektor Karl Kramer
erwartet "Allerhöchste" Gäste**



2. November 1910



Teetafel im Botanischen Garten

Druckschriften und Bilder

Buchner, Otto: Führer für Gießen und das Lahntal, Gießen (Roth) 1891, darin das „Vogelschau-Panorama“ im Kabinettformat (14x9 cm).

Ernst Ludwig Großherzog von Hessen und bei Rhein: Erinnerungen, mit einem biographischen Essay von Golo Mann, Darmstadt (Roether) 1983.

Knodt, Manfred: Ernst Ludwig Großherzog von Hessen und bei Rhein, Darmstadt (Schlapp) 1978.

Krüger, Herbert: Das Alte Schloß in Gießen, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft XXXII (1963) S. 233-270.

Lang, Karlheinz: „Universitätsstadt Gießen“ in der Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland - Kulturdenkmäler in Hessen - Wiesbaden (Landesamt für Denkmalpflege/Vieweg) 1993 - darin das Foto vom Rauchzimmer.

Magistrat der Stadt Gießen (Herausgeber): Die Großherzogliche Wohnung im Gießener Alten Schloß, Gießen 1974.

Oesterwitz, Hermann (Herausgeber): Wegweiser durch die Universitätsstadt Giessen und ihre Umgebung - Gießener Verkehrshandbuch - Gießen (Roth) o.J. (1907), darin die Fotos vom Warte- und Empfangszimmer im Erdgeschoß.

Olbrich, Josef Maria - Architektur, 3 Bände, Darmstadt 1901 bis 1914, kommentierter Nachdruck in einem Band, Tübingen 1988 - darin die Bilder vom Adjutantenzimmer und den Räumen im ersten Stock.

Weimann, Hans-Joachim: Neustadt 32, MOHG 90 (2005), S. 173 ff.

Freienseen und die Frösche.

Von den Wandlungen einer verfassungsgeschichtlichen Legende

Bernhard Diestelkamp

Pfarrer Koch berichtet in seiner Freienseener Kirchenchronik von 1858, die Ortsbürger hätten unter dem Neid ihrer Nachbarn gelitten, die ihnen ihre bevorzugte Rechtsstellung als freies Reichsdorf missgönnt hätten.¹ Deshalb seien sie mit dem Spottnamen „Fröschgicker“ gerufen worden, was noch zu seiner Zeit gang und gäbe gewesen sei. Der Name leite sich ab vom Fröschestechen oder Gicken. Moderne Heimatforscher haben dagegen eine andere Erklärung für diesen Spottnamen.² Sie haben dem von Theodor Heinsius herausgegebenen „Volksthümlichen Wörterbuch der Deutschen Sprache“ von 1819 entnommen, dass die Ausübung eigener Gerichtsbarkeit „Fräisch“ oder „Fräiß“ genannt werde.³ Sie folgern: „Demnach trugen jene Gemeinden - etwa auch Büdingen - den Namen „Fräisch“, in denen eigene Gerichte bestanden, die auch über die schwersten Fälle urteilen und richten konnten“. Diesen Gedanken führen sie etwas später fort mit der Bemerkung: „Auch an diese in Freienseen ausgeübten Rechte erinnern noch manche Flurnamen“. Allein schon der Name Galgenberg weise auf die Ausübung dieser Hoheitsrechte hin, heißt es an anderer Stelle.⁴ Diese Folgerungen passen in das Bild, das sich diese Forscher von der besonderen Stellung Freienseens als eines freien Reichsdorfes gemacht haben. Es basiert auf dem berechtigten Stolz darauf, dass die Gemeinde Freienseen in ihrem Archiv einige Kaiserurkunden⁵ und Freiheitsbriefe der Landgrafen von Hessen⁶ aufbewahrt. Doch müssen diese Urkunden in ihren historischen Kontext gestellt werden, bevor man ihren Inhalt

1 So Karl Krautwurst und Artur Rühl in: Freienseen im Spiegel seiner Flurnamen. Ein Beitrag zur Dorfgeschichte. Gießen 1995, S. 34 f.

2 Wie Anm. 1, S. 26, 28, 33.

3 Wie Anm. 1, S.33.

4 Wie Anm. 1, S.33.

5 Zu diesen: Bernhard Diestelkamp, Die Privilegien Kaiser Karls V. für Freienseen vom 9. Januar 1555. In: Worte des Rechts - Wörter zur Rechtsgeschichte, Festschrift für Dieter Werkmüller, Berlin 2007, S. 95 ff.; ders., Der Reichshofrat und die Bestätigungen der Privilegien Kaiser Karls V. vom 9. Januar 1555 für die Gemeinde Freienseen in Oberhessen. In : Hess. Jahrbuch für Landesgeschichte 57 (2007), S. 27 ff.

6 Wie Anm. 1, S.20 ff.

als Realität bewertet. Dann zeigt sich, dass das Erwirken dieser Privilegien Teil des Kampfes der Gemeinde Freienseen gegen die solmslaubachische Landesherrschaft war. Sie enthalten beanspruchte Rechte, können jedoch nicht als Beweis für deren wirkliche Innehabung oder Ausübung gewertet werden.⁷ Dasselbe gilt für andere Argumente. Ein Flurname Galgenberg bezeugt nur, daß dort ein Galgen gestanden hat, nicht aber, wer ihn benutzen durfte.

Kehren wir zurück zu dem Wort „Frääsch“, mit dem die Freienseener offenbar von ihren Nachbarn spöttisch bezeichnet wurden. Ob die Umdeutung von Frösche zu Fraisch = Hochgerichtsbarkeit philologisch möglich ist, mögen Philologen entscheiden. Dem Rechtshistoriker genügt diese Uminterpretation eines offensichtlich als Spottnamen gebrauchten Wortes nicht.⁸ Ihm fehlen Nachweise dafür, dass Freienseen wirklich als „Fraisch“ bezeichnet worden sei⁹ und die Hochgerichtsbarkeit innegehabt und ausgeübt habe. Wo sind die Protokolle oder Akten dieses Blutgerichts?

Zweifel an dieser Uminterpretation des Spottnamens „Frääsch“ für die Freienseener weckt aber vornehmlich ein Vorgang aus dem Jahre 1560, in dem die Freienseener unbestreitbar mit Fröschen in Zusammenhang gebracht werden.

Die Freienseener hatten sich gegen die Intensivierung der Landesherrschaft durch Graf Friedrich Magnus 1., den Begründer der Linie Solms-Laubach, an das Reichskammergericht in Speyer gewandt und gegen ihn am 25. August 1554 ein Mandat erwirkt,¹⁰ mit dem dem Grafen befohlen wurde, das den Bauern zur Durchsetzung seiner Gebote abgepfändete Vieh zu restituieren und gefangen genommene Bauern freizulassen. Der Graf hatte diese Maßnahmen als Ausübung seiner legitimen landesherrlichen Rechte angesehen. Die Freienseener hatten sich dagegen auf ihre Privilegien, Freiheiten, Gerechtigkeiten und altes Herkommen berufen, die der Graf mit seinen Maßnahmen verletzt habe. Als der Graf die Vorlage der Privilegien verlangte, schickten die

7 Dies werde ich ausführlicher in einer Monographie über diese prozessualen Auseinandersetzungen darlegen.

8 Dies gilt umso mehr, als Spottnamen in der Regel an negative Eigenschaften anknüpfen, nicht aber an solche, durch die sich die Verspotteten besonders positiv von der Umgebung abheben.

9 Der Gebrauch dieses Wortes wird im Deutschen Rechtswörterbuch vorwiegend für Süddeutschland nachgewiesen.

10 Gräfl. Archiv Laubach A. LXXIII Nr.50 (Qu.2).

Bauern eine Delegation nach Brüssel zu Kaiser Karl V., wo sie vortrugen, ihnen seien durch Kriegsläufe ihre Urkunden verbrannt, weshalb sie um Bestätigung ihrer alten kaiserlich privilegierten Stellung baten. Der Kaiser gab ihnen daraufhin am 9. Januar 1555 sowohl einen Schutzbrief gegen die Übergriffe des Grafen Friedrich Magnus als auch eine Bestätigung ihres angeblich verbrannten Wappenbriefs, der ihnen die Führung eines Wappens mit dem Reichsadler in der oberen Hälfte gestattete.¹¹ Damit hob sich dieser Reichskammergerichtsprozess von vergleichbaren Verfahren ab, die man heute in der Forschung Untertanenprozesse nennt. In solchen Prozessen beriefen sich die Untertanen im Allgemeinen nur darauf, dass die Anforderungen des Landesherrn in ihrer Art oder auch nur in der Höhe dem alten Herkommen widersprächen. Die Freieseener bestritten dagegen unter Berufung auf die kaiserlichen Privilegien, dass sie überhaupt solms-laubachische Untertanen seien, weil ihr Ort die Stellung eines freien Reichsdorfes besitze.

Wann und weshalb sie diese Vorrechte gegenüber anderen solmsischen Untertanen bekommen haben sollten, blieb allerdings unklar. Erst in den Zeugenvernehmungen vom 16. November 1559 und 5. März 1560 über die Elisivartikel der Freieseener vor dem Pfennigmeister des Reichskammergerichts als vom Gericht dazu bestellten Kommissar thematisierten neun der von den Freieseenern benannten Zeugen diese Problematik.¹² Sie wussten zu berichten, sie hätten von ihren Eltern oder anderen glaubwürdigen Menschen gehört, dass sich das Dorf Freieseener besonderer Privilegien erfreue, die ihnen ein Römischer Kaiser oder König aus Dankbarkeit verliehen habe. Dieser sei, als er einstmals in Freieseener übernachtet habe, durch das laute Quaken der Frösche in seiner Nachtruhe gestört worden. Deshalb habe er den Freieseenern besondere Freiheiten versprochen, wenn sie für Ruhe sorgen würden. Das hätten diese geschafft indem sie, wie der 3. Zeuge, Henn Blatt, ein Bürger zu Herbstein im Stift Fulda, anschaulich berichtete, mit Knütteln und Kolben warfen und auf die Frösche einschlugen, bis diese geschwiegen hätten.¹³ Die meisten Zeugen wussten nur allgemein von brieflichen Privilegien und Freiheiten, die ihnen der Kaiser daraufhin am nächsten Morgen gegeben habe. Dagegen meinte Lewer Clauß aus Burggemünden,¹⁴ es sei die Freiheit gewesen, wie sie in dem Kla-

11 Dazu Diestelkamp wie Anm.5, Festschr. Werkmüller.

12 Gräfl. Archiv Laubach A. XXX. Nr.14, fol. 148 ff., 177 v. ff.

13 Wie Anm. 12, fol. 155 ff., 160 f.

14 Wie Anm.12, fol. 148 ff., 253 f.

geartikel beschrieben worden sei. Konkreter sagte er, es seien Privilegien und Freiheiten zum Gebrauch von Wasser, Weide, Holz und Wald gewesen, also nichts Außergewöhnliches. Von Hochgerichtsbarkeit ist jedenfalls nicht die Rede. Auch welcher Kaiser es gewesen und zu welcher Zeit dies geschehen sei, wusste keiner der Zeugen zu sagen.¹⁵ Auf Kaiser Friedrich Barbarossa, den die heimische Überlieferung im 19. Jahrhundert mit größter Selbstverständlichkeit zu benennen weiß,¹⁶ gab es in der Mitte des 16. Jahrhunderts also noch keinen Hinweis. Der Zeuge Henn Blatt aus Herbstein meinte zusätzlich sagen zu können,¹⁷ dass das Dorf ursprünglich nur „Sehen“ geheißen habe. Wegen der ihnen verliehenen Freiheiten habe der Kaiser ihnen die Vorsilbe „Frey“ zu dem „Sehen“ zugefügt. Dies ist offenbar eine volkstümliche Interpretation des Namens im Sinne der berichteten Legende.

Welche Informationen vermitteln uns diese Aussagen? Sie wollen unübersehbar eine Erklärung dafür geben, dass Freientseer erst vor wenigen Jahren von Kaiser Karl V. als Bestätigung beurkundeten Vorrechte älter seien als diese neuen Urkunden. Dies galt es glaubhaft zu machen. Die dazu erzählte Geschichte wurde von den Berichtenden mit hoher Sicherheit als wahr geglaubt. Angesichts des großen ritualisierten Aufwands bei der Vernehmung einschließlich des den Zeugen abgeforderten und geleisteten Eides, dürften die Vogelsberger Bauern kaum gewagt haben, bei ihrer Vernehmung eine Geschichte zu erzählen, die sie selbst nicht für wahr gehalten hätten. Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Erzählung könnten allein bei einem Detail aus der Aussage des langen Henrich Haintz, Bürgers zu Freientseer, aufkommen.¹⁸ Dieser berichtete nämlich, dass es darüber Briefe und Siegel gegeben habe, darin ein Frosch abgekonterfeit gewesen sei. Selbst ein Bauer aus dem Vogelsberg konnte unmöglich gemeint haben, dass ein Kaiser seine Urkunden mit einem Froschsiegel versehen oder ihnen ein solches verliehen habe, zumal die Freientseer so stolz auf den Reichsadler in ihrem von

15 17. Zeuge: Franz Oswalt, Bürger zu Freientseer fol. 284 v. ff.; 298 v.; 18. Zeuge: Der alte Thieln Volp, Bürger zu Freientseer fol. 37 ff, 320 v. - 321 r.; 19. Zeuge: Conradt Hess der Alte, Bürger zu Freientseer, fol. 325 v. ff., 336 v.; 20. Zeuge Der lange Henrich Haintz, Bürger zu Freientseer, fol. 345 v. ff, 353 v., 354; 22. Zeuge: Volpen Clauss, Bürger zu Freientseer, fol. 372 r. ff, 381 v. - 382 r.; 24. Zeuge: Betzen Hesse der Alte, Bürger zu Freientseer, fol. 404 r. ff, 411 r.+v.

16 Wie Anm. I. S. 26, 34.

17 Wie Anm. 12, fol. 151 ff., 154 v. ff., 155 r.

18 Wie Anm. 12, fol. 353 v. - 354 r.

Kaiser Karl V. verliehenen eigenen Siegel waren und damit von Anfang an beim Grafen Anstoß erregten.

Im Sinne der Glaubhaftmachung beriefen sich die Zeugen darauf, dass sie selbst sehr alt seien¹⁹ und dass sie es seit ihrer Jugend von alten Leuten oder sogar, wie zwei Brüder vortrugen, von ihrem Vater gehört hätten, der 100 Jahre (eine Zahl, die nicht wörtlich zu nehmen ist sondern für ‚uralt‘ steht) alt geworden sei. Diese Angaben waren üblich, um die Glaubwürdigkeit des Ausgesagten zu erhöhen, weil die berichteten Umstände schon seit Menschengedenken bekannt seien.

Sechs Zeugen kamen aus Freienseen. Der 1. Zeuge Lewer Claus war dagegen im hessischen Amt Burggemünden sesshaft. Die beiden Brüder Blatt kamen aus Herbstein im Stift Fulda, das ebenfalls etwas entfernter von Freienseen liegt. Sie beriefen sich jedoch auf ihren Vater aus Engelrodt, das gleichfalls nicht in unmittelbarer Nähe von Freienseen nachzuweisen ist. Diese drei Zeugen beweisen also, dass die Frosch-Legende nicht nur in Freienseen selbst bekannt war, sondern sich bis ins Hessische im Norden und ins Fuldische im Osten verbreitet hatte.

Allerdings bezeugen die Aussagen nicht, dass das Berichtete sich wirklich so abgespielt habe, sondern nur, dass die Zeugen es so in ihrer Umgebung seit eh und je gehört hätten. Sobald es um Präzisierungen wie etwa bezüglich des Inhalts der Vorrechte oder den Zeitpunkt ihrer Verleihung oder gar den Namen des dankbaren Kaisers geht, bleiben die Aussagen ungewiss oder nebulös.

Auch wenn die Zeugen das für wahr hielten, was sie berichteten, so ist damit doch nicht gesagt, wie diese Legende entstanden sein könnte. Waren es die Freienseener selbst, die sie zur Legitimation ihrer bevorrechtigten Stellung erfunden haben? Die Darstellung, dass man so viel

19 Der 1. Zeuge Lewer Clauß von Elspenrode im Amt Burggemünden bekundet, er sei im pfalzgräflichen Krieg etwa 30 Jahre alt gewesen und habe damals schon Kinder gehabt, die um ihn herumgelaufen seien. Der 2. Zeuge Henz Blatt von Herbstein war etwa 55 Jahre alt. Der 3. Zeuge Henn Blatt von Herbstein war ca. 56 oder 57 Jahre alt. Der 17. Zeuge Franz Oswalt von Freienseen war etwa 50 Jahre alt seit der pfalzgräflichen Fehde. Der 18. Zeuge der alte Thieln Volp aus Freienseen war etwa 18 oder 19 Jahre alt bei der pfalzgräflichen Fehde. Der 19. Zeuge Conradt Hess der Alte zu Freienseen war wohl über 60 Jahre alt. Der 20. Zeuge der lange Henrich Haintz zu Freienseen war ca. 40 oder 45 Jahre alt. Der 22. Zeuge Volpen Clauß zu Freienseen war ca. 50 Jahre alt. Der 34. Zeuge Betzen Henne zu Freienseen war wohl über 50 Jahre alt.

Freiheiten, wie sie die Freieseener beanspruchten, nur der Dankbarkeit eines Kaisers verdanken könne, klingt in diesem Zusammenhang überzeugend. Dagegen entspricht der geschilderte, die Dankbarkeit verursachende Vorgang eher einer schlichten Denkweise, der die verfassungsgeschichtlichen Zusammenhänge solcher Privilegierungen fremd waren. Der Froschreichtum in Freieseens Umwelt mag den Dörflern die Geschichte eingegeben haben. Dass sie dazu von einem humanistisch gebildeten Grünberger Verwandten oder Ratgeber, dem antike Fabeln bekannt waren, angeregt worden sein könnten, erscheint dagegen weit hergeholt. Die Schlichtheit der Geschichte spricht eher für eine an reale Bedingungen anknüpfende Erfindung.

Der Spottname „Fräsch“ oder „Fräschgicker“ mag dann an diese Legende angeknüpft haben, nachdem es den Freieseener trotz ihrer kaiserlichen Privilegien nicht gelungen war, die beanspruchte Stellung eines freien Reichsdorfes durchzusetzen und sich von der Landesherrschaft der Grafen zu Solms-Laubach zu befreien. Es leuchtet ein, dass neidische Nachbarn den auf ihre Sonderstellung so stolzen Freieseenern diesen Misserfolg durch Rückgriff auf die Froschlegende spöttisch vorgehalten haben könnten. Denkbar ist allerdings auch, dass schon die 1559/1560 berichtete Legende an den vorhandenen Spottnamen angeknüpft hatte und diese sich dann so sehr verselbständigte, dass sie bei der Zeugenvernehmung ernsthaft hatte vorgetragen werden können.

Doch kann es dahinstehen, ob der Spottname „Fräsch“ für die Freieseener von dieser Legende abgeleitet wurde oder ob er die Grundlage für ihre Entstehung war. Sicher ist auf jeden Fall, dass es bei dem von den Zeugen berichteten Vorgang wirklich um Frösche ging und nicht um die „Fraisch“, auch wenn die Legende die Erlangung der kaiserlichen Privilegien erklären und legitimieren sollte. Für die Innehabung und Ausübung von Hochgerichtsbarkeit durch die Freieseener bedürfte es also handfester Quellenbelege, die über die Uminterpretation des Wortes „Fräsch“ und den Nachweis eines Flurnamens „Galgenberg“ hinausgehen.

Falschgeld aus Hessen-Darmstadt - Belege aus Frankfurt und Umgebung

Konrad Schneider

Nach der hessischen Landesteilung von 1567 begannen die einzelnen landgräflichen Linien mit eigenen Münzprägungen. Die Linien Marburg (ausgestorben 1604) und Kassel entwickelten mit dem Reichstaler zu 32 Albus zu je 12 Hellern ein eigenes niederhessisches System, das bis 1841 bestand. Hessen-Darmstadt hingegen schloss sich seinen Nachbarn Frankfurt a. M., Hanau, Kurmainz und Kurpfalz an, in denen sich ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allmählich die süddeutsche Währung mit dem Gulden zu 60 Kreuzern zu je 4 Pfennigen oder Hellern durchsetzte und den traditionellen Albus mit zwei Kreuzern in sich aufnahm. Es gab bis ins 17. Jahrhundert hinein unterschiedliche Rechengeldsysteme mit Gulden zu 24, 26 und 27 Albus, die dann einem einheitlichen oberrheinischen Albus Platz machten, der dem Halbbatzen zu zwei Kreuzern süddeutscher Währung entsprach und von dem 30 auf den Gulden gingen.¹

Hessen-Darmstadt eröffnete nach gelegentlichen Taler- und Halbbatzenprägungen des Landgrafen Georg (1567-1596) im Jahr 1618 in Darmstadt eine Münze, die mit Unterbrechungen bis 1882 bestand. In ihrer ersten Prägeperiode bis um 1622 prägte sie neben den für Zeit und Region üblichen Dreikreuzern (Groschen) und Dreibätzern (12 Kreuzer) die im Oberrheinischen Kreis verbreiteten und immer wieder irrtümlich oder wider besseres Wissen als Vierteltaler bezeichneten Testone oder Dickpfennige im Wert von 24 Kreuzern nach französisch-lothringischem Vorbild, Goldgulden sowie 1621 bis 1623 Pfennige, Halbkreuzer und Kreuzer. Diese Prägung mündete in die Zeit der Kipper- und Wipper, einer fast das ganze Reich erfassenden Geldkrise, die durch massive Verschlechterung des Kleingeldes gekennzeichnet

1 Konrad Schneider, *Der oberrheinische Albus*, Speyer 2001; als Überblick über die hessische Münzgeschichte der Neuzeit: ders., *Die hessische Münz- und Geldgeschichte 1500 bis 1873 im Überblick*, in: Katharina Schaal (Red.), *Geld-Wechsel, Wechsel-Geld. Geld in Hessen 1500-2000*, Darmstadt 2000, S. 5-37; Arthur Schütz, *Die hessischen Münzen des Hauses Brabant, V, Hessen-Rheinfels, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg 1567-1871*, Frankfurt 2000; nach wie vor wichtig: Jacob C. C. Hoffmeister, *Historisch-kritische Beschreibung aller bis jetzt bekannt gewordenen hessischen Münzen und Medaillen*, 2, Leipzig 1862.

war und dadurch einen schnellen Kursanstieg der hochwertigen Gold- und Talermünzen auslöste. Diese Krise erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren 1619 bis 1623. Weil die Kleingeldverschlechterung von prägeberechtigten Landesherren mit dem Ziel einer Steigerung des Münzgewinns ausgelöst worden war, konnte sie 1622/24 auf dem Verwaltungsweg verhältnismäßig schnell wieder rückgängig gemacht und das minderwertige Kleingeld durch neues besseres ersetzt werden. Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt (1596-1626) stand ab 1621 in Verhandlungen mit Kurmainz, Nassau-Saarbrücken und Frankfurt a. M., mit denen es im Sommer 1623 einen Münzverein gründete, der zunächst in Frankfurt gemeinschaftliche Albus oder Halbbatzen und schüsselförmige Pfennige prägte. Besonders die in größeren Mengen geprägten Albus mit den Wappen der Vertragspartner trugen zur Versorgung der Region mit soliden Kleinmünzen bei, bis Kurmainz ab 1628 in Mainz Gemeinschaftsalbus prägte, die schlechter waren als der 1623 vereinbarte Standard. Dieser Alleingang führte nach dem kriegsbedingten Ausscheiden von Nassau-Saarbrücken 1637 zum Bruch mit Frankfurt, nach dem noch für zwei Jahre ein mainzisch-hessischer Rumpfmünzverein in Mainz gemeinsame Albus mit dem Mainzer Rad und dem hessischen Löwen schlug, ehe beide Länder mit der Prägung eigener Albus begannen.

Noch 1622 richtete Hessen-Darmstadt in Nidda eine Münzstätte ein, in der neben Kreuzern und Hellern (für Oberhessen) bis 1627 vorwiegend Taler geprägt wurden.² Nach einer Pause münzte es ab 1640 zunächst wohl in Rüsselsheim bzw. Gießen und nach 1651 wieder in Darmstadt.³ Dort entstanden neben nur gelegentlichen Goldmünzen und Talern ab 1654 in erster Linie Albus, wie sie auch die Nachbarn zum Teil in größeren Mengen schlugen. Als die vielen minderwertigen Albus den Zahlungsverkehr belasteten, fanden sich Kurmainz, Kurpfalz, Hessen-Darmstadt, Hanau und Frankfurt 1658 zu einem Münzverein zusammen und vereinbarten zunächst ein Ende der Albusprägung. Dieses Bündnis litt schon bald an den unterschiedlichen Interessen seiner Mitglieder, auch wenn ein weiteres gemeinsames Bedürfnis nach einer Regulierung des Geldumlaufs bestand. Als Kurpfalz 1658 mit der Prägung von

2 Konrad Schneider, Der Beginn der hessen-darmstädtischen Münzprägung in Darmstadt und die Münzstätte Nidda 1593-1627, in: Archiv für Hessische Geschichte, 58, 2000, S. 63-90; auch: Niddaer Geschichtsblätter, 6, 2002, S. 7-34.

3 Arthur Koenig, Hessische und Hessen benachbarte Münzstätten, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 5, 1955, S. 135-175, S.149f., 164.

Gulden zu 60 Kreuzern begann, kam es zu heftigen Dissensen, ehe sich die anderen Vereinsmitglieder zu einer Übernahme dieser neuen Gulden entschlossen, die von Hessen-Darmstadt jedoch nur 1674 und 1693 geschlagen wurden. Als die Prägung von Albus, Doppelalbus und auch Kreuzern in der Region deutlich zunahm, fand sich der Münzverein der *korrespondierenden Fünf Stände* wieder enger zusammen.

Inzwischen hatten die Gulden (2/3 Taler oder 60 Kreuzer) nach den Verträgen von Zinna 1667 und Leipzig 1690 eine führende Rolle im Zahlungsverkehr übernommen. Nach dem Vertrag von Leipzig zwischen Kursachsen, Kurbrandenburg und den Welfenherzögen sollten 18 Gulden aus der Kölner Mark zu etwa 233,8 g Feinsilber geschlagen werden. Der Reichstaler des 16. Jahrhunderts entsprach 1/9 einer feinen Mark. Ursache der Verträge von Zinna und Leipzig war die Unmöglichkeit, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollwertige Taler ohne Verlust zu prägen, wenn man das Silber nicht selbst produzierte, sondern auf dem Markt einkaufen musste. Länder wie Hessen-Darmstadt, die nur über wenige Silbervorkommen verfügten, konnten die hohen Silberpreise nicht bezahlen. 1693 führte der Münzverein der Fünf mit dem *Frankfurter Schluss* den Leipziger Fuß ein und vereinbarte gemeinsame Prägungen von Pfennigen, Kreuzern, Albus sowie Doppel- und Sechsalbus (zu zwei, vier und zwölf Kreuzern) nach bestimmten Normen, die von den Mitgliedern in unterschiedlichen Mengen geprägt wurden. Hessen-Darmstadt münzte von 1680 bis 1702 Kreuzer, von 1680 bis 1703 einfache Albus, von 1692 bis 1708 Doppelalbus und nur im Jahr 1705 Sechsalbusstücke.⁴

Als die Obergrafschaft Katzenelnbogen nach 1689 und besonders 1693 von den Franzosen heimgesucht wurde, flohen Hof und Verwaltung über Nidda 1694 nach Gießen, wo bis 1705 auch die landgräfliche Münze ansässig war.⁵ Schon 1695, als die Mitglieder des Münzvereins ihre Scheidemünzproduktion einschränken wollten, zeigten sich offene Differenzen. Menge und zu geringer Silbergehalt der hessen-darmstädtischen Doppelalbus führten zur Kritik von Kurmainz und Kurpfalz. Nach 1700 begann die Kurpfalz mit der Prägung von großen

4 Schneider, Albus (wie Anm. 1), passim.

5 Herbert Keller, Vor dreihundert Jahren: Silbermünzen aus Gießen. Die landgräfliche Münzstätte in der Zeit von 1693 bis 1705 und ihr Münzmeister Johann Adam Rebhun, Gießen 1996.

Mengen ebenfalls nicht dem 1693 vereinbarten Standard entsprechen der *Löwenbatzen*. Die folgenden Rezesse bis 1715 zeigen einen weiteren Niedergang des Vereins, der zuletzt nur noch auf dem Papier bestand und die anstehenden Währungsprobleme nicht lösen konnte.⁶ Inzwischen beherrschten französische Louis d'or und Louis blanc den Zahlungsverkehr bei den höheren Werten, denen die einheimischen Prägeherren keine nennenswerte Münztätigkeit entgegenzusetzen hatten. Beim Kleingeld strömten seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts minderwertige Kreuzer aus dem Bodenseegebiet und der Schweiz ins Reich, gefolgt von *Kopfstücken* genannten Zwanzigkreuzern aus der Schweiz.⁷ Von 1719 bis 1726 prägte die Kurpfalz größere Mengen Kopfstücke, denen sich Hessen-Darmstadt mit zwischen 1726 bis 1728 und 1733 geschlagenen halben Kopfstücken anschloss. Eine weitere Neuerung waren die vom bayerischen Kurfürsten Karl Albrecht (1726-1745) in großen Mengen geprägten Karoline als Nachahmungen der französischen Louis d'or, die er mit überhöhtem Kurs in den Verkehr brachte. Die Kurpfalz, Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt einige andere Reichsstände schlossen sich an, Hessen-Darmstadt mit ganzen, halben und Viertelkarolinen, dort nach Landgraf Ernst Ludwig (1678-1739) *Ernest d'or* genannt.⁸ Die Währungsprobleme führten 1737 und 1738 zu einem Reichsprobationstag in Regensburg, der den Leipziger Fuß zum Reichsfuß erhob und mit dem die Karolin- und die Kopfstückprägung im Reich endete, nicht aber die ungelösten Währungsprobleme. Bis in den Siebenjährigen Krieg (1756-1763) hinein schloss sich eine erneute Prägung minderwertiger Kreuzer, Halbbatzen (noch Albus oder Weißpfennige genannt), Batzen und Dreibätzner an, an der sich unter anderem die Kurpfalz und wiederum Hessen-Darmstadt beteiligten und die der Kurrheinische und der Oberrheinische Kreis vergeblich zu bekämpfen versuchten.⁹

6 Konrad Schneider, Die Münz- und Währungspolitik des Oberrheinischen Reichskreises im 18. Jahrhundert, Koblenz 1995, S. 58-68.

7 Der Name stammt von den gleichwertigen Fünftelphilippstalern König Philipps II. von Spanien (1555-1598) aus den Niederlanden.

8 Jürgen Rainer Wolf, Joseph Süß Oppenheimer („Jud Süß“) und die Darmstädter Goldmünze, in: Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen, Wiesbaden 1983, S. 215-261.

9 Übersicht über die kurpfälzischen Prägungen der Zeit: UBS Gold & Numismatik Zürich. Sammlung Pfalz - Kurlinie und Nebenlinien, 65. Auktion, 5. September 2006, u. a. S. 409-413: Tabellen zur Übersicht über die kurpfälzischen Münzprägungen.

Erst die 1753 zwischen Österreich und Bayern abgeschlossene Konvention über einen neuen Taler zu zehn aus der feinen Mark, den *Konventionstaler*, brachte neuen Schwung in das Münzwesen der beiden rheinischen Kreise, die sich dieser Konvention anschlossen. Zunächst betrug der neue Fuß zwanzig Gulden aus der Mark, der nach Diskussionen an die Verhältnisse des umlaufenden Geldes angepasst und zu einem 24-Gulden-Fuß wurde, dem sich der 1764 wieder entstandene rhein-mainische Münzverein, jetzt mit Kurtrier anstelle von Hanau, 1766 anschloss. Die Mitglieder dieses Münzvereins unterrichteten sich gegenseitig über münzpolizeiliche Maßnahmen und Falschgeld.¹⁰

Hessen-Darmstadt prägte Konventionsgeld in mäßigen Mengen und ab dem späten 18. Jahrhundert zunehmend Kleingeld vom Sechskreuzerstück abwärts aus gering legiertem Silber oder Billon, deren Herstellung es im 19. Jahrhundert fortsetzte. Damit folgte es den meisten süddeutschen Staaten und einem allmählichen Verfall des Konventionsfußes.¹¹ Besonders geläufig waren die Sechskreuzerstücke. Nach 1810 ersetzten die aus den habsburgischen Niederlanden stammenden *Kronentaler* die Konventionstaler. Als die wichtigeren süddeutschen Zollvereinsstaaten, unter ihnen das Großherzogtum Hessen, 1837 den Münzvertrag von München schlossen und einheitliche Münzen mit dem Gulden als zunächst höchstem Nominal vereinbarten, einigten sie sich auf einen auf 24 ½ Gulden aus der Mark normierten Kronentalerfuß. Die Verträge von Dresden 1838 und Wien 1857 bescherten dem Deutschen Zollverein die *Vereinsmünze* zu 3 ½ Gulden oder 2 Talern und den *Vereinstaler*.¹²

Eine 1760 in Frankfurt im Druck erschienene illustrierte Bewertung der wichtigsten umlaufenden Sorten führt auch die hessen-darmstädtischen Doppelalbus oder Batzen und Albus oder Halbbatzen auf. Nach der Vereinbarung von 1693 sollten die Doppelalbus in einem Fuß von 19

10 Konrad Schneider, Die Währungspolitik des Oberrheinischen Reichskreises im 18. Jahrhundert, Koblenz 1995, passim; Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M. (künftig: ISG), Rechnei vor 1816, 918. 960, 952; Staatsarchiv Darmstadt (StAD), E 10, Anzeige einzelner Falschmünzen aus dem Umlauf 1777-1780, jedoch nicht von Hessen-Darmstadt.

11 Schneider (wie Anm. 10), passim; ders., Zwischen Kronentaler, Konventionstaler, preußischem Kurant und Fünffrankenstücken. Geldumlauf und Münzpolitik im Rhein-Main-Gebiet in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 47, 1997, S. 171-204.

12 Bernd Sprenger, Währungswesen und Währungswesen in Deutschland von 1834 bis 1875, Köln 1981.

Gulden aus der feinen Mark und 121 von ihnen mit einem Feingehalt von 6 Lot 12 Grän (416/1.000) aus der legierten Mark geprägt werden. Sie besaßen damit Normgewichte von 1,93 rau und 0,80 g fein.¹³ Die Untersuchungen von 1760 ergaben für die zwischen 1693 geprägten Doppelalbus einen Fuß von 21 Gulden 28 Kreuzern 2 42/59 Pfennig aus der feinen Mark und einen Feingehalt von 6 Lot 10 Grän (408/1000). 132 von ihnen waren aus der legierten Mark geprägt und wogen 1,77 g rau und 0,72 g fein. Die 1745-1750 und 1759 geprägten Batzen waren mit einem Fuß von 23 Gulden 29 Kreuzern 47/93 Pfennig deutlich schlechter. Die zwischen 1682 und 1703 ausgegebenen darmstädtischen Albus hatten einen Fuß von 22 Gulden 25 Kreuzern 2 54/119 Pfennig und die in großen Mengen geprägten der Jahre 1741 bis 1745 einen von 34 Gulden 3 22/91 Pfennig. 233 von ihnen wurden aus der Mark zu 5 Lot 1 Grän (0,316) geschlagen. Ihr Raugewicht betrug 1,00 g und ihr Feingewicht 0,32 g. Der Frankfurter Wardein Bengerath ermittelte bei ihnen einen Fuß von 23 Gulden 12 Kreuzern und nach dem seit 1738 reichsweit verbindlichen Leipziger Fuß einen Wert von 1 Kreuzer 2 21/29 Pfennig. Ihnen waren einfache Kreuzer vorausgegangen. Die hessischen Albus wurden zusammen mit den ähnlich schlechten kurpfälzischen schon 1740 in Frankfurt und 1745 vom Fränkischen Kreis verboten.¹⁴ Ähnlich schlecht waren die ebenfalls in reicher Zahl geprägten kurpfälzischen Halbbatzen.

Falschmünzen wurden entweder gegossen oder geprägt und mussten vergoldet oder versilbert werden, um das Aussehen der Vorbilder zu erreichen, es sei denn, man verwendete für Fälschungen von Silbergeld aus Kupfer und Zinn legiertes „Weißmetall“ und erzielte damit durchaus verblüffende Ergebnisse. Zinn mit einem Kupferzusatz von 5% ist als klassisches „Weißmetall“ wegen seiner geringen Oberflächenspannung zum Gießen ideal. Alternativ wählte man zinnhaltige Kupferbronzen wie Glockenspeise, die durch ihre helle Farbe besser zu versilbern waren als Kupfer oder Messing.¹⁵ Reine Kupfermünzen wurden seltener gefälscht. Die Prägung falscher Münzen folgte stets der

13 Schneider (wie Anm. 10), S. 59, nach StAD, E 1, D 17/2.

14 Schneider (wie Anm. 10), S. 111; Valuation in: ISG, Oberrheinischer Kreis, 241; Hoffmeister, 2, S. 352f., 355, durch auch andere Be- und Abwertungen; ISG, Friedrich Joseph Cleymann, Diplomatarium Monetarium Francofurtense, 3, 1760-1815, darin Druck: Valuations-Projekt von allen im Heil. Römischen Reiche dermalen curisierenden und richtig waradierten Gold- und Silber-Geld-Sorten in XII Tabellen vorgestellt etc., Frankfurt (Gebr. van Düren) 1760.

15 Freundliche Auskunft von Herrn Dr. Eberhard Auer, Erfstadt.

technischen Entwicklung der Münzprägung. Stempel wurden bis ins 19. Jahrhundert mit der Hand in Eisen geschnitten, das anschließend gehärtet wurde. Seit jeher war das Verwenden von Punzen zum Einschlagen von Buchstaben und Teilen des Münzbildes in den Stempel üblich. Ab dem 16. Jahrhundert lösten Prägemaschinen die bis dahin allein übliche Hammerprägung allmählich ab und wurden ebenfalls von Falschmünzern übernommen. Gürtler und Knopfmacher übernahmen die in der Münzprägung ab dem 17. Jahrhundert immer mehr verwandten Spindelpressen zum Prägen von Beschlägen und Knöpfen aus Blech. Eine andere mechanische Maschine war das Taschenwerk, in dem Metallstreifen oder einzeln ausgestoßene Schrötlinge von zwei mit einem Hebel gegen einander bewegten Stempeln geprägt wurden, daher leicht oval und gebogen sind und die Art ihrer Herstellung verraten.¹⁶ Unter den Falschmünzern fanden sich oft Angehörige von Metallberufen wie die bereits genannten Gürtler und Knopfmacher, nämlich Gold- und Silberschmiede, Petschaftstecher, Schlosser, Spengler und Zinggießer. Die Prägung mit falschen Stempeln verlangte größeres technisches Geschick und größere Handfertigkeit, während der einfachere Guss sorgfältiges Nacharbeiten erforderte. Gussformen bestanden aus tonhaltigem Sand, gebranntem Ton oder Gips, aber auch aus Speckstein oder Schiefer.¹⁷ Gegossen wurden in der Regel Messing, Bronze, das genannte „Weißmetall“, sowie Legierungen von Zinn, Blei und gelegentlich Wismut, das den Schmelzpunkt einer Legierung deutlich senkt.¹⁸ Güsse fielen oft durch Gussporen auf, mussten Stück für Stück überarbeitet, am Rand entgratet und nachträglich versilbert oder vergoldet werden. Bei der Prägung von Falschgeld mussten sich die Fälscher selber die Stempel schneiden und härten.

Ein schwieriger Schritt zur fertigen Falschmünze hin war das Versilbern oder Vergolden. Die anspruchsvollste Methode, unedles Metall

16 E. Schlösser, *Die Münztechnik*, Hannover 1884, S. 200-214 als wichtiges Handbuch des ausgehenden 19. Jahrhunderts; Henner Meding, *Die Herstellung von Münzen*, Frankfurt 2006; Volker Benad-Wagenhoff, *Die Maschinerisierung der Münzfertigung. Entwicklung und technikhistorische Stellung der Prägetechnik zwischen 1450 und 1850*, in: *Interdisziplinäre Tagung zur Geschichte der neuzeitlichen Metallgeldproduktion, Projektberichte und Forschungsergebnisse. Beiträge zur Tagung in Stolberg (Harz) im April 2008*, Braunschweig 2008, S. 213-283, S. 246f.

17 Heinz Wübbenhorst u. Gerhard Engels, *5000 Jahre Gießen von Metallen: Fakten, Daten, Bilder zur Entwicklung der Gießereitechnik*, Düsseldorf, 1994⁴, S. 11-15.

18 Karl Prior, Harald Fabian u. Paul Heise, *Kleines Lexikon der Metalle*, Hamburg 1964², S. 116f.

mit edlem zu überziehen, ist das Plattieren. Wer einen Kupferkern mit Silber oder Gold plattieren will, poliert zunächst die Oberfläche, raut das Edelmetall wegen des besseren Haftens auf, bestreicht beides mit dem vielfach verwendeten Flussmittel (heute Netzwerkwandler genannt) Borax¹⁹ und erhitzt Kern und Plattierung im Feuer. Dabei bringt Borax beide Metalle leicht zum Schmelzen, so dass sie sich unter festem Druck nach dem Erkalten vereinigen. Beim Plattieren mit Blattgold ist ein sorgfältiges Abkratzen der Grundfläche ratsam, in die dann der besseren Haltbarkeit wegen Einschnitte gemacht werden müssen. Es folgen mehrere Lagen fest angedrückten Blattgoldes, damit die Schnitte nicht mehr sichtbar sind. Bei den chemischen Verfahren zum Vergolden und Versilbern unterscheidet man die heißen und die kalten. Beim heißen Verfahren wird aus Quecksilber und Silber oder Gold hergestelltes Silberamalgam verwendet, das auf die Falschmünzen aus Buntmetall aufgetragen wurde. Anschließend verdampfte das Quecksilber durch Erhitzen, so dass ein Silber- oder Goldüberzug haften blieb, den man nur noch polieren musste. Weniger gefährlich, weil ohne die giftigen Wirkungen der Quecksilberverdampfung, sind verschiedene „kalte“ nasschemische Verfahren, die auf der Löslichkeit von Silber in Scheidewasser (Salpetersäure) und der Verbindung von Silber und Chlor zu Silberchlorid beruhen. Dabei werden die Gegenstände mit silberchloridhaltigen Pasten unter Zusatz weiterer Chemikalien eingerieben. Ähnlich wird beim „kalten Vergolden“ verfahren, Gold in Königswasser (Mischung aus Salpetersäure und Salzsäure) gelöst, mit der Lösung ein Leintuch getränkt und dann verbrannt, die entstandene Asche pulverisiert, mit Salzwasser oder Weinessig benetzt und zu einer allerdings wenig haltbaren Vergoldung aufgetragen.²⁰ Erst das 19. Jahrhundert vereinfachte das Vergolden und Versilbern durch das Galvanisieren mit zunächst batteriegetriebenen Galvanisierapparaten, in denen sich das gelöste Edelmetall in einem Elektrolyt mit Zusatz von

19 Natriumtetraborat ($\text{Na}_2 \text{B}_4\text{O}_7 + 10 \text{H}_2\text{O}$), technisch wichtiges Salz, Hilfsmittel zum Löten und Schweißen, weil es Metalloxide auflöst; Fritz Ullmann (Hrsg.) Enzyklopädie der technischen Chemie, 2, Berlin u. Wien 1915, S. 736-743.

20 H.F.A Stöckel, Neuestes gemeinnütziges Kunstbuch oder praktische Anweisungen zu allen Arbeiten mit Gold etc., München 1826, S. 71-73, 167-173; Johann Georg Krünitz' Oekonomische Encyklopädie, 19, Berlin 1788², S. 406-414; 154, Berlin 1831, S. 153-169; verschiedene Verfahren des Versilberns bei Prior, Fabian, Heise (wie Anm.18), S. 89f.

Cyankali an den Kathoden niederschlägt und nur noch poliert werden muss.²¹

Nach Beobachtungen nicht nur in den leider im 19. Jahrhundert stark kassierten Frankfurter Kriminalakten und den Akten des für die Aufsicht über das Wirtschaftsleben in der Stadt zuständigen Recheiamtes wurden die Albus und Doppelalbus von der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert,²² die halben Kopfstücke, die jüngeren Albus oder Halbatzen und die Sechskreuzer des 19. Jahrhunderts von Hessen-Darmstadt wegen ihrer Häufigkeit besonders gerne gefälscht. Sie werden in den jetzt folgenden Betrachtungen um weitere Befunde ergänzt, ohne dass eine Vollständigkeit angestrebt werden kann. Frankfurt mit den vielen Menschen, die auch außerhalb der Messezeiten im Frühjahr und Herbst täglich in die Stadt kamen um Waren zu kaufen und zu verkaufen, war ein besonders geeigneter Ort, um Falschgeld unter die Leute zu bringen. Allerdings waren viele Leute durch schlechte Erfahrungen vorsichtig und ließen sich nicht leicht übertölpeln. Schon bald nach dem Frankfurter Schluss von 1693 wurden die neuen Münzen gefälscht. Die Stempelsammlung des Berliner Münzkabinetts verwahrt je einen Stempel zu kurpfälzischen und hessen-darmstädtischen Doppelalbus von 1708.²³ Die hessen-darmstädtischen Behörden verfolgten Falschmünzer ebenso wie die Behörden der anderen Reichsstände. Fahndungs- und Erkundigungsschreiben nach Frankfurt belegen dies. So fragte die Regierung in Gießen nach einem Komplizen des wegen Falschgeldes inhaftierten Ludwig Clemm aus dem Oberamt Nidda, der einen Komplizen in solms-rödelheimischen Rödelheim hatte, der angeblich in Frankfurt wegen Falschgeld sogar vernommen worden sein sollte.²⁴ 1759 fahndete die Regierung in Darmstadt nach Johann Georg Wentzel aus Schaafheim, der aus dem Stockhaus in Darmstadt ausgebrochen war, wo er wegen der Ausgabe von Falschgeld eingessen hatte.²⁵

21 W. Pfanhauser jr., Die elektrolytischen Metallniederschläge. Lehrbuch der Galvanotechnik etc., Berlin 1922⁶, bes. S. 439-445.

22 Zwei Beispiele bei Keller (wie Anm. 5), S. 56-58.

23 S. a. Stempel zu falschen hessen-darmstädtischen und kurpfälzischen Doppelalbus von 1708 in: Elke Bannicke, Münz- und Medaillenstempel, Modelle, Proben, Fälschungen. Die Sammlung des ehemaligen Stempelarchivs der Berliner Münze im Münzkabinett, Berlin 1999, S. 34.

24 ISG, Criminalia: Akten, 6.759.

25 ISG, Criminalia: Akten, 7.544.

Die Vettern und Spengler Johann Friedrich Meckes aus Friedberg und Johann Arnold Meckes aus Frankfurt gerieten um die Jahreswende 1694/95 in die Hände der Strafverfolgungsbehörden ihrer Heimatstädte. Beim Friedberger Meckes waren falsche hanauische Batzen und Drei-bätznier aus Zinn gefunden worden. Dieser verwies auf seinen Frankfurter Vetter als Urheber, der auch die eiserne ovale zweiteilige Gussform (Gießflasche) besaß und mit einem einzigen Guss mehrere Münzen zugleich fälschen konnte und damit kurmainzische und hanauische Doppel- und Sechsalbus sowie hessen-darmstädtische Albus hergestellt hatte. Johann Friedrich Meckes gestand unter Androhung der Folter, dass sein Vetter Zinn und Wismut²⁶ verwendet und er auch einmal welches eingekauft hatte. Die beiden Vettern Meckes hatten die Gießflasche dem Seidensticker Beck in Homburg v. d. H., der auch metallurgische Experimente unternahm, gestohlen. Johann Arnold Meckes gestand, geringe Mengen Falschgeld aus einem Viertelpfund Zinn und etwas Wismut angefertigt und das Gießen von einem wandernden Silberschmied gelernt zu haben. Seine Frau versuchte, ihn zu entlasten; er habe aus Armut nur geringe Mengen gefälscht und dann die Form in den Main geworfen. Der Barbiergeselle und Mitwisser Johann Philipp Georg wusste von einem beim Guss verunglückten kurkölnischen Gulden und einem Zerspringen der Form. Während Georg im Gefängnis starb, wurde Johann Arnold Meckes ausgewiesen.²⁷ Im Jahr 1707 zeigte ein Frankfurter Kannengießer einen Kunden aus Oberursel an, der ein Pfund Zinn bei ihm gekauft und mit sieben falschen Doppelalbus bezahlt hatte, die aus reinem englischen Zinn bestanden. Fünf hatten ein kurpfälzisches Gepräge von 1706 und zwei ein hessen-darmstädtisches von 1705. Der Kunde beteuerte, nicht gewusst zu haben, dass die Münzen falsch waren und dass er nichts mit ihrer Herstellung zu tun gehabt habe.²⁸

Zur Ergänzung folgen drei Belege für die Verbreitung von Falschgeld nach dem Frankfurter Rezess aus dem Umland. Von 1716 bis 1719 wurde in Schlitz, der Residenz der Familie Schlitz gen. v. Görtz, gegen den Schlosser Hartung und den Scharfrichter Wahl wegen der recht professionellen Fälschung von hessen-darmstädtischen Doppelalbus ermittelt. Hartung fertigte ein handgroßes Streckwerk zum Blechwalzen

26 Zur Senkung des Schmelzpunktes.

27 ISG, Criminalia: Akten, 2.049.

28 ISG, Criminalia: Akten, 2.497.

an, das vier Wände, zwei Räder und zwei Wellen hatte, aber nicht ganz vollendet wurde. Bei ihm wurde ein falscher hessen-darmstädtischer Doppelalbus von 1708 aus Weißkupfer, Weißkupferstücke, Schnallen sowie Blechstücke und Schrötlinge gefunden, die von ihrer Form her auf eine Prägung im Taschenwerk schließen lassen. Er wurde unter anderem befragt, ob man Weißkupfer durch Zusetzen von Antimon herstellen konnte. Während ihm die Flucht gelang, konnte Wahl keine Beteiligung nachgewiesen werden, was ihn nicht vor der Ausweisung bewahrte.²⁹ Im Jahr 1720 wurde eine dreiköpfige Falschmünzerbande in Rehborn im pfalz-zweibrückischen Oberamt Meisenheim am Glan festgenommen. Die Falschmünzer waren für ihr Vorhaben sehr gut ausgestattet und besaßen einen großen Münzstock, eine Spindelpresse und Stempel von recht guter Qualität für hessen-kasselische Vieralbus oder Achteltaler zu ungefähr 12 Kreuzern³⁰ sowie Doppelalbus von Kurmainz und Hessen-Darmstadt, drei Durchschnitte, drei Schmelztiigel verschiedener Größe,³¹ einen Kupferkessel, zwei Rollen Rauschsilber³² und verschiedene Chemikalien. Sie hatten kupferne Fälschungen von guter Qualität hergestellt und führten deshalb auch Material zum Versilbern mit sich, hatten jedoch noch kein fertiges Falschgeld ausgegeben.³³ Von miserabler Qualität war ein Fund falscher hessen-darmstädtischer Batzen von 1705 aus Langenbach im nassau-weilburgischen Amt Weilmünster im Sommer 1723, die nach einem Eigentümerwechsel in einer Hofreite vom Enkel des neuen Eigentümers in einer Vertiefung über der Haustür gefunden und als wertlos erkannt worden waren.³⁴

Schon bald nach Prägebeginn wurden die hessen-darmstädtischen halben Kopfstücke ebenso wie die in größeren Mengen geprägten kurpfälzischen ganzen Kopfstücke gefälscht,³⁵ obwohl das Münzbild einige Anforderungen an die Fälscher stellte. 1727 stellte die Regierung

29 StAD, F 23 A, 638/4-638/8.

30 Im hessen-kasselischen System des Reichstalers zu 32 Albus zu je 12 Hellern.

31 Feuerfeste Schmelztiigel wurden aus sandreichem Ton angefertigt und stammten oft aus Großalmerode in Nordhessen, Hans-Georg Stephan, Schmelztiigel, ein wenig beachtetes Thema der Metallurgie, in: Interdisziplinäre Tagung (wie Anm. 16), 2, S. 349-390.

32 Dünn gewalztes versilbertes Messingblech, Rauschgold: dünn gewalztes Messingblech, Deutsches Wörterbuch, 8. Leipzig 1893, Sp. 314f.

33 Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HStAW), 131, XVII c 16, mit beiliegenden Siegellackabdrucken.

34 HStAW, 152, 445 mit zwölf beiliegenden Falschmünzen.

35 Siehe ISG, Criminalia: Akten, 3.593, 3.808.

in Darmstadt Ermittlungen wegen des in Liederbach festgenommenen und in Wallau einsitzenden Johann Sauser aus Vilbel an, der die Falschmünzen in Frankfurt von Moses Gans erhalten haben wollte. Alle Befragten wollten von Falschgeld nichts wissen. Ein aus Darmstadt nach Frankfurt übersandtes halbes Kopfstück war ein Guss aus einem Weißmetall mit rauer und damit verräterischer Oberfläche.³⁶



Abb. 1: Falsches halbes Kopfstück, fertige Falschmünze

Ein Jahr später nahm Kurmainz einen Schäfer und dessen Ehefrau wegen falscher halber Kopfstücke aus Hessen-Darmstadt fest und erkundigte sich auch in Frankfurt, jedoch ohne Erfolg.³⁷ 1729 wurden in Petterweil in der Wetterau falsche halbe hessen-darmstädtische Kopfstücke angehalten.³⁸ Erfolglos waren 1733 die Ermittlungen des Frankfurter Landamtes als der Verwaltungsbehörde für die städtischen Dörfer gegen den Gastwirt Thomas Göbel aus Niederrad, der falsche hessische Kopfstücke im kurmainzischen Höchst ausgegeben hatte. Göbel floh aus der Haft. Ein noch unbearbeiteter Gussrohling wurde samt vier Metallstücken zur Akte genommen, wohl in der Hoffnung, das Verfahren gegen Göbel fortsetzen zu können.³⁹ Auch die ebenfalls in stattlichen Mengen geprägten Karoline oder Ernest d'or von Landgraf Ernst Ludwig und deren Teilstücke waren der Gegenstand von Falschmünzerei.

36 ISG, Criminalia: Akten, 3.600.

37 ISG, Criminalia: Akten, 3.717.

38 StAD, F 24 c, 341/7 (Petterweil).

39 ISG, Criminalia: Akten, 4.193.



Abb. 2: Falsches halbes Kopfstück, unbearbeiteter Gussrohling

Als sie mit einem Guss eines halben Karolins aus vergoldetem Buntmetall von ausnehmend schlechter Qualität hereingelegt worden waren, erstatteten zwei Einwohner des Stiftes Fulda in Frankfurt Anzeige und sagten aus, die Falschmünze in der Judengasse erhalten zu haben. Die folgenden Ermittlungen führten nicht zu den Fälschern.⁴⁰

Die von 1741 bis 1745 in erheblichen Mengen geprägten Albus der Münzstätte Darmstadt wurden nicht zuletzt wegen ihres kunstlosen Münzbildes gerne und viel gefälscht. Beim Abbruch der aus besonders schönem Säulenbasalt bestehenden Krone des Hohenseelbachkopfes im Siegerland wurden 1898 in der Zisterne einer ehemaligen und schon bald nach ihrer Erbauung um die Mitte des 14. Jahrhunderts zerstörten Burg Reste einer Falschmünzerwerkstatt gefunden, die dort um die Mitte des 18. Jahrhunderts tätig gewesen war. Außer gehämmerten und ausgestanzten Kupferblechen und ovalen Schrötlingen, die auf eine Prägung mit dem Taschenwerk schließen lassen, wurden auf dem Hohenseelbachkopf falsche hessen-darmstädtische Albus und Doppelalbus mit den Jahreszahlen 1744 und 1748 gefunden, deren Vorbilder ebenfalls aus dem Taschenwerk stammen, sowie falsche Zweistüberstücke und Doppelalbus der preußischen Münzstätte Kleve.⁴¹

40 ISG, Criminalia; Akten, 5.021.

41 Konrad Schneider, Die Falschmünzerwerkstätte vom Hohenseelbachkopf, in: Nassauische Annalen, 101, 1990, S. 49-55, Fundstücke im Landschaftsmuseum Westerwald in Hachenburg.



Abb. 3: Falscher halber Ernest d'or, vergoldeter schlechter Guss

Ähnlich häufig wie falsche hessen-darmstädtische Batzen und Albus waren Doppelalbus oder Batzen von Nassau-Weilburg im Verkehr anzutreffen, deren Vorbilder von Nassau-Weilburg von 1749 bis 1753 in stattlichen Mengen mit den Jahreszahlen bis 1751 geprägt wurden.⁴² Nassau-Weilburg selbst fragte 1750 in Frankfurt wegen des dortigen Kaufmannes Philipp Jakob Lindholm an, der bei einer Zahlung größere Mengen falscher nassau-weilburgischer Batzen empfangen hatte und möglicherweise Hintermänner kannte.⁴³

Weil viele Albus der Münzstätte Darmstadt im täglichen Verkehr anzutreffen waren, gab es entsprechend viele Fälschungen. Wolff Trescher aus dem hanauischen Amtsort Windecken sagte 1744 aus, in Frankfurt in der Judengasse falsche hessen-darmstädtische Albus beim Verkauf von Gänsen erhalten zu haben und zwar vermischt mit echtem Geld: Unter einer Gesamtsumme von 4 Gulden 15 Albus waren acht neue falsche Albus. Wolff Trescher war hessen-hanauischer Schutzjude, handelte mit Waren, Gänsen und sonstigem und hatte die Gänse aus Roßdorf von der Frau des Kuhhirten bezogen, um sie im Frankfurt weiter zu verkaufen. Die Amtsverwaltung in Windecken lud alle ortsansässigen Juden vor, um sie zu vernehmen, und übersandte mit dem Ersuchen um Amtshilfe zwei der Falschmünzen nach Frankfurt, ohne dass die Herkunft des Falschgeldes geklärt werden konnte.⁴⁴ Eine vergleichsweise sichere Methode, Falschgeld in Umlauf zu bringen, war, es mit echtem zu vermischen. Ein Beispiel dafür lässt sich 1826 in Süderdithmarschen in Holstein belegen, wo der in Hamburg ansässige

42 Konrad Schneider, Nassau-Weilburg und seine Münze, Weilburg 1990.

43 ISG, Criminalia: Akten, 6.299.

44 ISG, Criminalia: Akten, 5.738, die Münzbeilagen fehlen.

wirtschaftlich erfolglose Uhrmacher und Glasarbeiter Jean Chrétien Bramé über einen Vetter in Marne falsche Schillinge von Mecklenburg-Schwerin abzusetzen versuchte, die ungefähr im Verhältnis 1 : 1 mit echten vermischt waren. Die mecklenburg-schwerinischen Schillinge des 18. und 19. Jahrhunderts waren ähnlich kunstlos und daher bequem zu fälschen wie die hessen-darmstädtischen Albus der Jahre 1741 bis 1745.⁴⁵ 1747 leitete das Peinliche Verhöramt der Stadt Frankfurt und damit die mit einer heutigen Staatsanwaltschaft vergleichbare Strafverfolgungsbehörde ein Verfahren gegen den Metzger und Gastwirt Johann Friedrich Odemer aus dem städtischen Dorf Nieder-Erlenbach ein, der auch wegen anderer Delikte belangt wurde: 1733 wegen Beteiligung an einer illegalen preußischen Soldatenwerbung und 1747/48 wegen Beherbergung einer Diebesbande.⁴⁶ In diesem Fall ging es um seine Komplizenschaft und die seines Sohnes mit Falschmünzern aus dem solmsischen Laubach und des Verdachts auf Ermöglichen der Falschgeldprägung in seinem Haus. Frankfurt unternahm am 1. Mai 1747 durch einen Unteroffizier mit zwölf Soldaten eine Polizeiaktion, nachdem Solms-Laubach um Amtshilfe gebeten hatte. Odemer wurde unter anderem mit einem bewaffneten Kommando nach Laubach zu einer Gegenüberstellung geschickt, wo es um einen Hauptverdächtigen namens Konrad Beyer und eine ganze Bande ging. Auch wenn nach § 111 der Peinlichen Halsgerichtsordnung die Todesstrafe als rechtens angesehen wurde, erkannte der Rat auf eine mindere Schuld, verurteilte Odemer zu acht Jahren Haft im Armenhaus und sprach seinen Sohn frei. Der Vater kam bereits 1750 auf Bewährung auf freien Fuß. Aus Laubach wurden jeweils ein falscher hessen-darmstädtischer Albus von 1744 und ein falscher Albus niederhessischer Währung von 1746 geschickt.⁴⁷ Die in großen Mengen als Landmünze für Hessen-Kassel geprägten niederhessischen Albus passten mit rund drei Kreuzern bequem in die Gulden-Kreuzer-Währung, denn ein Reichstaler entsprach 32 Hessenalbus oder 90 Kreuzern.

45 Konrad Schneider, Untersuchungen zum Umlauf mecklenburg-schwerinischer Kurant-schillinge in Hamburg und Umgebung im 19. Jahrhundert bis zur Einführung der Reichswährung, in: Baltische Studien, N.F., 72, 1986, S. 91-103, S. 91-94.

46 ISG, Criminalia: Akten, 4.141, 4.903, 5.877.

47 ISG, Criminalia: Akten, 6.065.



Abb. 4: Falscher hessen-kasselischer Albus und falscher hessen-darmstädtischer Albus oder Halbbatzen

Als Anna Margareta Kappes, Ehefrau eines Frankfurter Gefreiten, 1748 bei der Ausgabe hessen-darmstädtischer Albus von 1744 festgenommen wurde, gelangten 16 prägefrische Exemplare von recht guter Qualität in die Ermittlungsakten. Sie alle waren mit einem Taschenwerk geprägt worden. Wegen des guten Leumundes der Verdächtigen wurde sie bald aus der Haft entlassen. Der Verdacht auf Urheberschaft ruhte auf dem Leine- und Strumpfweber Ludwig Winkler aus Edingen in der Grafschaft Solms-Braunfels, ohne dass den Frankfurter Ermittlern weitere Ergebnisse bekannt wurden.⁴⁸ Auf der Mainzer Messe wurde 1752 ein ebenfalls im Taschenwerk entstandener Darmstädter Albus von 1744 aus versilbertem Kupfer angehalten.⁴⁹

48 ISG, Criminalia: Akten, 6.074.

49 Niklot Klüßendorf, Falsche Münzen als Beilagen von Archivalien, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 27, 1977, S. 161-179, S. 177.



Abb. 5: Falsche hessen-darmstädtische Albus oder Halbbatzen, alle mit einem Taschenwerk geprägt

1748 ermittelte das Peinliche Verhöramt gegen zwei Marketender bei einem französischen Regiment, die Schweizer Wenzel Woltmann und Kaspar Herrmann, wegen der Herstellung und des Vertriebs von Quadrupeln und Doublonen,⁵⁰ Karolinen und Dukaten. Die Probe einer falschen Doublone durch den städtischen Wardein Bengerath ergab, dass sie aus vergoldetem Silber bestand.

Bei dem Verfahren sagten die Beschuldigten aus, das Falschgeld stamme von einem Metzger namens Joseph aus Würzburg, der falsche Louis d'or hergestellt hatte, während eine Quadrupel misslungen sei. Das Verfahren endete ohne greifbares Ergebnis. Woltmann wurde zu zweimonatiger Schanzarbeit auf den Wällen der Stadt Frankfurt und anschließender Ausweisung verurteilt. Dieses Verfahren hängt mit einer Anzeige des hessen-hanauischen Amtes Bergen über eine mögliche Falschmünzerwerkstatt im Gasthaus „In der alten Wirtin“ im hanauischen Bockenheim zusammen. Hessen-Hanau hatte ein Militärkommando unter Anführung eines Hauptmanns nach Bockenheim geschickt, das das verdächtige Haus umstellt und durchsucht hatte. Dabei

50 Doublonen waren ursprünglich spanische Goldmünzen zu zwei Escudos de oro und Quadrupeln Doppelstücke zu vier Escudos, die in Europa Nachahmer fanden und auch in Spanisch-Amerika geprägt wurden.

wurden zwei Stempel zu hessen-darmstädtischen Albus, neun falsche Albus mit hessen-darmstädtischem Gepräge, etliche Stücke Erz, Alaun, fünf Schmelztiegel, Rechenpfennige, zwei falsche kaiserliche „Leopoldstaler“ - also vermutlich mit dem Porträt Kaiser Leopolds I. (1658-1705) - und ein nicht näher benanntes Rezept sichergestellt. Die Vernehmung der Wirtsleute Hans Georg und Johanna Hensch, die auch eine Branntweinbrennerei betrieben, ergab, dass die verdächtigen Gegenstände zu verschiedenen Zeitpunkten ins Haus gekommen waren. Johanna Hensch hatte die falschen Albus eines Morgens beim Aufräumen in einem Stück Papier gefunden: Die beiden falschen Taler waren schon seit rund 15 Jahren im Haus und stammten von den zahlreichen Soldaten, die bei ihr logiert hatten und gehörten wohl in das Umfeld des Krieges um die polnische Krone (1733-1738). Ein anderer Gast, ein Herr von Welling, hatte das Erz und die Schmelztiegel hinterlassen, die zu einem Grubenunternehmen gehörten, das er mit einem Bernhard aus der Töngesgasse in Frankfurt bei Hain-Gründau betrieben hatte, wo ein 1741/43 unternommener Förderversuch scheiterte.⁵¹ Damals waren einige Wagen mit Erz nach Bockenheim gekommen. Als die Herkunft der Stempel ebenfalls nicht geklärt werden konnte und gegen die Wirtsleute kein Verdacht vorlag, wurden diese aus der Untersuchungshaft entlassen.⁵²

Nach 1810 begegnen im Rhein-Main-Gebiet unter dem Falschgeld besonders Sechs- und Dreikreuzer des Großherzogtums Hessen, Nassaus und anderen Staaten des süddeutschen Münzsystems, die in den Münzstätten ihrer Herstellerstaaten in großen Mengen und mit geringem Silbergehalt geprägt wurden. Das Frankfurter Rechnei- und Rentenamt als oberste städtische Finanzbehörde wies 1834 auf große Mengen von Sechskreuzern hin, die lediglich Scheidemünzen waren und damit nur für Zahlungen von geringerem Umfang dienten.⁵³ Nassau-Weilburg warnte 1804 vor der Annahme der minderwertigen Dreikreuzerstücke von Hessen-Darmstadt und Löwenstein-Wertheim.⁵⁴ Neben den Kreuzerwerten wurden besonders kurhessische Drittel- und Sechsteltaler aus Legierungen von Kupfer und Zink (versilbert) bzw. nicht näher bezeichnetem „Weißkupfer“ oder gering legiertem Silber,

51 Manfred Schlosser, Der Kupferschieferbergbau bei Hain-Gründau und Hailer, in: Büdinger Geschichtsblätter, 3/4. 1959/61, S. 155-169.

52 ISG, Criminalia: Akten, 6.096.

53 Amtsblatt der freien Stadt Frankfurt, 8.Juli 1834.

54 HStAW, 150, 4.888.

aber auch preußische Taler (1819) und Dritteltaler sowie hannöversche Goldmünzen (1828) angehalten.⁵⁵ Im Jahr 1817 verfolgte das Großherzogtum Hessen eine Falschmünzerbande im Vogelsberg, die unter anderem nassauische Groschen fälschte.⁵⁶ Im Frühjahr 1821 wurde der unprofessionelle Falschmünzer und beruflich erfolglose Bierbrauereimeister Christian Jung von der Frankfurter Polizei festgenommen, der mit einem Komplizen im großherzoglich-hessischen Rödelheim Sechskreuzer des Großherzogtums Hessen mit der Jahreszahl 1820, Sachsen-Coburg-Saalfeld und Baden in schlechter Qualität aus Zinn und Blei mit Zuschlägen von Kupfer und Messing in Sand- und Gipsformen gegossen und dabei eine Menge Ausschuss produziert hatte. An zwei Tagen wurden 410 und 200 falsche Sechskreuzer hergestellt. In der Wohnung seines Komplizen fand die hessische Polizei poliertes und damit fertig gestelltes Falschgeld: 37 hessen-darmstädtische Sechskreuzer von 1820, acht Sechskreuzer von Sachsen-Coburg-Saalfeld und neun falsche badische Sechskreuzer von 1816, ferner unfertige und damit noch nicht zu Ende bearbeitete hessische (166), sachsen-coburgische (55) und badische (58) Sechskreuzer, zum Trocknen liegende Gipsformen mit den echten Münzen darin, Schmelztiegel sowie Werkzeug wie Schmelzlöffel und Metall. Die Ermittlungen der Frankfurter Polizei führten bis nach Frankenthal und Mannheim. Jung wurde am 9. Juli 1821 wegen Teilnahme an der Falschmünzerei zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt, doch wegen seines schlechten Gesundheitszustandes schon nach einem Jahr entlassen.⁵⁷ Falsche hessische Sechs- und auch Dreikreuzer waren in jenen Jahren verbreitet. Zwischen 1822 und 1829 zeigte das im Großherzoglich hessischen Regierungsblatt wiederholt falsche Sechskreuzer eigenen Gepräges an.⁵⁸

55 Großherzoglich hessisches Regierungsblatt 1819, S. 60f., 1822, S. 10, 1826, S. 345, 1827, S. 67, 1829, S. 115, 1840, S. 166; ISG, Rechnei nach 1816, 2.730; HStAW, 7.551, Sammelakte zu in erster Linie nassauischem Falschgeld.

56 HStAW, 210, 7551.

57 Konrad Schneider, Ungeschickte Fälscher und falsche Sechskreuzer in Frankfurt und Rödelheim 1821, in: Geldgeschichtliche Nachrichten, 39, 2004, S. 166-169, nach: ISG, Criminalia: Akten, 11.234, darin 20 falsche Sechskreuzer des Großherzogtums Hessen und einer von Sachsen-Coburg-Saalfeld.

58 Großherzoglich hessisches Regierungsblatt 1822, S. 10, 1826, S. 345, 1827, S. 67, 1829, S. 115.



Abb. 6: Falsche Sechskreuzer des Großherzogtums Hessen, schlechte Güsse

In Frankfurt fielen unter anderem falsche Sechskreuzer des Großherzogtums Hessen von 1829, 1834 (aus schwach versilbertem Messing) und 1838 auf.⁵⁹ Ähnliches wurde in der mit Frankfurt territorial verflochtenen und östlich angrenzenden kurhessischen Provinz Hanau beobachtet.⁶⁰ 1830 meldete das nassauische Amt Usingen falsche Drei- und Sechskreuzerstücke aus versilbertem Messing von guter Qualität mit den Geprägten von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen sowie von Württemberg und vom Großherzogtum Hessen.⁶¹ 1834 ermittelte die Frankfurter Polizei gegen eine ganze Bande innerhalb und außerhalb von Frankfurt wegen der Fälschung hessen-darmstädtischer Sechskreuzer, die nach Rötelskizzen in den Ermittlungsakten recht

59 ISG, Rechnei nach 1816, 2.730, 2.754, auch mit Münz- und mit Zeitungsbeilagen, auch Amtsblatt der freien Stadt Frankfurt 1834, S. 223; 1841, S. 27.

60 Niklot Klüßendorf, Falsche Münzen und Scheine aus dem Geldumlauf der kurhessischen Provinz Hanau (1841-1867), in: Hanauer Geschichtsblätter, 29, 1985, S. 463-501; Herzoglich nassauisches allgemeines Intelligenzblatt 1831, S. 463.

61 HStAW, 242, 1.900.

solide Spindelpressen zur Herstellung von Falschgeld in Frankfurt und im kurhessischen Bockenheim verwendeten.⁶²

Mit der Ratifizierung des Münchner Münzvertrages kam neues Geld nach Süddeutschland. Die überwiegend minderwertigen Ein-, Drei- und Sechskreuzerstücke wurden allmählich aus dem Verkehr gezogen und durch neue, genormte ersetzt. Hinzu kamen ganze und halbe Gulden. Bei der Einlösung wurde in den Vertragsstaaten unter anderem älteres großherzoglich hessisches Falschgeld festgestellt.⁶³ Doch auch das neue Geld wurde gefälscht wie darmstädtische Sechskreuzer von 1838, die in Frankfurt angezeigt wurden.⁶⁴ Nach 1844 warnte Frankfurt wiederholt vor gegossenen falschen Sechskreuzern, Halbgulden und Gulden aus Letternmetall (Legierung aus Blei, Antimon und Zinn), ohne die Münzbilder zu beschreiben.⁶⁵ Als die Frankfurter Polizei und Justiz nach 1850 gegen eine Falschmünzerbande vorging, die auf sehr professionelle Weise zuletzt Frankfurter Gulden mit einer eigens gekauften Spindelpresse prägte und diese dann galvanisch versilbern wollte, stellte sie umfangreiche Recherchen an. Die mit technischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgestatteten Fälscher hatten zuvor im bayerischen Kinzighausen bei Bad Orb und in Lanzenhain im Vogelsberg unter anderem an der Fälschung großherzoglich hessischer Sechskreuzer gearbeitet. Bei den Ermittlungen gingen in Frankfurt verschiedene Falschmünzen ein, unter anderem falsche Gulden von 1838 mit dem Porträt Großherzog Ludwigs II. von Hessen (1830-1848), der in Salmünster angehalten worden war.⁶⁶

Dies ist der jüngste Beleg aus der Frankfurter Kriminalaktenüberlieferung, die durch gezielte Vernichtungen für die Zeit nach 1806 große Verluste erlitten hat.

62 ISG, Criminalia: Akten, 11.977-11.986, in 11.979, fol. 51-52: rohe Rötzelzeichnungen der Presse.

63 HStAW, 212, 4.903, 4.909.

64 ISG, Rechnei nach 1816, 2.754, mit Zeitungsbeilagen

65 Amtsblatt der freien Stadt Frankfurt 1844, S. 535, 1845, S. 128, 1846, S. 199, 1848, S. 53.

66 ISG, Criminalia: Akten, 12.704-12.714, zu den falschen Gulden, 12.705, fol. 52; s. Konrad Schneider, Das Gasthaus „Zum Donnersberg“ in Frankfurt am Main als Standort einer Fälschmünzerbande, in Hessische Heimat, in Vorbereitung.

Heutige Archivare würden derart wichtiges Material zur Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht mehr vernichten. Die Beispiele zeigen, wie eng der Frankfurter Geldumlauf an den seiner Umgebung gekoppelt war, mit der man ohnehin über die gleiche Währung verbunden war. Sie belegen auch den Einfallsreichtum und das unterschiedliche technische Geschick der Fälscher.⁶⁷



Abb. 7: Falscher Gulden des Großherzogtums Hessen

67 Abbildungsnachweis: Vorlagen stammen aus dem Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M.; Fotos wurden angefertigt von Hanspeter Borsch, Kronberg

Die Briefe von Carl Vogt in der Universitätsbibliothek Gießen

Bernd Bader

Einleitung

Die Briefe von Carl Vogt (1817-1895), die im Lauf vieler Jahre in die Gießener Handschriftensammlung gelangt sind, bilden nach Datum, Inhalt, Umfang und Adressaten ein sehr heterogenes Ensemble. Sie werden hier vollständig veröffentlicht. Mitveröffentlicht wird ein isolierter Brief an Vogt, der ebenfalls nach Gießen gelangt ist. Ausgeschlossen bleiben je ein Brief von Vogts Vater und Mutter und ein Manuskript Vogts zu einem Zeitungsartikel. Die Suche nach Gegenbriefen ist erfolglos geblieben. Die Biographien Vogts und seines hauptsächlichlichen Korrespondenten Lorenz Diefenbach werden nur knapp skizziert, soweit es zum Verständnis der Briefe notwendig scheint.

Vogts Handschrift ist nicht leicht zu lesen. Sie ist ziemlich klein; viele Buchstaben sind sehr undeutlich geformt, insbesondere *a e n o r* sind schwer oder nur aufgrund des Kontextes zu unterscheiden. Die Briefe vor 1850 zeigen etwas deutlichere, sorgfältigere Formen; der Brief Nr. 2 von 1842 fällt darüber hinaus durch spitze, gerade Buchstabenformen aus dem Rahmen. Bei *B*, *D* und *K* macht Vogt keinen Unterschied zwischen Groß- und Kleinbuchstaben; sie werden im Folgenden sinngemäß unterschieden. Lediglich in den Briefen vor 1850 hat das große *K* manchmal - nicht immer - oben einen kleinen Querstrich. Im Übrigen ist eine Entwicklung der Vogtschen Handschrift, die bei der Datierung der undatierten Schreiben helfen könnte, nicht festzustellen.

Die Briefe werden in (vermutlicher) chronologischer Reihenfolge angeordnet; zwei Briefe, deren Datierung völlig ungewiss ist, stehen am Ende. Die Bibliothekssignaturen der Briefe werden im Kopf angegeben. Die Daten der Briefe werden in normierter Form angesetzt, sofern sie in den Originalen angegeben sind (vom Schreiber oder als Poststempel); im Kontext der Originale bleiben sie meistens weg. Korrekturen der Schreiber werden nur erwähnt, wenn das vor der

Korrektur Geschriebene lesbar ist. Orthographie und Interpunktion der Originale sind beibehalten. In eckigen Klammern stehen Auflösungen von Abkürzungen und andere Zusätze des Herausgebers. Unsicher gelesene Wörter werden mit [?] gekennzeichnet.

Carl Vogt wurde als ältestes von neun Geschwistern in Gießen geboren.¹ Sein Vater Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1786-1861) war Professor für Medizin an der Universität. 1833 begann Carl in Gießen sein Studium der Medizin und Chemie (bei Justus Liebig). 1835 emigrierte sein Vater aus politischen Gründen wegen seiner demokratischen Gesinnung in die Schweiz und übernahm eine Professur an der Universität Bern. Carl folgte im selben Jahr, nachdem er ins Visier der Polizeigeraten war, und schloss in Bern 1839 sein Medizinstudium ab, ohne je einen ärztlichen Beruf auszuüben. Stattdessen ging er nach Neuchâtel/Neuenburg (Hauptstadt des gleichnamigen Kantons) und wandte sich naturwissenschaftlichen Forschungen zu, die wir hier übergehen können.

Der Kanton Neuenburg war ein politisches Kuriosum:² Landesherr war seit 1707 der preußische König, und zwar auch nach dem Beitritt Neuenburgs zur Eidgenossenschaft 1814. Erst 1848 setzte sich die Republik durch, und erst 1857 verzichtete der König auf seine Rechte.

Carl Vogts Vetter Lorenz Diefenbach³ (1806-83) wurde in Ostheim (heute Stadtteil von Butzbach) als Sohn eines Pfarrers geboren. Seine Mutter und Carl Vogts Vater waren Geschwister. Seit 1821 studierte er in Gießen Theologie und wohnte im Haus seines Onkels Vogt,⁴ interessierte sich aber besonders für Sprachen. 1830-43 war er in Laubach (Kreis Gießen) Pfarrer und Bibliothekar. 1834 heiratete er und promovierte mit einer schon 1831 erschienenen romanistischen Arbeit. Daneben veröffentlichte er Belletristisches.

1 Zu seinen Brüdern vgl. Brief Nr. 2 mit Anm. 17; ein Bruder Otto starb als Kind. Seine Schwestern waren: Mathilde (geb. 1822), Sophie (geb. 1825), Luise (1827-1884, heiratete den Juristen [später Mediziner] Hans Kudlich, einen politischen Flüchtling aus Wien, mit dem sie in die USA auswanderte [vgl. William Vogt S. 80]), die offenbar als einzige der Schwestern heiratete, und Auguste (geb. 1832). - Für präzise Daten zu Vogts Familien danke ich den Archives d'Etat Genf.

2 Ausführlich dazu: Vogt, Aus meinem Leben, S. 209-215.

3 Am ausführlichsten zur Biographie: Jacob Grimm und Lorenz Diefenbach im Briefwechsel, hrsg. von B. Bader. Gießen 1985 (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek Gießen 40), S. 9-12.

4 Vogt, Aus meinem Leben, S. 8.

1) Vogt an Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

Von fremder Hand geschrieben, am Kopf mit Vermerk *Copie* versehen. Lesefehler des Kopisten sind nicht auszuschließen. Es ist unklar, warum der Brief nur als Abschrift vorliegt.

Straßburg, 5. Oktober 1842

Lieber Lorenz!

Anbei den versprochenen Brief, der, wie ich hoffen will, Dir und Andern angenehm kommen mag. Humboldt⁵ ist nicht hieher gekommen; überhaupt ist der Congreß⁶ arm an Illustrationen.⁷ Desto ärger thun sich die kleinen Leute auf und es ist ergötzlich zu sehen, wie die Naturwissenschaften fast brach liegen, während man sich über Socialismus und andere philanthropische Narrheiten in den Haaren liegt. Offenbar haben Deutschland und Frankreich die Rollen gewechselt; wir sind in allen exakten Wissenschaften, Physik, Anatomie, Theologie,⁸ Botanik, Geologie und Physiologie unendlich voraus und die Franzosen verlieren sich in den unendlichen Träumereien, die früher ausschließlich unser wohl erworbenes Eigenthum schienen. Ich kehre heute über Bern nach Neuenburg zurück.

Herzliche Grüße an Flora⁹, Deine Schwiegermutter, die Verwandten in Offenbach¹⁰ und alle anderen Freunde, die ich gesehen oder nicht gesehen.

Dein treuer Vetter

CVogt

5 Wahrscheinlich ist der Naturwissenschaftler und Forschungsreisende Alexander v. H. (1769-1859) gemeint.

6 Seit 1833 fand in Frankreich jedes Jahr ein wissenschaftlicher Kongreß statt, der in mehreren Sektionen alle Wissenschaften umfaßte und von den örtlichen wissenschaftlichen Gesellschaften organisiert wurde. Der zehnte wurde unter großer internationaler Beteiligung (1200 eingeschriebene Teilnehmer) vom 28. September - 10. Oktober 1842 in Straßburg abgehalten. Vgl. die ausführliche Berichterstattung in der „Allgemeinen Zeitung“; M. Larousse, Grand dictionnaire universel du XIXe siècle, vol. 4, Paris 1869, S. 930 Sp. 3 f.

7 Hier anscheinend im französischen Sinn von „illustre Personen“ gebraucht („personnage illustre“ Trésor Bd. 9, S. 1138).

8 Sic! Lesefehler des Kopisten für *Zoologie*?

9 Diefenbachs Ehefrau (1816-1870).

10 Diefenbachs Schwester Theodora (1811-1862 oder 1863) und ihre Familie.

2) Vogt an Diefenbach (NF 156-16)

Neuchâtel, 2. Dezember 1842

Lieber Lorenz!

Die Neuchâtelers haben mich mit ihrer Kunstausstellung so lange gequält, bis ich ihnen einen Artikel darüber geschmiert habe, den aber die Allgemeine Zeitung zurückschickte, weil er zu lang sei und H[er]r Förster¹¹ am Kunstblatt¹² meinte, der Abschnitt über die Girardets¹³ sei maßgebend und ich sollte ihn danach umarbeiten. Es liegt mir an der ganzen Boutique¹⁴ nicht viel, und ehe ich noch einmal mich mit Kunstphrasen langweile, will ich's lieber total bei Seite lassen. Da es indessen doch geschrieben und sogar für ein paar Batzen abgeschrieben ist, so schicke ich Dir die Blätter, da Du mit mehrern Kunst- Literatur- und schöngestigen Zeitungen, ...¹⁵ und Monatschriften in Verbindung stehst, so suche es einem oder dem andern aufzuhängen. Dein treuer Vetter ist gern zu Gegendiensten erbötig.

Bei uns befindet sich alles wohl. Der Vater schreibt mir gestern, (ich hatte ihm Wein geschickt) er beschäftige sich jetzt ebenfalls mit literarischen Gegenständen, wobei ihm der Rothwein trefflich zu statten komme, er gebe einen Novellencyclus „Der dünne Jängel[?]“ und die schnelle Katharina in zwanglosen Heften heraus.¹⁶ Emil liest an der Universität politische Geschichte, 5 Stunden wöchentlich, für 5 Zuhörer.¹⁷ In Bern hatten sie neuerdings großen Skandal, der Vater ist mit denjenigen, welche die Universität auf den alten Zopfstil zurichten und dem Erziehungsdepartement gegenüber die unterthänigen Hofräthe

11 Ernst Joachim Förster (1800-85), Maler und Kunstschriftsteller, Redakteur des „Kunstblatts“.

12 „Kunstblatt“, Unterreihe des „Morgenblatts für gebildete Leser“ (1837-49).

13 Französisch-schweizerische Künstlerfamilie.

14 Hier anscheinend im Sinn von „wertloses Zeug, Plunder“ verwendet („Tout ce à quoi on n'attribue aucune valeur, ou à quoi on ne donne qu'une valeur dépréciative“ Trésor Bd. 4, S. 860).

15 Ein nicht zu entzifferndes Wort: S...len[?]

16 Bibliographisch nicht nachweisbar.

17 Carl Vogts Bruder Emil (1820-83) studierte in Bern; 1840 Dr. jur.; 1842-46 Privatdozent für Römisches Recht; 1869 o.Prof. in Bern. Auch die Brüder Adolf (1823-1907, Medizin) und Gustav (1829-1901, Staatswissenschaft und Staatsrecht) wurden Professoren an der Universität Bern.

spielen wollen, Wilhelm Snells¹⁸ wegen entsetzlich im Kampf - Senatsdiskussionen von 4 Stunden - Reden, wie im englischen Parlamente - Austausch von liebenswürdigen Complimenten, wie zwischen O'Connel¹⁹ und J. R. Peel.²⁰

Hier ist der Königstaumel so ziemlich verrauscht und namentlich die Antwort des Gouverneurs auf die Petitionen, die Du in der Allg[emeinen Zeitung] gelesen haben wirst²¹, hat den Leuten die Augen geöffnet. Diese Petitionen enthielten Bitten um allgemeine Amnestie, Erweiterungen der constitutionellen Befugnisse namentlich durch Verlegung des Budgets auf das Corps législatif etc. und darauf hin rath man den Unterzeichnern, die alle Chefs großer Handlu[n]gshäuser und Uhrenfabricken sind und etwa $\frac{3}{4}$ der neuenburgischen Industrie repräsentieren, sich aus dem Lande zu packen! Wie weit aber der

18 Wilhelm Snell (1789-1851), Jurist, geb. in Idstein (Nassau), 1819 Dr. jur. h.c. der Universität Gießen, floh 1820 aus politischen Gründen in die Schweiz, 1834 Professor an der Universität Bern, geriet dort durch seine radikalen politischen Aktivitäten in Konflikt mit der Regierung.

19 Daniel O'Connell (1775-1847), irischer Politiker und Unterhausabgeordneter, glänzender Redner und Agitator, kämpfte besonders für den Widerruf der seit 1801 bestehenden Union zwischen England und Irland.

20 Sir Robert Peel (1788-1850), englischer konservativer Politiker, 1812-18 Staatssekretär für Irland, 1822-27 und 1828-30 Innenminister.

21 Der Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 28. Nov. 1842, S. 2636, hat folgenden Wortlaut: „Der Constitutionnel Neuchâtelois veröffentlicht mehrere, in Form und Inhalt so ziemlich übereinstimmende Adressen, welche im Traversthale und Weinland, in Locle und La-Chaux-de-Fonds dem König von Preußen überreicht wurden, und in welchen der Wunsch ausgesprochen ist nicht bloß nach einer allgemeinen Amnestie, sondern auch nach einer consequenten Entwicklung der constitutionellen Verfassung Neuchatels, und einer Aenderung in seiner eigenthümlichen und ganz ausnahmsweisen Stellung, indem dem gesetzgebenden Körper in Zukunft die Befugniß zukommen möge über die Einkünfte und Ausgaben des Landes außer der königlichen Summe zu verfügen. Diese Adressen zählen aus dem Traversthale 17, aus Locle 25, aus La-Chaux-de-Fonds 44 Unterschriften, unter denselben mehrere von gegenwärtigen oder frühern Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers. Auf diese in ruhigem und ehrerbietigem Thone abgefaßten Adressen hat nun der Gouverneur von Pful im Namen des Königs von Münster aus unterm 2 Nov. geantwortet. Nachdem er sich auf eine frühere Antwort hinsichtlich des Gesuchs um Amnestie bezogen hat, fährt er fort: „Was den zweiten Theil der Adressen betrifft, so ist die Art, in welcher Sie die Entwicklung der Landesverfassung verstehen, so befremdend, daß die einzige Antwort, welche Se. Maj. darauf hat, ist, Ihnen den Rath zu ertheilen ein Land zu verlassen, wo Sie nicht zufrieden und glücklich leben können, und wo Ihre extravaganten Ideen nur die Unordnung hegen und die öffentliche Ruhe stören können, und in der That, meine Herren, es scheint, daß, wenn die Moral noch einigen Werth für Sie hat und Sie ihre Gefühle nicht ändern, Ihrem Gewissen nichts anderes übrig bleibt als dem Rath zu folgen, der Ihnen sowohl zu Ihrem als des Landes Glück ertheilt wird.““

Taumel ging, zeigt der Umstand, daß ein Herr Pettavel,²² Professor der alten Literatur am Gymnasium und der Akademie, den jungen Leuten folgendes Thema für einen lateinischen Aufsatz gab: Sur les différences et les rapports qui existent entre la visite du Roi à Neuchâtel, et l'avenue de Jesus-Christ. (NB. B. Pettavel ist ein Momier forçassé²³!) Was sagst Du dazu? Décidément, il se qompromet!

Herzliche Grüße an alle die Deinigen. Vielleicht richtet es Fortuna's Laune so ein daß wir im Jahre 1843 einander näher sind, als jetzt.

Dein tr[eu]er Vetter

CVogt

1846 erhielt Vogt einen Ruf auf eine Professur für Zoologie an seiner Heimatuniversität Gießen, dem er zum Sommersemester 1847 folgte. Aber schon kurz darauf zogen ihn die Ereignisse des Jahres 1848 in ihren Bann. Er wurde Gießener Abgeordneter im Frankfurter Vorparlament und in der Nationalversammlung. Als brillanter Redner war er einer der Wortführer der Linken.

Jakob Schaub (1823-77)²⁴ hatte in Gießen Theologie studiert und war damals cand. theol. in Friedberg. Trotz seiner jungen Jahre war er eine der einflussreichsten Personen der Demokratiebewegung in der Wetterau, da er in mehreren demokratischen Vereinen an maßgeblicher Stelle tätig war. Auf sein Betreiben hin bildete sich am 16. Dez. 1848 der „Wetterauer Vereinsverband“, ein Zusammenschluss von 17 (später 23) demokratischen Vereinen. Die zwei Briefe von Vogt beziehen sich anscheinend auf eine Tagung dieses Verbands am 4. März 1849 in Friedberg.

3) Vogt an Schaub (Nachlass Schaub 24)

Frankfurt, 2. März 1849

22 Abram François Pettavel (1791-1870), 1840-48 Professor der Philologie an der Akademie, seit 1813 Professor der Literatur an den Auditoires (einer Art gymnasialer Oberstufe) von Neuchâtel.

23 Momier „[En Suisse au début du XIXe s.] (Personne) qui appartenait à une secte protestante dissidente caractérisée par un extrême puritanisme“ Trésor Bd. 11, S. 983. Die Bedeutung von *forçassé* (oder *forçané*) und *qompromet* (oder *gompromet* - nicht *compromet*) ist unklar.

24 Vgl. M. Wettengel, Die Revolution von 1848/49 im Rhein-Main-Raum, Wiesbaden 1989, S. 113 Anm. 93 und S. 350.

Lieber Herr Schaub,

Ich suche noch nach Mitteln, nach Friedberg zu kommen bezweifle aber sehr ob es möglich sein wird. Wir sind in einer Reorganisation der Linken begriffen zu einem Club um mit imposanten Zahlen in die Wagschale zu treten und ich bin dadurch, so wie durch andere Dinge ungemein in Anspruch genommen. Der Freihandel mit Oestreich geht gut - das Wahlgesetz ist ein Zeugniß davon. Man darf aber die Leute nicht einen Augenblick außer Augen lassen.

Ist es irgend möglich, so komme ich - wenn nicht, entschuldigen Sie mich.

Ganz Ihr

CVogt

4) Vogt an Schaub (Nachlass Schaub 25)

Frankfurt, 8. März 1849

Lieber H. Schaub!

Es hat mir leid gethan, nicht nach Friedberg kommen zu können; es war mir indessen rein unmöglich. Hätte ich freilich wissen können, daß die Woche zwei Tage extra frei bringen werde, so würde ich vielleicht es haben ermöglichen können.

Ihr Aufsatz über Reh²⁵ ist sehr gut - heute zur Vervollständigung Folgendes. Gestern ist im Verfassungsausschuß mit 13 gegen 11 Stimmen der erbliche Kaiser angenommen worden - H. Reh hat endlich die Maske abgeworfen und für den erblichen Kaiser nicht nur gestimmt sondern mit großer Leidenschaftlichkeit gesprochen.

Ganz Ihr

CVogt

Donnerstag

25 Theodor Reh (1801-68), Hofgerichtsadvokat und Prokurator in Darmstadt, 1848 Mitglied der Nationalversammlung und des Ausschusses für den Entwurf der Reichsverfassung, 1849 letzter Präsident der Nationalversammlung. Übrigens war Vogt nicht Mitglied des Verfassungsausschusses.

Im April 1849 lehnte der König von Preußen die ihm von der Nationalversammlung angetragene Kaiserkrone ab. Darauf löste sich die Nationalversammlung auf. Ein kleiner Teil der Abgeordneten tagte in Stuttgart weiter als „Rumpfparlament“ und wählte fünf „Reichsregenten“, darunter Carl Vogt, als Exekutive. Nach kurzem machte Militär diesem Nachspiel der Revolution ein gewaltsames Ende. Vogt floh ein zweites Mal, und dieses Mal endgültig, in die Schweiz. 1850 wurde ihm seine Gießener Professur entzogen. 1852 nahm er eine Professur für Geologie an der im Aufbau befindlichen Universität Genf an, deren erster Rektor er wurde. 1854 heiratete er Anna-Maria geb. Michel (im Brief Nr. 12 „Mariane“ genannt). In Genf, wo er bis zu seinem Tod blieb, nahm er auch wieder aktiv am politischen Leben teil.

5) Vogt an Ricker²⁶ (NF 222-116)

Genf, 16. Januar 1854.

[Empfängervermerk:] 22 / I.

In diesem Brief geht es um die Vorbereitung der 2. Auflage von Vogts „Physiologischen Briefen“ (Gießen: Ricker, 1854), speziell um drucktechnische Fragen im Zusammenhang mit den Abbildungen. Das Buch enthält 54 Abbildungen („figurae“). Fast jede ist mit Zahlen und/oder Buchstaben versehen, mittels derer die Einzelheiten der Abbildung im beigegebenen Text erläutert werden. Meistens sind zur Verdeutlichung die Zahlen bzw. Buchstaben durch Linien mit dem jeweils gemeinten Detail verbunden.

Lieber Ricker!

Sie werden aus der Beilage ersehen, daß die dem M[anu]sk[ri]pt eingeklebte Figur doch dieselbe wie der Abklatsch ist - ich habe nun die Ziffern und Zahlen auch an den Abklatsch gesetzt, so daß kein Irrthum vorfallen kann; denn diese kleinen Buchstaben und Zeichen sind ja nicht im Holz, sondern müssen vom Setzer angesetzt werden.

Wenn Ihnen der rothe Ueberdruck von Linien nicht gefällt, so lassen Sie sie weg; ich halte gar nichts darauf. Der Kerl, der den Text verstehen will, mag sich die Buchstaben in der Figur suchen - tant pis pour lui, wenn er sie nicht findet. Auch beim Skelet sie wegzulassen ist

26 Vermutlich Franz Anton Ricker (1816-92), Gießener Verlagsbuchhändler

ganz vernünftig.²⁷ Und wenn Sie sich beim fig. 436 Ei den doppelten Druck ersparen wollen (ich hatte in der That nicht daran gedacht), so können Sie noch auf dem Cliché oder dem Holz die paar Linien mit dem Grabstichel einreißen lassen, so daß sie weiß erscheinen - da sie überall durch stark schattierte Dinge gehen, so werden sie deutlich genug sein.²⁸

Mit bestem Gruße

Ihr CVogt

6) Vogt an einen unbekanntem Herrn (NF 122-3a)

Souterre (Kanton Genf)²⁹, 7. Mai 1855

Das Verständnis dieses Briefs wird nicht nur durch die Anonymität des Empfängers erschwert, sondern vor allem durch das völlig mysteriöse Wort Sarkode (auch die Lesung Sarkede ist möglich), das eine zentrale Rolle spielt. Es scheint sich um eine scherzhafte Wortschöpfung der zwei Korrespondenten zu handeln. Nach dem Kontext muss es dem Bedeutungsfeld „Zeichnung, Skizze“ angehören, aber die dahinter zu vermutende Pointe entgeht uns.

Verehrtester Herr!

Sie müssen es meinen überhäuften Geschäften zuschreiben, daß ich nicht früher Ihren werthen Brief beantwortete. Unter dem Wust von Zeug, das auf mir liegt und durch den ich mich pedibus et manibus³⁰ hindurch arbeiten muß, kommt mir selten etwas so Erquickendes, wie Ihre Sarkode, die den vollen Werth einer jeden charakteristischen Bezeichnung hat. Die Entstehungsgeschichte dieser Sarkode haben Sie richtig herausgeföhlt. Meine Schwester, Schwager, Tante und ich

27 Ein Skelett findet sich fig. 11 (S. 118) und wiederholt fig. 24 (S. 398), an der ersten Stelle mit Buchstaben, aber ohne Linien, an der zweiten ohne Buchstaben und Linien.

28 Eier sind mehrere Male abgebildet. Der Satz dürfte sich auf fig. 34 (S. 524) „Ein durch Fehlgeburt abgegangenes menschliches Ei“ beziehen; sie ist die einzige Abbildung, in der die Linien weiß auf schwarz dargestellt, also nur innerhalb des stark schattierten Bilds sichtbar sind. Vogts Angabe *fig 436* ist unerklärlich.

29 Souterre „aux portes de la ville“ wird auch von William Vogt S. 94 als Wohnsitz Vogts bis 1858 angegeben. Dies scheint eine inoffizielle Ortsbezeichnung zu sein; sonst wird die Gemeinde Le Petit Saconnex nördlich von Genf als Vogts Wohnort in dieser Zeit genannt.

30 lateinisch: mit Händen und Füßen.

hatten eine sehr gemüthliche fidele Reise im Oberland gemacht nach welcher die Tante Knall und Fall abreiste, so daß sie das Ding, das ich ihr zur Erinnerung zusammenpinselte, noch naß mitnehmen mußte. Da es aber nur Erinnerungsblatt sein konnte u. durfte so konnte ich keine Composition dabei machen und eine Naturstudie ist es auch nicht, denn ich hatte Abends vor dem Schlafengehen nur Zeit, einige Linien in ein kleines Album zu zeichnen.

Gerade deshalb aber muß ich vielleicht bitten, den beabsichtigten Raub nicht zu vollführen, sondern der Tante das Blatt zu restituiren. Da ich aber jedes Raubgelüste, wenn es in einer gewissen Empfindung begründet ist, sehr achte, so sehe ich mich genöthigt, Ihnen einen Ersatz für das Gut, das Sie an sich gerissen anzubieten in einer kleinen Studie, vom letzten Jahre, auch aus dem Oberlande, von Sundlauenen bei Neuhaus am Thunersee. Da sie auf Carton gemalt ist (etwa 1½ Fuß lang, 1 F. hoch) so zögere ich nur, Ihnen die Kosten der Zusendung zu machen und bitte Sie deshalb mir zu sagen, wie ich Sie[!] Ihnen am besten zukommen lassen kann. Sie dürften vielleicht einen kostenfreien Weg mir andeuten können, da man doch ein Holzkistchen darum machen lassen muß. Vielleicht finden Sie darin etwas weniger Sarkode - vielleicht aber auch Rückschritte in der künstlerischen Anlage, die sich doch nicht recht entwickeln will.

Denn in einer Beziehung kann ich doch nicht ganz Ihrer Meinung sein. Sie vergessen in Ihrer Ausführung über den hohen Werth der Kunst ganz den materiellen Theil der Behersung des Stoffes. Was wir Composition nennen, ist nur ein Schaffen in der Zusammenstellung des Beobachteten, des Gesehenen in bestimmter Richtung so daß der leitende Gedanke, den wir in die einzelnen Stücke hinein legen und der nicht darinnen ist, dem ähnlich gestimmten Beschauer klar wird. Die Wahrheit der Wissenschaft darf man deshalb wohl nicht der Schönheit der Kunst gegenüber stellen und dasselbe Schaffen der Composition, das dem Kunstwerke seinen Werth gibt, herrscht auch in der Wissenschaft, sobald diese über die bloße Analyse hinausgeht und die Principien darstellt, die sie aus den gewonnenen Resultaten zieht. Das ist mir auch bei meinen Malereien klar geworden - denn wer nicht Zeichnung und Farbe beherrscht wird auch keine Composition machen können - sowenig als der eine Ansicht der thierischen[?] Maschine z. B. haben kann, der ihre Einzelheiten nicht kennt. Was kann mir all' mein Gefühl für die Natur helfen, wenn ich einen Sonnenaufgang componieren will und bringe kein Schatten und Licht mit dem widerspänstigen Dreck,

Farben genannt, heraus? Was meine Religion, wenn ich eine strahlende Madonna im Kopf habe und es wird nur ein klotzig Mensch ohne Ausdruck?

So sehe ich denn den Geist in der Kunst auch nicht weiter als seine materielle Grundlage und der Kunst dieselbe Schranke gesetzt, wie der Wissenschaft - nämlich die menschliche Natur, über die wir nun einmal nicht hinaus können. Die Kunst ist nicht mehr Ganzes oder ebenso viel Ganzes, wie die Wissenschaft, sie sind Product der selben Grundlage. Für den Freund der Kunst, sagen Sie, ist jedes Ding nur an der entsprechenden Stelle schön - aber wer ist Richter über die entsprechende Stelle? Doch nur meine aus der Beobachtung entnommene Abstraction. Wenn wir den Mund am Bauche trügen, wie Haifische und den After im Nacken, wie Schnecken, so würden wir nothgedrungen diese Plätze als die entsprechenden Stellen erklären, und nur diejenigen Gestalten und Schöpfungen der Kunst schön finden die auch diese Organe an den entsprechenden Stellen zeigten.

So, lieber Herr, wollen wir Jedes in seinem Rechte bestehen lassen, so lange es der Menschennatur entspricht, ist es wahr, schön, gut - sei es nun Kunst oder Wissenschaft.

Mit bestem Gruße

Ihr CVogt.

Adresse:

Campagne Souterre à St. Jean

Es ist ein kleiner Winkel „unter der Erde“ rings von hohen Abhängen umschlossen, aber mit weiter Aussicht über die Ebene der Rhône und Arve³¹ das Gebirg[?] und[?] die[?] Alpen[?]. Kommen Sie einmal dorthin aus dem Residenz-Sande[?], so sollen Sie freundlich willkommen sein.

Lorenz Diefenbach gab 1843 seine Stellung in Laubach auf. 1845 ließ er sich in Offenbach am Main nieder, wo seine Schwester Theodora mit ihrer Familie wohnte und wo er sich heftig für die im Entstehen befindliche deutschkatholische Gemeinde engagierte. 1848 entsandte ihn die Stadt Offenbach in das Frankfurter Vorparlament, wo er der gemäßigten Linken zugerechnet wurde. Im selben Jahr übersiedelte er

31 Nebenfluss der Rhône, mündet in Genf.

nach Frankfurt. Außer der enttäuschenden politischen Entwicklung bedrückten ihn in den nächsten Jahren familiäre Sorgen vermutlich um die Kinder seiner Schwester, denen er nach dem Tod ihres Vaters zum Pflegevater wurde, sowie schwere finanzielle Rückschläge, die ihn zwangen, sich nach einem Broterwerb umzusehen. Er hielt Vorlesungen über Völkerkunde an der Handelsakademie³² und publizierte unermüdlich Wissenschaftliches und Belletristisches. Erst 1865 erlangte er eine feste Stelle, als Bibliothekar an der Frankfurter Stadtbibliothek. 1876 trat er in den Ruhestand und übersiedelte nach Darmstadt.

7) Vogt an Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

Genf, 15. März 1856

Lieber Lorenz,

Ich werde Samstag d. 25^{ten} Abend in Frankfurt eintreffen zu meinen Vorlesungen³³ und habe mir einige Billets reserviert, die Dir für Dich, Deine Frauenzimmer und etwaige Verwandte aus der Nähe (Darmstadt? Zwingenberg? zu Gebote stehen. Du kannst ihnen das schreiben und mir im Landsberg Sonntag früh sagen, wie Ihr darüber verfügen wollt. Ich bin wahrlich so gehetzt, daß ich nicht Zeit dazu finde - tags über bin ich Dekorationsmaler, Abends Bankier und Nachts Gelehrter - wo soll ich denn noch Zeit zum Schreiben an die Verwandten hernehmen?

Mit bestem Gruße an Alle in Eile

Dein CVogt.

8) J. Ricker an Vogt³⁴ (NF 640-3)

Gießen, 30. Juli 1859

32 So nennt er sie selbst; der offizielle Name war Handelsschule (eröffnet 1862).

33 Näheres über diese Vorlesungen (an der Handelsakademie?) ist nicht zu ermitteln. Übrigens war der 25. März 1856 ein Dienstag, kein Samstag!

34 Ein J. Ricker ist in der Gießener Buchhändlerfamilie Ricker für die fragliche Zeit nicht identifizierbar. - Die UB Gießen besitzt diesen Brief als Kopie; Original im Briefmarkenhandel.

Dieser Brief handelt größtenteils von zwei weit reichenden Themen: der aktuellen politischen Lage in Europa und den Angriffen gegen Vogt in der „(Augsburger) Allgemeinen Zeitung“.

Die Revolution 1848/49 war auch in Italien, wo sie zugleich auf die nationale Einigung zielte, gescheitert; Österreich behauptete seine Besitzungen Lombardei und Venetien, und in Rom wurde das päpstliche Regime unter dem Schutz französischer Waffen wiederhergestellt. Louis Bonaparte, seit 1848 Präsident Frankreichs und seit 1852 Kaiser Napoleon III., galt seither vielen Liberalen als Verräter an der Freiheit und Einheit Italiens, zumal er sich innenpolitisch auf die katholische Kirche stützte. In den Folgejahren aber verbündete er sich mit dem Königreich Piemont-Sardinien, das zum Motor der italienischen Einigung wurde. Im April 1859 brach der Krieg zwischen Österreich auf der einen Seite, Frankreich und Piemont-Sardinien auf der anderen Seite aus. Die öffentliche Meinung in Deutschland war gespalten. Mehrheitlich aber ergriff man Partei für den Bundes-Genossen Österreich und gegen den Erbfeind Frankreich; Preußen machte militärisch mobil und drohte gegen Frankreich einzugreifen. Nach den verlustreichen Schlachten von Magenta und Solferino schloss Frankreich, zur Enttäuschung der italienischen Nationalisten, einen raschen Waffenstillstand und am 11. Juli einen Vorfrieden, demzufolge Österreich die Lombardei, aber nicht Venetien abtrat. In dieser Situation steht Rickers Brief. Die weitere Entwicklung der italienischen Einigung ging über den zögernden Napoleon hinweg; 1861 wurde das Königreich Italien ausgerufen, ohne den Kirchenstaat, in dem noch bis 1870 französische Truppen standen, und Venetien.

Carl Vogt veröffentlichte 1859 im Selbstverlag eine Schrift „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas“. Das Vorwort ist 31. März datiert; der Krieg in Italien erscheint aber schon als Faktum. Vogt verfiicht darin das Prinzip der Nationalität und des Nationalstaats als „Polarstern“ (S. 9) der Politik; Frankreich sei zu unterstützen, insofern es in Italien und anderswo „in den Schranken der Befreiung der Nationalitäten sich hält“ (S. 36), deshalb müssten Preußen und Deutschland in dem gegenwärtigen Krieg neutral bleiben (S. IX). Österreich wird geißelt als das Hauptübel Europas, das die Nationalitäten unterdrücke und vernichte und zerstückelt werden müssen. Von dem italienischen Krieg erhofft und erwartet Vogt eine Niederlage Österreichs, einen Erfolg der italienischen Einigungsbewegung und neue Impulse für die Einigung Deutschlands. Bemerkenswert ist noch folgendes Urteil über

Frankreich: „Als Grundzug tritt eine außerordentliche Empfindlichkeit gegen die Presse der Nachbarländer hervor.“ (S. 36)

In der „Allgemeinen Zeitung“ erschienen danach 1859 mehrere Artikel³⁵ mit Angriffen gegen Vogt. Den Höhepunkt bildete ein Artikel in der Beilage zur Nr. 173 vom 22. Juni mit der Überschrift „Karl Vogt und die deutsche Emigration in London. London, 16. Juni“, mit folgendem Wortlaut (Unterstrichenes ist im Original gesperrt gedruckt):

„Beiliegendes Flugblatt, das einen der ehrbarsten hier lebenden deutschen Flüchtlinge zum Verfasser hat, dürfte für Sie nicht ohne Interesse seyn. Die darin vorgebrachten Thatsachen können sämmtlich bewiesen werden. Aus dem Umstand, daß der Kinkel'sche „Hermann“³⁶ die Vogt'sche Reichsverrätherei billigt, möge man übrigens in der Heimath keinen für die Emigration ungünstigen Schluß ziehen. Mit wenigen Ausnahmen sind die deutschen Flüchtlinge auf das entschiedenste gegen die bonapartistische, kleindeutsche Tendenz dieses Blattes, von dem sich mehrere der Mitarbeiter neuerdings abgewandt haben.

Das oben genannte Flugblatt lautet in deutscher Sprache: Zur Warnung. Professor Karl Vogt, gegenwärtig in Genf wohnend, dessen Vertreter, zusammen mit Fazy,³⁷ er im schweizerischen Ständerath³⁸ ist, steht seit mehreren Jahren in intimsten Beziehungen zum Prinzen Jérôme Napoleon,³⁹ und ist von dem letztern bereits Mitte vorigen Jahrs in den bonapartistischen Plan eingeweiht worden. Aus Vogts eigenen Briefen kann bewiesen werden, daß er den dynastischen Zweck des Kriegs gegen Oesterreich, sowohl was Italien wie Ungarn betrifft, genau kennt, da er aus dem Munde leitender französischer Persönlichkeiten darüber

35 Außer dem gleich zu nennenden vgl. S. 2506, 2. Juni, und S. 2995, 2. Juli.

36 Gottfried Kinkel (1815-82, Dichter, Kunsthistoriker), wegen Teilnahme an dem badi-schen Aufstand 1849 zu lebenslänglicher Haft verurteilt, floh 1850 nach London, wo er 1859 die deutsche Wochenschrift „Hermann“ herausgab.

37 James Fazy (1794-1878), führender Genfer Politiker.

38 Zweite Kammer des Schweizer Parlaments, in den jeder Kanton zwei Abgeordnete entsendet.

39 (1784-1860) Bruder Napoleons I., 1807-13 König von Westfalen, 1852 zum Thronfolger Napoleons III. ernannt. Wahrscheinlicher ist aber sein gleichnamiger Sohn (1822-91) (Spitzname: Plonplon) gemeint: Dieser, ein Anhänger der Demokratie und der italienischen Nationalbewegung, wurde 1852 mit dem Titel „Prince“ ausgezeichnet, heiratete am 30. Januar 1859 eine Tochter des Königs von Piemont-Sardinien und nahm am Krieg gegen Österreich teil. Nach dem Sturz des Kaisertums lebte er im Exil auf Schloss Prangins bei Nyon, Kanton Vaud/Waad. Vgl. unten Brief Nr. 12. Zu seiner freundschaftlichen Beziehung zu Vogt vgl. William Vogt S. 118.

förmlich unterrichtet worden ist. Es wurde ihm mitgetheilt daß es sich um Throne für Jérôme, Murat⁴⁰ und Großfürst Constantin,⁴¹ wie auch um territoriale Vergrößerung Frankreichs und territoriale Verminderung Deutschlands handelt. Bedeutende Geldmittel wurden darauf zu seiner Disposition gestellt, damit er die demokratische Partei Deutschlands im Sinne Frankreichs und Rußlands influenzire,⁴² wobei er natürlich Sorge zu tragen hat daß die Demokratie mit dem Glauben erfüllt werde dieser Krieg Napoleons sey zum Nutzen ihrer Principien. Aus Vogts eigener Correspondenz, die er mit dem ihn charakterisirenden Leichtsinn betreibt, kann der Beleg beigebracht werden, daß er dieß doppelte Spiel mit größter Schamlosigkeit spielt. Selbst bestochen, hat Vogt andere zu bestechen gesucht; und es können in dieser Beziehung Offerten detaillirt werden die er einem befreundeten Demokraten in Stuttgart machte, der sie jedoch unbedingt abwies. Aehnliche Offerten an liberale und revolutionäre Persönlichkeiten in allen Theilen Deutschlands, in Frankreich, der Schweiz, England und den Vereinigten Staaten sind uns mit genauen Angaben bekannt geworden. Die Summe von 30,000 fl. wurde einem achtbaren Redacteur in W. offerirt, wenn dieser sein Organ zur Verfechtung der durch Napoleon III repräsentirten Politik hergeben wolle. Diese Anerbietung wurde ebenfalls mit Unwillen abgelehnt. Einem badischen Demokraten wurden gleichfalls Geldofferten gemacht; auch hier erfolgte aber eine entrüstete Abweisung. Es könnten Flüchtlinge in London namhaft gemacht werden die Karl Vogt zu gewinnen suchte, doch auch bei ihnen ohne Erfolg; sie antworteten entweder nicht, oder erklärten sich mit Energie gegen die gemachte Zumuthung. In der Schweiz, in Deutschland und Amerika hat Vogt gleichwohl einige bezahlte Federn für Louis Napoleon geworben; er selbst schreibt auf Bestellung im „Bieler Handelscourier“,⁴³ hat eine Broschüre in diesem Sinn veröffentlicht, arbeitet unausgesetzt in dieser Richtung. Alle ehrlichen Menschen müssen sich von solcher Corruption mit Entrüstung abwenden. Sollte aber Vogt, was er kaum wagen kann, abläugnen wollen, so wird auf diese Enthüllung eine Nr. 2 folgen. X.“

40 Lucien Murat (1803-78), Sohn des von Napoleon I. eingesetzten Königs von Neapel und einer Schwester Napoleons I., unter Napoleon III. mit dem Titel „Prince“ ausgezeichnet.

41 (1827-92) zweiter Sohn von Zar Nikolaus I.

42 beeinflusse.

43 Im „Schweizer Handels-Courier“ (Biel) veröffentlichte Vogt mehrere Artikel, u.a. am 2. Juni 1859 Angriffe gegen Marx (Carl Vogt [1817-1895], S. 67).

Wegen dieses Artikels verklagte Vogt die Zeitung vor dem Bezirksgericht Augsburg wegen Ehrenkränkung. Das Gericht gab am 29. Oktober 1859 Vogt in der Sache Recht, wies aber die Klage ab, weil dafür ein Schwurgericht zuständig sei. Im Dezember 1859 veröffentlichte Vogt im Selbstverlag eine ausführliche Dokumentation unter dem Titel „Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung: stenographischer Bericht, Dokumente und Erläuterungen“. Dass diese Affäre in den größeren Zusammenhang des Streits zwischen Vogt und Karl Marx gehört, kann hier nur angedeutet werden.⁴⁴

Lieber Vogt,

Jede Aussicht zur Einheit u. Freiheit Deutschlands wäre also vorläufig wieder vernichtet! Wie schon mehreremale hat es Preußen auch diesmal wieder nicht verstanden, den richtigen Moment zu erfassen, wo ganz Kleindeutschland sich darnach sehnte von ihm aufgefressen zu werden;⁴⁵ selbst die Großmacht Bayern würde schwerlich im Stand gewesen Widerstand zu leisten, da selbst die Bewohner dieses ganz katholischen Staates viel lieber dem protestantischen Preußen als dem Concordatunterworfenen⁴⁶ Oestreich angehören möchten. Die Kleinstaaterie ist jetzt selbst bei unseren Heulern verhaßt, nur wissen sie nicht, wie derselben ein Ende machen, da Niemand die Lasten eines Krieges tragen möchte u. ohne Krieg nimmt sie nimmermehr ein Ende. Louis Napoleon wird sie uns übrigens ...⁴⁷ bringen, denn ein Angriff auf Preußen⁴⁸ läßt sicherlich keine drei Jahre auf sich warten. Oestreich hat er nicht nur gedemüthiget, sondern auch dahin gebracht, daß es ihm⁴⁹ unendliche Freude machen wird, wenn die Preußen aus Rock und Camisol⁵⁰ geklopft werden u. geschehen wird es, da der Preuß. Dünkel

44 Ausführlich dazu J. Grandjone u. H. Pelger in: Carl Vogt (1817-1895), S. 67-90; C. Jensen, Politischer Streit mit harten Bandagen: Zur brieflichen Kommunikation unter d. emigrierten 48ern - unter besonderer Berücksichtigung d. Kontroverse zwischen Marx u. Vogt. In: Politische Netzwerke durch Briefkommunikation, hrsg. von J. Herres u.a.. Berlin 2002, S. 49-100.

45 Dieser Gedanke Rickers (Einigung Deutschlands durch freiwillige Angliederung an Preußen) deckt sich mit gleichzeitigen Vorstellungen Bismarcks.

46 Das Konkordat zwischen Österreich und dem Heiligen Stuhl von 1855 hatte nach Vogts Urteil (Studien S. 51) „die Gewissensfreiheit in Oestreich vernichtet und dem empörendsten Glaubenszwange Thür und Thor geöffnet“. Schon 1870 wurde es von Österreich-Ungarn aufgekündigt.

47 Ein nicht zu entzifferndes Wort.

48 *auf Preußen* korrigiert aus *Preußens*.

49 *ihm* korrigiert aus *ihnen*.

50 Camisole (französisch): hemdartiges Obergewand.

auf seine Wehrhaftigkeit noch viel größer ist als der österreichische, obschon sie kaum bessere Soldaten sein dürften. Die Franzosen werden im Herzen Deutschlands seyn, ehe Preußen nur eine Kanone abgefeuert hat. Rheinbünde⁵¹ usw. werden nicht ausbleiben, uns aber auch sicher zur Einheit oder wenigstens Zweiheit bringen.⁵² - Wie konnten Sie, mein lieber Freund, bei Ihrem eminenten Scharfsinn nur einen Augenblick glauben, L. N. werde Italien befreien!⁵³ Der in Frankreich die empörendste Despotie ausübt, der schon einmal die römische Republik vernichtet hat, der allein seit 10 Jahren den Pabst durch seine Bajonette auf dem Thron erhält, der überall der Schützer u. Förderer des Jesuitismus ist. Jetzt werden Ihnen die Augen wohl aufgegangen seyn; die armen Italiener sind aus dem Regen in die Traufe gekommen! jede ihrer Bestrebungen zur Freiheit wird jetzt von Oestreich u. Frankreich gemeinsam gemaßregelt u. der Pabst soll jetzt sogar die Oberhoheit über alle übrigen Staaten, selbst das freisinnige Sardinien ausüben!⁵⁴ - Wie kommt es, daß Sie auf die schandbaren Verleumdungen der Augsburgerin keine Silbe geantwortet? es bedarf gewiß nicht der Versicherung, daß Ihre hiesigen Freunde nie einen Augenblick an Ihnen irre geworden sind, wir hätten aber um so mehr gewünscht, daß Sie diese infamen Beschuldigungen öffentlich zurückwiesen, als die Hess. Regierung jenen Schandartikel in Hunderttausenden von Ex. drucken u. offiziell durch die Kreisräthe u. Bürgermeister vermittelt der Bezirksleuten u. Gemeindediener massenhaft in jeder Gemeinde vertheilen ließ. Sie können sich wohl denken, daß unsere Heuler Ihr Schweigen uns täglich vorhalten u. daraus Ihr Zugeständniß zu der Anschuldigung folgern. Ich kann mir nur denken, daß Sie an einer größeren Antwort in einer besonderen Brochüre arbeiten, doch wäre es mir u. Ihren übrigen hiesigen Freunden sehr erwünscht, wenn Sie mich vorläufig davon in Kenntniß setzen wollten, damit wir unsere Gegner einstweilen darauf verweisen können.

51 Rheinbund: 1806 gegründeter Sonderbund deutscher Klein- und Mittelstaaten, die ihren Austritt aus dem Reich erklärten und sich unter französisches Protektorat stellten.

52 An Rickers Prognosen ist soviel richtig, daß der Deutsch-Französische Krieg zur Einigung Deutschlands 1871 führte. Der Krieg brach aber nicht in drei, sondern erst in elf Jahren aus und verlief ganz anders, als hier vorausgesagt.

53 Vgl. Vogt, Studien, S. 35 f. und 128-130.

54 Napoleons Pläne sahen den Zusammenschluß der italienischen Staaten zu einer Konföderation unter dem Vorsitz des Papstes vor.

*Trauen Sie dem Frieden einige Jahre Dauer zu, so können Sie im Lauf des Winters eine neue Auflage der physiolog. Briefe bearbeiten, im nächsten Frühjahr wollen wir sie dann drucken.*⁵⁵

Mit alter Freundschaft grüßt bestens

Ihr JRicker

Giessen 30 Juli 1859

Was Sie an der ersten Auflage der Studien verdient, haben Sie an der zweiten⁵⁶ wieder verloren: sie kam zu spät u. liegt jetzt überall als Macculatur.

9) Vogt an Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

Frankfurt, 19. Jan. 1865

Lieber Lorenz!

*Ich gratuliere bestens, da die Sache erst gestern wie ich höre, definitiv abgemacht wurde.*⁵⁷

Schon seit ein paar Tagen bin ich hier um den Sitzungen einer Commission beizuwohnen, die in Sachen der Genfer Bank versammelt ist und habe noch keine Stunde gefunden, Euch zu besuchen. Die Arbeiten haben sich unverhofft in die Länge gezogen gestern haben wir von 10 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends gesessen - heute und Morgen wird uns wahrscheinlich eine ähnliche Dosis bevorstehen.

Wenn Du heute oder Morgen in die Stadt⁵⁸ kömmt, sei so gut mich, bis 9½ im Landsberg N° 74, später bei Dr. Braunfels⁵⁹ aufzusuchen - ich muß spätestens Samstag fort.

Herzliche Grüße an Deine Frau und unsere Nichten - ersterer habe ich von der meinigen etwas mitgebracht - Photographien - habe aber einen körperlichen Eid leisten müssen, sie nur in die Hände Eines von Euch abzugeben.

55 Die 3. Auflage von Vogts „Physiologischen Briefen“ (vgl. Brief Nr. 5) erschien 1861.

56 Erschienen Juni 1859 (Carl Vogt [1817-1895], S. 67 Anm. 3).

57 Vogt bezieht sich auf die Entscheidung für Diefenbachs Eintritt in die Dienste der Stadtbibliothek Frankfurt.

58 Diefenbach wohnte in Bornheim, das 1877 eingemeindet wurde.

59 Ludwig Braunfels (1810-85), Rechtsanwalt, Romanist und Dichter, Rechtskonsulent des Bankhauses Erlanger Söhne, war vor allem in Presse- und Finanzsachen tätig.

Mit den besten Grüßen

Dein CVogt

10) Vogt an Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

o. O. [1869], auf der Rückseite einer Visitenkarte

Lieber Lorenz! Herzlichen Gruß durch den Ueberbringer, H[err]n H. Behrend⁶⁰, ehem. Vicepräsidenten der preuß. Kammer und heimlichen Studiengenossen von dir.

Dein CVogt

Dr. L. Diefenbach

Bibliothekar Frankfurt

[auf der anderen Seite, gedruckt:]

Charles Vogt

Président de l'Institut national genevois⁶¹

11) Vogt an Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

Genf, 6. März 1870

Lieber Lorenz !

Bei meiner Durchreise durch Freiburg im Breisgau sagte mir Professor Ecker,⁶² Bastian,⁶³ der ihm bisher die Literaturberichte⁶⁴ über Asien

60 Heinrich (Theodor) Behrend, geb. 1817 in Danzig, studierte in Berlin und Paris, Kommerzienrat und Gutsbesitzer in Danzig und Zoppot, 1856-63 Mitglied des Abgeordnetenhauses, 1862-3 dessen erster Vizepräsident, zog sich danach von aller kaufmännischen und politischen Tätigkeit zurück, gest. 1893 in Zoppot. Die angedeutete Beziehung zu Diefenbach ist unklar, ebenso seine Beziehung zu Vogt. Behrend legte das Kärtchen einem Brief bei, den er am 2. Januar 1870 in Wiesbaden an Diefenbach schrieb und der sich im Nachlass Diefenbach erhalten hat; daraus ergibt sich die wahrscheinliche Datierung.

61 „1852 gegründet; umfasst es 5 Abteilungen: Naturwissenschaften und Mathematik; Wissenschaften der Moral und Politik mit Geschichte und Archäologie; Literatur; Kunst, Gewerbe und Landwirtschaft. Dank einer staatlichen Subvention kann es Wettbewerbe und Ausstellungen veranstalten und namentlich auch seine Mémoires und Bulletins [...] publizieren.“ Hist.-biogr. Lex. Bd. 4, S. 356. Vogt war 1857-94 Präsident. Zu seiner Beziehung zum Institut vgl. auch William Vogt S. 91.

*dessen Anthropol. und Ethnologie geliefert, habe ihm gekündigt, da er dieselben von anderer Arbeit gedrängt, nicht mehr fortsetzen könne. Ecker fragte mich zugleich, ob ich ihm Niemand Anders wisse, um diesen Zweig der Literaturberichte zu übernehmen. Ich nannte ihm Dich und er bat mich, Dir deshalb zu schreiben, da er selbst jetzt gegen Schluß des Semesters zu sehr überhäuft sei. Ich denke, da Du ohnehin Papierschnitzel dieser Art in Masse machst, so schadet es Nichts, wenn Du sie in solcher Weise verwerthest. Das Honorar ist freilich gering - ich glaube 20 Th[aler] per Bogen - gewiß kann ich es nicht sagen, da ich die bisherigen Abrechnungen gerade nicht zur Hand habe - aber da man, wie gesagt, die Sachen ohnedem liest und sich Noten macht, so ist es wie auf der Straße gefunden. Wenn Du also die Sache übernehmen willst, so sei so gut, an Hofrath A. Ecker in Freiburg zu schreiben.*⁶⁵

In Bern fand ich Mutter und Geschwister wohl, mit Ausnahme Emil's, der an Grippe und Augustens, die an Diarrhö litt. Hier Alles gesund, wie Fische im Wasser. Die Gattin läßt bestens grüßen und die Einladung wiederholen. Herzliche Grüße von Haus zu Haus von

Dein CVogt

12) Vogt an Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

Genf, 21. Juni 1870

Lieber Lorenz!

Wenn ich einmal eine Naturgeschichte des Menschengeschlechtes schreibe, so werde ich neben den Stuben- und Nesthockern noch ganz besonders die Klasse der Schollenhocker aufstellen und für dieselbe die theure Verwandtschaft von väterlicher Seite anführen, der es offenbar gleich angst und bang wird, sobald sie aus dem Gesichtskreis kommt, wo nach Weidig sel[ig] « der Alteking

62 Alexander Ecker (1816-87), Professor für Physiologie und Anatomie an der Universität Freiburg.

63 Adolf Bastian (1826-1905) damals Prof. für Ethnologie und Leiter der völkerkundlichen Abteilung des Museums in Berlin.

64 Im „Archiv für Anthropologie“; in Bd. 4 (1870) erscheint Vogt als Mitherausgeber und Autor des Literaturberichts „Urgeschichte“.

65 Diefenbach scheint das Angebot nicht aufgegriffen zu haben, denn als neuer Autor des Literaturberichts „Asien“ in der zweiten Hälfte des Jahrgangs 1870, S. 398, erscheint Dr. G. Gerlach, Halle.

*Schaut aus der Berge Ring*⁶⁶

Da es indessen offenbar zu spät ist, eine Verbesserung der Rasse durch Anpassung oder Vererbung vorzunehmen, so muß ich mich damit begnügen Dir mein, meiner Frau und unser aller Bedauern auszudrücken, daß Du Deinem guten Stern nicht weiter bis zu uns gefolgt bist und noch mehr, daß Du einen so triftigen Grund in Mathildens⁶⁷ Ellenbogenverstauchung gefunden. Ich hoffe indeß, daß diese keine weitere Folgen haben wird - wenn man jung ist und gut Blut hat, so heilt Manches rasch, was man im Alter nicht wieder in die Reihe bringen kann.

Ohne Strafe aber kann Dein Versäumniß nicht abgehen. Ich werde also Dir demnächst meine beiden ältesten Jungen, Emil und Carl,⁶⁸ auf den Hals senden. Wir beiden Alten gehen mit den Jüngsten wieder nach Engstlen-Alp,⁶⁹ um dort uns von der fast unerträglichen Hitze zu erholen - die beiden Jungen mögen einmal die Gegend zwischen Basel und Gießen abgrasen. Ich denke sie tragen, der Aeltere den Vogt, der zweite den Follenius⁷⁰ dergestalt im Gesichte, daß sie keines weiteren Laufpasses⁷¹ bedürfen.

Vielleicht überreden Dich die Jungen, deren Ferien bis Anfang August dauern mit ihnen hierher zurück zu kommen und nach einiger Ruhe bei uns mit Mariane und mir die Alpen zu überschreiten und den Congreß in Bologna (1-8 October)⁷² zu besuchen. Urichs[?]⁷³ haben ebenfalls

66 Friedrich Ludwig Weidig (1791-1837), Rektor, Revolutionär, Mitverfasser von Georg Büchners „Der hessische Landbote“, schrieb Gedichte, die nach seinem Tod veröffentlicht wurden. Das hier ungenau zitierte ist „Hessengruß“ überschrieben und 1830 datiert; die erste von sechs Strophen lautet: „Dort, wo der Alte-King / Schaut‘ aus der Steine Ring / Zur Wetter-Au! / Als er für Deutschland wacht‘, - / Wo nun der Aehren Pracht / Stolz mir entgegen lacht, / Ist Hessengau.“ (Weidig, Gesammelte Schriften, 1987, S. 277 [= Weidig, Gedichte, 1847, S. 9]) Weidig meint anscheinend den Altkönig, einen nach Südosten vorgeschobenen Gipfel des Hochtaunus, mit seinen keltischen Ringwällen.

67 Diefenbachs älteste Nichte.

68 Carl Vogts Kinder waren: Emil (geb. 1854), Charles Guillaume (Richter, 1856-1919), Auguste William (1857-58); Guillaume genannt William oder Vovo (1859-1918, der Biograph seines Vaters) und Charlotte Louise Sophie (geb. 1860).

69 Bei Innertkirchen, Nähe Grimsel-Paß, Kanton Bern.

70 Gemeint sind Carl Vogts hessische Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits.

71 Laufpaß „Paß für einen, den man laufen läßt, aus seinen Diensten entläßt“ Deutsches Wörterbuch, hrsg. von J. u. W. Grimm.

72 Der fünfte Kongreß für Anthropologie und prähistorische Archäologie wurde wegen des Deutsch-Französischen Kriegs auf 1871 verschoben. Der erste hatte 1866 in Neu-

die Absicht zu erkennen gegeben, mit uns nach Bologna zu gehen - von hier aus geht die Reise fast ebenso leicht und schnell über Nizza, Genua, Spezia Florenz dorthin als über Turin und Mailand - wir werden uns, denke ich, so einrichten, daß wir uns ein Landhaus mieten und eigene Menage machen, wahrscheinlich an der See in Spezia oder in der Nähe! Dies liegt indessen noch in der Zukunft dunklem Schoße - nach Engstlen-Alp aber hoffen wir spätestens am 4^{ten}, wahrscheinlich schon am 3^{ten} Juli abzugehen.

Deinen Aufsatz⁷⁴ habe ich vor einigen Tagen mit Correspondenzblatt N^o 2 erhalten aber noch nicht studirt. Ich habe jetzt soviel mit Geologie 3^{te} Auflage⁷⁵ und allen möglichen patriotischen Hetzereien zu thun, daß die anthropologischen Cartons eine Zeitlang unberührt ruhen müssen. Neulich (Sonntag vor 8 Tagen) hat man mich als Präsident des Grütlivereins⁷⁶ vier Stunden lang in der glühenden Sonnehitze von 9-1 Uhr mit Musik und Fahnen in der Stadt umher geschleift, so daß ich mir wie der Mastochse vom Mardi gras⁷⁷ vorkam, und mit aus gedörртом Gaumen habe ich 2[?] patriotische Reden halten müssen mit obligater Begleitung von Tell, Gessler,⁷⁸ Landenberg⁷⁹ und anderen Fabelgestalten des schweizerischen Patriotismus; vorgestern habe ich als Präsident des Institut national die Allianz der genferischen und waadtländischen⁸⁰ Wissenschaft feiern müssen, nach vierstündiger Promenade im schattenlosen Park Plonplon's⁸¹ bei Nyon bei 26^o im Schatten, so daß es leicht war, S[eine]r Hoheit begreiflich zu machen, er möge

châtel stattgefunden. Vgl. William Vogt, S. 200 f.; G. B.Vai, Giovanni Capellini and the Origin of the International Geological Congress, S. 251 <<http://www.iugs.org/PDF/Capellini.pdf>> (3.9.2008)

73 nicht identifiziert.

74 Offene Fragen der Völkerkunde, in: Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1870, H. 2, Juni 1870, S. 9-11 (fortgesetzt in H. 3, Juli 1870, S. 17-21 und H. 4, Aug. 1870, S. 25-30).

75 Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde, 3.Aufl., Braunschweig, Bd. 1. 1866. Bd. 2. 1871.

76 Schweizer Verein, gegründet 1838, benannt nach dem „Rütli“ im Kanton Uri, das als Gründungsstätte der Eidgenossenschaft gilt; der Sozialdemokratie nahestehender Selbsthilfe-, Unterstützungs- und Bildungsverein für Werk tätige. Auf seinem Höhepunkt 1890 hatte er 16.400 Mitglieder.

77 Franz.: Faschingsdienstag.

78 Der tyrannische Landvogt in der Wilhelm-Tell-Sage.

79 „Mächtiges und weitausgebreitetes st. gallisches, später kyburg.-habsburgisches Ministerialengeschlecht; nachweisbar seit 1209“ Hist.-biogr. Lex. Bd.4, 1927, S. 585.

80 Waadt/Vaud: schweizer Kanton, östlich an den Kanton Genf anschließend.

81 Vgl. Anm. 39.

zwischen 11 und 3 im Hause bleiben und uns mit seiner Gegenwart verschonen - jetzt bin ich total erschöpft, lieber Lorenz, und schließe deshalb meinen Brief mit den herzlichsten Grüßen von der Gattin und mir an alle die Deinigen und Dich selbst -

Dein CVogt

13) Vogt an Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

o. O. [1865 oder 1871], auf der Rückseite einer Visitenkarte

Freundlicher Gruß durch den Ueberbringer, H[err]n Victor Cherbuliez⁸² (Revue des deux mondes⁸³)

CVogt

Hn Dr. L. Diefenbach

Bibliothekar

Frankfurt

[auf der Rückseite, gedruckt:]

Charles Vogt

Président de l'Institut national genevois

14) Vogt an einen unbekanntem Herrn (NF 559)

Genf, 21. August 1871

82 (Charles) Victor Cherbuliez, Schriftsteller und Publizist, geb. 1829 in Genf, entstammte einer Familie protestantischer französischer Glaubensflüchtlinge, studierte in Bonn und Berlin, Professor an der Universität Genf, veröffentlichte zahlreiche Romane und Aufsätze vor allem in der „Revue des deux mondes“ sowie u. a. „L'Allemagne politique“ (1870) und „Hommes et choses de l'Allemagne“ (1877) (Zusammenstellungen älterer Aufsätze), gest. 1899. Der vermutliche Kontext dieses Empfehlungskärtchens wird durch sein „Lundi 16 août“ (in Frage kommen: 1865, 1871, 1876) datiertes Schreiben an Vogt beleuchtet: „Il me tarde bien de causer avec vous de mon voyage en Allemagne, de vous dire combien les cartes que vous aviez eu l'obligeance de me donner m'ont été utiles et toutes les amitiés dont on m'a chargé pour vous. Les plus fraîches en date sont celles de MM. Liebig, Siebold, Carrière, Carl Mayer, Berthold Auerbach, Haussmann, Tafel et d'autres encore dont j'ai eu grand plaisir à faire la connaissance et avec qui j'ai longuement causé de vous.“ (William Vogt, S. 105). 1876 ist als Datum für Vogts Kärtchen am unwahrscheinlichsten, weil Diefenbach im März 1876 nach seinem Auscheiden aus der Frankfurter Bibliothek nach Darmstadt übersiedelte.

83 Bedeutende französische Kulturzeitschrift, gegründet 1829.

Lieber Freund!

Sehr erfreut wieder endlich einmal Etwas von Ihnen zu hören. In Eile also dieses. Ich bleibe wohl bis zum 15^{ten} Sept. hier - war letzte Woche sehr krank - Nierenkolik - jetzt besser Schmerzen verschwunden, aber große Mattigkeit noch geblieben.

Beste Grüße von uns Allen. Werden sehr froh sein, Sie hier zu sehen.

Herrliches Wetter. Gattin u. Kinder wohl.

Ihr CVogt

15) Vogt an einen unbekanntem Schulkameraden [Franz Eckstein?] (NF 222-118 und NF 40-15)

o. O. [Genf?], o. D. [um 1874?]

Dieser Brief weist einige Besonderheiten und ungelöste Fragen auf. Vor allem sind von ihm nur zwei Fragmente erhalten, deren Zusammengehörigkeit bisher nicht erkannt wurde, aber aus inhaltlichen und äußeren Gründen (Papier, Schriftbild, Ränder) kaum zu bezweifeln ist. Das erste Bruchstück stammt aus der Mitte des Briefs und war ursprünglich etwa das untere Drittel eines einseitig beschriebenen Blatts. Ihm muss, wie sein Anfang erkennen lässt, ein längerer Text vorausgegangen sein, weshalb es wohl nicht vom ersten Blatt stammt. Es trägt auf dem Rand von fremder alter Hand den Vermerk „Originalhandschrift Carl Vogt's, erhalten von dem Redakteur der Frankfurter Zeitung, Herrn Dtr. Davidsohn.“⁸⁴ W. Kühne.⁸⁵ Das zweite Fragment enthält den Schluss und stellt etwa die unteren zwei Drittel eines ebenfalls einseitig beschriebenen Blatts dar. Der Anfang mit der Anrede, Orts- und Datumsangabe fehlt. Der Brief hat Erinnerungen an die Gymnasialzeit zum Thema und deckt sich inhaltlich weitgehend mit entsprechenden Passagen von Vogts „Aus meinem Leben“. Er ist die Antwort auf eine Anfrage, wie die Stelle *Du fragst mich [...]* zeigt. Der unbekannte Adressat wird mit *mein alter Schulkamerad* angeredet, Vogt

84 Nicht sicher zu ermitteln. Die Abkürzung „Dtr.“ ist unklar: „Doktor“? „Direktor“? „Dietrich“?. Vielleicht ist Robert Davidsohn (1853-1937) aus Danzig gemeint, der nach kaufmännischer Ausbildung 1872 Bankangestellter in Berlin war, später als Journalist u. a. bei der Frankfurter Zeitung arbeitete, 1883 das Abitur ablegte, Geschichte studierte und 1888 in Heidelberg promovierte.

85 Nicht zu ermitteln.

spricht von *der Zeit [...], die ich mit Dir auf den Bänken des Gymnasiums vollbracht*, und die Schlußformel verwendet den Ausdruck *Dein alter Freund*. Die Quellenlage gibt eine vollständige Liste von Vogts Mitschülern nicht her. Aber in „Aus meinem Leben“ findet sich folgende aufschlussreiche Stelle (S. 75): „Bei der Lesung der humoristischen Schilderungen von Ernst Eckstein [1845-1900, Schriftsteller, Schöpfer der deutschen Gymnasial-Humoreske] schien es mir oft, als würden Szenen aus meiner Jugendzeit erzählt. Ernst ist aber der Sohn eines meiner liebsten Genossen, Franz Eckstein [1817-81, Hofgerichtsrat in Gießen], mit dem ich sämtliche Schulen und die ersten Universitätsjahre durchgemacht habe. Eine Generation hatte also keinen Unterschied gebracht.“ Gestützt auf diese Stelle, sei folgende Hypothese aufgestellt:

Der Brief ist an Franz Eckstein gerichtet, der ihn an seinen Sohn Ernst weitergab. Dieser zerschnitt ihn, um ihn in seine Zettel-Materialsammlung für seine Gymnasial-Humoresken aufzunehmen. Dafür spricht, dass beide Fragmente Faltungsspuren aufweisen, die nicht nur mit den Erfordernissen des Postwegs erklärt werden können; ferner ist bei beiden der linke Rand bis dicht an den Schriftraum abgeschnitten. Singulär unter den Gießener Vogt-Briefen ist, dass die Blätter nur einseitig beschrieben sind; der Grund dafür kann das besonders dünne Papier sein; oder wusste Vogt, dass sein Brief für einen Zettelkasten bestimmt war? Da alle Gymnasialgeschichten Ecksteins 1875-77 zuerst erschienen, ist der Brief kurz davor zu datieren. Dass das zweite Fragment stärker vergilbt ist als das erste und am rechten Rand stark lädiert, kann verschiedene Ursachen haben.

Allerdings finden sich bei Eckstein kaum Stellen, die deutlich auf Vorbilder in Vogts Autobiographie oder im vorliegenden Brief zurückgehen. Vogts Lehrer Dr. Winckler alias Apfellaibchen „mit dem schauderhaftesten sächsischen Dialekt, den man hören konnte“⁸⁶ könnte Vorbild gewesen sein für Ecksteins Direktor Samuel Heinzerling, dessen Sächseln in den Humoresken breit ausgeführt wird.

Falls der Journalist Davidsohn oben richtig identifiziert ist, löste Eckstein seine Materialsammlung bald nach Fertigstellung der Humoresken auf; er wandte sich danach anderen literarischen Genres zu. Im Übrigen

86 Vogt, *Aus meinem Leben* S. 105. Im erhaltenen Teil des Briefs wird das Sächseln nicht erwähnt.

ist der weitere Weg der zwei Blätter unklar. Beide sind erst nach 1950 in der UB Gießen nachweisbar.

[.....]

Aber meine Musterkarte ist noch nicht zu Ende.⁸⁷ Ich denke noch manchmal mit Rührung an den „Pörser“⁸⁸, das geplagteste Menschenkind unter der Sonne. Eine herzensgute Seele, der sich unter Hunger und Kummer abgeplagt hatte, bis er endlich, um den Forderungen der Neuzeit zu genügen, als Hilfslehrer an dem Gymnasium angestellt wurde, wo er Physik, Mathematik und ähnliche Nebenfächer zu lehren hatte,⁸⁹ von denen er selbst nicht viel⁹⁰ mehr verstand, als seine Schüler! Ein fünftes Rad am Wagen, auf den seine Collegen, alle in Grammatik und Lexikon hart gesottene Philologen, von Oben herabschauten, wie auf einen Eindringling, dessen Ziffern im Examen nicht „zogen“ und der deshalb bald ebenso von den Schülern betrachtet wurde, wie von seinen Collegen. Eine Stunde wöchentlich Physik in Prima - das war Alles, was uns an Naturwissenschaften geboten wurde! Welche abentheuerliche Begriffe die Lehrer von den Naturwissenschaften hatten, kann ich Dir durch ein Begebniß deutlich machen, das ich mit dem „Apfellaibchen“⁹¹ hatte. Ich war etwa 14 Jahre alt und beschäftigte mich nicht nur in den Freistunden lebhaft mit Sammeln von Schmetterlingen und Aufziehen von Raupen. Der Wald um den Schiffenberg bei Gießen war außerordentlich reich: Schillervögel, Pappelfalter, seltene Bärenspinner, rothe und blaue Ordensbänder gab es dort in Menge und Sonntags

[.....]

87 zu Ende korrigiert aus fertig.

88 August Ludwig Theodor Koch (1804-53), 1826-32 Vorsteher einer Privatschule, 1830 Hilfslehrer, 1835 Lehrer am Gymnasium. Vgl. Vogt, Aus meinem Leben, S. 111 f. und 250.

89 wo er Physik ... hatte korrigiert aus um Physik ... zu lehren.

90 viel nachträglich eingefügt.

91 Dr. Heinrich Arnold Wilhelm Winckler (1796-1848), 1816-38 Lehrer am Gymnasium. Vgl. Vogt, Aus meinem Leben, S. 105 f. und 262. Der Spitzname wird dort nicht genannt; umgekehrt fehlt hier der richtige Name.

daß er sich mit mir associire, um den Plinius⁹² zu übersetzen - er wolle das Sprachliche übernehmen, ich solle bei meinen ausgebreiteten naturgeschichtlichen Kenntnissen, diese Seite bearbeiten. Ich glaube, ich habe meinen Vater nie herzlicher lachen hören, als bei dieser Gelegenheit. „Bildet sich dieser vertrackte Bücherwurm ein“, sagte er, „ein Junge, der kaum hinter den Ohren trocken ist, sei fähig, den Plinius zu verstehen, weil er ein paar Schmetterlingsnamen auswendig gelernt hat“ Das Apfellaibchen aber war mir von dieser Zeit an nicht sehr grün, was ich ihm dann auch so reichlich vergalt, daß endlich meine letzte Schülerzeit ein beständiges Neck- und Kampfspiel zwischen uns beiden war. Als das Maturitäts-Examen herannahte, hielt uns das Apfellaibchen eine eindringliche Rede. „Dreigedoppelten Muth muß diesmal derjenige haben, der das Examen machen will. Herr⁹³ Oberstudienrath Dilthey⁹⁴ von Darmstadt wird selbst kommen. Wir wollen nicht mehr so viel Studenten, - Alles, was nicht sattelfest ist, muß durchfallen. Wer nun noch das Examen machen will, der stehe auf!“ - Ich war der einzige auf der zweiten Bank, der sich erhob. „Sie auch, Vogt?“ - „Ja wohl, Herr Doktor“ - „Soll ich Sie wirklich aufschreiben?“ „Versteht sich!“ - „Nun“, sagte er mit einem tiefen Athemzuge, „Sie brauchen sich gar nicht vorzubereiten! Sie brauchen gar Nichts zu wissen! Sie werden doch nicht durch das Examen fallen! Wir werden keine solchen Esel sein, Sie durchfallen zu lassen, damit wir Sie noch ein Jahr länger zu unserem Schaden behalten müssen! Machen Sie, daß Sie zum Tempel hinauskommen, Sie Pest!“ So kam ich wirklich zum Tempel hinaus.

Doch ich wollte vom Pörser sprechen. Wie ein von Hunden abgehetztes Wild stürzte sich der von seinen Schülern zu Tode geplagte Mann in die Bewegung von 1848. Er wurde Volksredner. Als man zum Andenken an

92 Gemeint ist die „Naturalis Historia“ des älteren Plinius, eine umfassende Darstellung der Naturkunde und Naturgeschichte im weitesten Sinn, das umfangreichste lateinische Prosawerk der Antike. Eine deutsche Übersetzung von Winckler ist nicht nachweisbar. - Zu der Anekdote vgl. Vogt, Aus meinem Leben, S. 101.

93 danach gestrichen *Dire[ktor?]*.

94 Julius Friedrich Carl Dilthey (1797-1857), Direktor des Gymnasiums Darmstadt, 1832 Mitglied und Referent für Gymnasialsachen im „Oberstudienrat“, einer Aufsichtsbehörde für das großherzogliche Schulwesen. „Auf die Verbesserung der hessischen Gymnasien äußerte er einen entschiedenen Einfluß“ ADB 5, 1877, S. 238. - Zu der Episode vgl. Vogt, Aus meinem Leben, S. 105 f.

Robert Blum⁹⁵ auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt⁹⁶ eine Linde pflanzte, hielt der Pörser die Einweihungsrede. „Möge diese Linde“, rief er, „zur starken deutschen Eiche erwachsen!“

Das war sein Letztes. Er ist glaube ich, bald darauf gestorben.

Du fragst mich, mein alter Schulkamerad, ob denn gar keiner vor meinen Augen Gnade gefunden? Ich antworte⁹⁷ Dir gerne auf diese Frage. Unter einem ganzen Dutzend war ein Einziger, dem wir Alle anhängen, den wir Alle liebten, weil seine Kenntnisse seinem Charakter und seinem würdigen Betragen gleich kamen. Er strafte fast nie, weil er es nicht nöthig hatte. Keiner hätte ihm einen ärgerlichen Augenblick bereiten mögen. Die Erinnerung an diesen Mann, den Einzigen, für den wir keinen Spitznamen erfunden hatten und den wir immer bei seinem Namen Soldan⁹⁸ nannten, ist die einzige, welche mich mit der Zeit selbst versöhnt, die ich mit Dir auf den Bänken des Gymnasiums vollbracht. Aber gerade deshalb, weil er ein ganzer Mann war und ein Lehrer, wie er sein soll, wurde er von der Regierung zurückgesetzt und schnöde behandelt. Das versteht sich übrigens auch heut zu Tage noch von selbst.⁹⁹

Lebe wohl und gedenke mein.

Dein alter Freund

CVogt

16) Vogt an Karl Friedrich Groos¹⁰⁰ (NF 122-3b)

Genf, 24. Januar 1878

95 (1807-48) führender Vertreter der Linken in der Nationalversammlung. Im Oktober 1848 ging er nach Wien, um die dortige Revolution zu unterstützen. Nach deren Niederschlagung wurde er zum Tod verurteilt und am 9. November erschossen, was in Deutschland weithin große Empörung auslöste.

96 Es ist die später so genannte Liebigshöhe im Osten Gießens. Vgl. Vogt, Aus meinem Leben S. 111 f., wo bemerkt wird, dass man zunächst eine Eiche pflanzen wollte, die aber auf dem unfruchtbaren Gelände nicht gediehen wäre.

97 Korrigiert aus *antwortete*.

98 Wilhelm Gottlieb Soldan (1803-69), Historiker, seit 1831 Lehrer am Gymnasium Gießen; in dieser Stellung blieb er bis zu seiner Pensionierung 1868. Bekannt wurde er durch sein Buch „Geschichte der Hexenprocesse“ (1843). Vgl. Vogt, Aus meinem Leben, S. 112 f. und 259.

99 *Das versteht ... selbst* ist Randzusatz.

100 (1829-97) Buchhändler in Heidelberg, geb. in Hungen (Kreis Gießen).

Der Sohn, um den sich dieser Brief dreht, ist Guillaume (1859-1918), der sich William nannte, der Verfasser der einzigen Vogt-Biographie. Der Artikel über ihn im Hist.-biogr. Lex. weiß nichts von einer Tätigkeit als Buchhändler.

Verehrter Herr!

Freund Ricker¹⁰¹ hat Ihnen schon, wie er mir schreibt, kurze Nachricht von dem gegeben, wovon mein Brief handeln soll.

Vielleicht ist Ihnen nicht so, wie mir, in Erinnerung geblieben, daß während der vergnügten Stunden, wo wir uns vom „Engelche“¹⁰² und andern Gießener Gewächsen unterhielten, Sie mir sagten, wenn ich einmal einen Sohn hätte, der Buchhändler werden wolle, so solle ich Ihnen denselben anvertrauen. Ich habe jetzt in der That Einen, der mir bei seinem Besuche zu Weihnachten erklärt hat, er wolle Buchhändler werden - zum Studiren habe er keine Lust. Ich habe mich darauf bei Reinwald,¹⁰³ Ricker und Kindig¹⁰⁴ (Georg's Buchhandlung hier) Rath's erholt[!] und Alle waren der Meinung, der Junge könne nur in Deutschland etwas Rechtes lernen. Nun fiel mir Ihre damalige Äußerung ein; ich schrieb an Ricker, ihm nicht verhehlend, daß ich aus manchen Gründen Anfangs eine Universitätsstadt nicht gewünscht habe, daß mir die Andern dies aber ausgeredet hätten und Ricker rath mir dringend, mich an Sie zu wenden.

Ueber den Jungen selbst ist bald Alles gesagt - er ist 19 Jahr alt, herzensgut, der allgemeine Kinderfreund, aber etwas schusselig und zum Bummeln geneigt, zumal wenn ihn seine Gesellschaft dazu verführt. Theils aus diesem Grunde, theils um ihn ordentlich Deutsch lernen zu lassen habe ich ihn vor 1½ Jahren nach Frauenfeld¹⁰⁵ in die dortige Kantonsschule gethan, wo er die Gymnasial-Abtheilung bis zur Prima auf Ostern absolvirt haben wird. Er spricht und schreibt vollkommen Französisch, weniger gut Deutsch, zu dem er hier nur schwer zu bringen war, abgleich wir in der Familie nur Deutsch sprechen - grie-

101 Vgl. Briefe Nr. 5 und 8.

102 Philipp Christian Jakob Engel (1790-1864), Pfarrer und Kirchenrat in Gießen, sehr beliebt und Gegenstand vieler Anekdoten. Vgl. Vogt, Aus meinem Leben, S. 48-50 und 244.

103 Charles-Ferdinand Reinwald (1812-91), Buchhändler in Paris, geboren in Frankfurt am Main.

104 Nicht ermittelt.

105 Hauptstadt des Kantons Thurgau, Nähe Bodensee.

chisch, lateinisch etc sind nicht glänzend, aber genügend. Fleiß und Fortschritt werden in seinen Zeugnissen gelobt. Folgsam und wahrhaftig ist er durchaus; leicht zu gewinnen, zu lenken und zu leiten, wenn er sieht daß man es gut mit ihm meint und sehr dienstwillig - aber auch leichtsinnig, vergeßlich und stroddelich.¹⁰⁶ Irgend schlechte odert böseartige Neigungen haben wir nie an ihm finden können; kneipen war seine Sache nie. Unter wohlwollender aber ernster Führung, die ihn streng zu Ordnung und Pünktlichkeit anhält wird er meiner Meinng nach, recht tüchtig werden.

Das Schuljahr geht auf Ostern in Frauenfeld zu Ende er könnte also unmittelbar nachher eintreten.

Ich erlaube mir nur, an Sie die Frage zu richten ob Sie einen Platz als Lehrling frei haben und wenn ja, ob Sie den Jungen nehmen wollen und welches Ihre Bedingungen wären?

Indem ich hoffe, eine freundliche Antwort von Ihnen zu erhalten, verbleibe ich

Mit herzlichen Grüßen

Ihr CVogt

Herrn Karl Groos

Heidelberg.

[von anderer Hand auf der Rückseite:]

Genf Jan 77

Vogt Prof.

17) Vogt an Wilhelm[?] Schlesinger¹⁰⁷ (Postkarte) (NF 222-117)

Combe-Varin¹⁰⁸ (Kanton Neuchâtel), 20. Aug. 1879.

106 Wenn das Wort richtig entziffert ist, ist es eine Nebenform zu *strudelich* in der Bedeutung: „oberflächlich, flüchtig, unbesonnen“ (Deutsches Wörterbuch, hrsg. von den Brüdern Grimm, Bd. X 4, Sp. 104).

107 Wahrscheinlich Wilhelm Schlesinger (1839-96), Mediziner, Publizist, seit 1874 als Gynäkologe in Wien tätig. In Frage kommt auch Josef Schlesinger (1831-1901), Mathematiker und Geodät, seit 1875 Professor an der Hochschule für Bodenkultur Wien.

[Poststempel:] *Brot-dessus 20 VIII 79*

[Adresse:] *Monsieur le docteur Schlesinger / (de Vienne) / à / Thonon¹⁰⁹ / Savoie*

Lieber Freund! Ich bin in der That am 8^{ten} Aug. von Genf nach St. Gallen abgereist und dann mit meiner Frau und Tochter nach einigen Turen hier bei meinem Freunde Desor¹¹⁰ gestrandet, woraus Sie sich erklären mögen, daß mir Ihre Karte erst heute zugekommen ist. Wahrscheinlich komme ich erst Dienstag d. 26^{ten} nach Genf zurück, bleibe aber dort nur über Nacht, um andern Tags nach Montpellier zum Congresse der Association francaise zu gehen, der am 28^{ten} eröffnet wird und bis zum 4^{ten} Sept dauert. Bis dahin werden Sie leider mein Haus leer finden. Sollten die Reisedispositionen sich ändern und ich Sie sehen können, wonach ich ein wahres Bedürfniß habe, so telegraphiere ich Ihnen sofort.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr CVogt

18) Vogt an einen unbekanntem Kollegen (NF 1 - XI j)

Bremen, o. D.

Lieber Collega!

Vorlesungen oder nur eine in Braunschweig¹¹¹ halten, geht nicht - ich habe absolut keine Zeit dazu und muß anderwärts genug aufs Seil. Lassen wir also Wissenschaft und Kunst bis auf Weiteres, wovon mündlich.

Einstweilen mit herzlichsten Grüßen

Ihr CVogt

Bremen Dienstag

108 „Gehöft am Eingang des Pontstals, das 1858 durch Erbschaft in den Besitz des Naturforschers Édouard Desor kam. Dieser verbrachte dort jeweils den Sommer und wurde [...] von Gelehrten der ganzen Welt besucht: [...] Carl Vogt“ Hist.-biogr. Lex. Bd. 2, 1924, S. 608.

109 Thonon-les-Bains am französischen Ufer des Genfer Sees.

110 Eduard Desor (1811-82), Geologe, geb. in Friedrichsdorf (Hessen), floh 1832 aus politischen Gründen nach Paris, übersiedelte 1839 in die Schweiz; seit Vogts Neuchâtelener Zeit arbeitete er mit diesem zusammen.

111 Das Collegium Carolinum in Braunschweig, gegründet 1745, war eine Institution zwischen Schule und Universität. 1862 Umbenennung in „Technische Schule“, 1878 „Technische Hochschule“.

19) Vogt an Lorenz Diefenbach (Nachlass Diefenbach)

o. O. [Frankfurt a. M.?], o. D.

Lieber Lorenz!

Deine Köchin gab mir zuerst einen andern Brief, den ich aufmachte, halb las, weil ich dachte, Du schicktest mir ihn brevi manu,¹¹² weil etwas darin sei das mich beträfe - erst nach halber Lesung kam ich darauf, daß ein Irrthum Statt finden müsse. Bitte um Entschuldigung.

Antwort auf die drei Fragen.

1. Ist das Rendezvous bei Dir auf nächsten Samstag bestimmt.¹¹³ Küchler¹¹⁴ wird zum Essen kommen mit dem Zuge von 10 Uhr etwa - ob die Andern (Bose,¹¹⁵ Eckhard,¹¹⁶ H. Kolb,¹¹⁷ Adolph¹¹⁸) dann oder erst im Nachmittage kommen, können sie nicht im Voraus sagen.

2. Ich werde Morgen zwischen 12 u 1, sogar um Dir Deinen Frühmagen nicht zu verderben, Schlags 12 bei Euch sein.

3. Anbei die Billete.

Mit bestem Gruß u etwas Kopfweh (man mußte 4 mal in Darmstadt essen zwischen 12 u 8 Uhr!).

Dein tr[feuer] Vetter

CVogt

Montags

112 „kurzerhand“. Vogt will offenbar sagen, er habe zwar bemerkt, dass der Brief an jemand anderen adressiert war, habe ihn aber trotzdem geöffnet.

113 Soweit die genannten Teilnehmer anhand von Vogts „Aus meinem Leben“ identifizierbar sind, scheint es sich um ein Treffen von Steuerfachleuten aus der Verwandtschaft zu handeln, vielleicht mit dem Zweck, Diefenbach in seinen finanziellen Schwierigkeiten zu beraten. Dies würde für eine Datierung etwa zwischen 1855 und 1865 sprechen.

114 Vielleicht Ernst Ludwig Christian Küchler (1800-83), Stellvertreter in Darmstadt, entfernter Verwandter Carl Vogts.

115 Vielleicht ein Verwandter Heinrich Boses (1840-1900, Prof. für Chirurgie an der Uni Gießen), der ca. 1885 Diefenbachs Nichte Mathilde heiratete.

116 In Frage kommen: Heinrich Theodor Eckhard (gest. 1862), Steuerkommissar, Onkel Carl Vogts; seine Söhne Karl (Steuerbeamter) und Otto (1817-83, Pfarrer).

117 Vielleicht Heinrich Kolb (geb. 1817), Rentbeamter, Vetter väterlicherseits von Carl Vogt (Vogt, Aus meinem Leben, S. 10).

118 Nicht ermittelt.

Abgekürzt zitierte Literatur

Vogt, William: *La vie d'un homme*: Carl Vogt. Paris/Stuttgart 1896.

Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. Hrsg. von H. Türlér. Bd. 1-7 u. 1 Erg.-Bd. Neuenburg 1921-34.

Trésor de la langue française: dictionnaire de la langue du XIXe et du XXe siècle (1789-1960). 16 Bde. Paris 1971-94.

Vogt, C: *Aus meinem Leben: Erinnerungen und Rückblicke*. Hrsg. von E.-M. Felschow [u.a.] Gießen 1997. (Studia Giessensia. 7.) [behandelt die Zeit bis Anfang der 1840er Jahre; erstmals veröffentlicht 1896]

Carl Vogt (1817-1895): *Science, philosophie et politique; Actes du colloque de mai 1895* édités par J.-C. Pont... Chêne-Bourg 1998.

100 Jahre Jugendherbergen 1909 - 2009

Erinnerungen an Dr. Wilhelm Flörke (1893 - 1970) und die Ortsgruppe Gießen des Jugendherbergswerk Rhein, Main, Fulda und Lahn in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts

Mutgard und Hans Jürgen Kuschke

In seinem Buch „Die blaue Blume des Wandervogels“ weist Werner Helwig auf die Bedeutung der Jugendbewegung für die Gründung von Jugendherbergen vor 100 Jahren hin.

Zitat¹: „Vieles von dem, das um 1900 herum unmöglich erschien, ist heute selbstverständlich geworden. Eine ganz und gar greifbare Errungenschaft, die wir der Jugendbewegung verdanken, ist das weltumspannende Jugendherbergswerk. Sein Schöpfer, der Volksschullehrer Richard Schirrmann (1874 - 1961), trat 1909 dem Wandervogel bei, weil er sich sicher war unter dessen Führung Mitarbeiter zu finden. Und er fand sie.“

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gewann Schirrmann Dr. Wilhelm Flörke zur aktiven Mitarbeit im Jugendherbergswerk, ein aktiver Wandervogel der Gießener Ortsgruppe des „Bund für deutsches Jugendwandern (E.V.)“, der sich in ganz besonderem Maße neben seinem Studium und seiner beruflichen Tätigkeit ehrenamtlich für die idealistischen Ziele der Wandervogelbewegung engagierte: Jugendherbergswerk, Trinkerfürsorge des IOGT, Reformpädagogik und Volkshochschule. Sein Lebenslauf, sein beruflicher Werdegang und sein Familienleben sind eng mit der Geschichte der Jugendbewegung in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verknüpft:

Wilhelm Flörke wurde am 24. Januar 1893 in Mainz geboren. Er besuchte 3 Jahre die Volksschule und darauf 9 Jahre lang das Großherzogliche Realgymnasium in Mainz. Mit 10 Jahren trat er als Schüler der Ortsgruppe des Wandervogels in Mainz bei. An Ostern 1911 verließ er mit 18 Jahren Mainz mit dem Reifezeugnis. Vom Sommersemester 1911 bis zum Sommersemester 1915 war er an der Universität Gießen

1 Helwig, Werner: Die Blaue Blume des Wandervogels, Sigbert Mohn Verlag Gütersloh 1960.

immatrikuliert, mit den Fächern: Chemie, Mathematik, Mineralogie und Physik.



*Wandervogel Wilhelm Flörke auf einem Ausflug mit der Gießener Ortsgruppe des Altwandervogels im Frühjahr/Sommer 1917
(Foto: Dr. W. Flörke)*

Vom Wintersemester 1914 bis zum Wintersemester 1915² war Wilhelm Flörke Vorsitzender des Ausschusses der Studentenschaft der Universität Gießen. Wegen der Verstümmelung der linken Hand, die er sich als Schüler 1910 bei einem chemischen Experiment zugezogen hatte, war er nicht „wehrdiensttauglich“ und konnte der Mehrheit der Studierenden der Ludwigs-Universität nicht folgen, die 1914 ins Feld zogen, unter ihnen auch Wandervögel, die sich maßgeblich an der inneren und äußeren Gestaltung der Gießener Ortsgruppe des „Bund für

² Gießener Anzeiger vom 26.6.1915.

deutsches Jugendwandern (E.V.)“ beteiligt hatten. 1915 wurde Flörke mit einer Dissertation über „Die künstliche Verwitterung von Silikatgesteinen unter dem Einfluss schwefliger Säure“ zum Dr. phil. von der Philosophischen Fakultät der Universität Gießen promoviert. (Anmerkung d. V.: Zu dieser Zeit litt der Kölner Dom außerordentlich unter den SO₂-haltigen Lokomotiv-Rauchgasen des nahe gelegenen Bahnhofs.) Von 1914 bis 1922 war Wilhelm Flörke Assistent am mineralogischen Institut. Von 1916 bis 1918 vertrat er mit Lehrauftrag den zum Wehrdienst eingezogenen Ordinarius, eine Aufgabe, die ihm auch im Zweiten Weltkrieg von 1941 bis 1945 wieder zufiel. Ab 1916 nach der wissenschaftlichen Prüfung für das höhere Lehramt war Flörke an der Oberrealschule (heute Liebig-Gymnasium) in Gießen tätig. Neben seiner unterrichtlichen Tätigkeit war er seit 1922 Fachleiter für Chemie am Seminar für Studienreferendare.

Wie es um die Nachtquartiere von Wandervögeln vor der Errichtung von Jugendherbergen bestellt war, geht aus dem „Ortsgruppenbrief“ des Gießener Wandervogels der Jahre 1908 - 1918 und aus dem Wandervogeltagebuch von Hans Otto Vaubel (Schüler des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums zu Gießen von 1908 bis zur Reifeprüfung 1918) für die Zeit von 1918 - 1920 hervor. Bei Vaubel findet sich ein Bericht über eine Nachtwanderung des Gießener Wandervogels am Sonntag, 1. Mai 1918. Zitat³: „Am Sonntag haben wir wieder eine feine Fahrt gemacht. Am Samstagabend ging's los. Als wir am Waldrand hinter Kinzenbach lagen, gewann allmählich die Dunkelheit die Oberhand. Nach und nach wurde die Nacht immer schwärzer. Kurz vor Himberg war eine Lichtung mit einem Blick in das obere Biebertal. Tief unten im Tale brannte hell ein Licht, und darüber erhob sich schwarz emporragend der Kegel des Dünsbergs. Lange Zeit saßen wir dann auf den Felsen des Himbergs. Durch die Bäume durch schimmerten die Lichter von Wetzlar herüber. Im Trab liefen wir den Abhang herab nach der (Anmerkung d. V.: aufgelassenen) Grube Morgenstern zu. Plötzlich quatsch- quatsch: Wir sind in einen Tümpel getreten, das Wasser fließt von oben in die Stiefel hinein. Wir stoßen auf die Masten der Drahtseilbahn. Wir folgen ihnen, die Nacht wird immer schöner, durch das Blätterdach schimmern die Sterne. Nur einige dunkle Wolken hängen am Himmel. Plötzlich scheint die Drahtseilbahn in der Tiefe zu versinken. Ein Abgrund gähnt uns entgegen. Wir halten uns zur Seite

3 K. F. Ertel: Der Gießener Wandervogel, Hessische Heimat Nr.8 10.4.1976.

und laufen den Abhang hinunter zwischen den Bäumen durch ins Tal. Schon sehen wir das verfallene weiße Haus der Grube Morgenstern herüberleuchten, unser Nachtquartier. Wir entscheiden uns, im 2. Stock zu pennen. Es erforderte aber etlichen Aufwand, da hinauf zu kommen. Eine Treppe gab es nicht. Wir räumten die Glasscherben zu Seite, wickelten uns in unsere Umhänge und Zeltplanen und versuchten zu schlafen. Zwei Stunden gelang uns das, bis uns die kühle Luft weckte. Auch der Rauch von dem Feuer, das Wolf Weißgerber unten im Haus angezündet hatte, um seine Erbsen zu kochen, machte das Weiter-schlafen unmöglich, er drang überall herein. Aber lange hielt ich es in der Hitze und Qualm angefüllten kleinen ‚Stube‘ nicht aus. Arnold und ich gingen hinaus. Wie ein Räuberquartier sah das kleine Haus aus der Ferne aus. Durch die leere Tür schimmerte das Feuer, geheimnisvolle Gestalten bewegten sich drum herum, der übrige Teil des Hauses lag, als ob er nicht dazu gehöre, in der Dunkelheit und Verlassenheit. Um das alles schloss sich der Wald, der im blassen Mondlicht dahinträumte.“

Der Bericht des Gymnasiasten Hans Otto Vaubel spiegelt das romantische Erleben der Wandervogelbewegung in ihrer ersten Phase vom Beginn in Berlin- Steglitz 1901 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918 wider. Der Suche nach der „Blauen Blume der Romantik“ wurde 1911 mit dem Lied „Wir wollen zu Land ausfahren“ Klang und Wort in der Sprache der romantischen Lyrik verliehen. Den Text dichtete unter dem Pseudonym „Horant“ der Urwandervogel Hjalmar Kutzleb (1885 - 1956), Mitbegründer des „Jungwandervogel“, der ab Mitte der dreißiger Jahre Professor an der Pädagogischen Hochschule in Weilburg war.⁴ Das Gedicht wurde 1911 vom Wandervogel Kurt von Burkersroda vertont (Willie Jahn „Spielmannslieder“; Verlag Matthes, Hartenstein). Das Lied, das noch nicht in der 10. Auflage des „Zupfgeigenhansl“ von 1913 steht (Reprint 1981, B. Schott’s Söhne, Mainz 2009), wurde zur bindenden Kraft für das Fortbestehen der Wandervogelbewegung innerhalb der mehr und mehr zunehmenden Aufspaltung in einzelne Gruppen. 1913 hatte der Wandervogel bereits 800 Ortsgruppen mit annähernd 2500 Mitgliedern. Daher kam dem gemeinsamen Lied „Wir wollen zu Land ausfahren“ eine ganz besondere Bedeutung zu. Es wurde von allen Gruppen und Verbänden des Wandervogels

4 Reulecke, Jürgen (Hg): 100 Jahre Jugendherbergen 1909-2009, Klartext Verlag Essen 2009.

gesungen und stellte die gemeinsame Hymne aller Gau- und Bundestage dar.⁵

„Wir wollen zu Land ausfahren,
über die Fluren weit,
aufwärts zu den klaren
Gipfeln der Einsamkeit,
woll'n lauschen, woher der Bergwind braust
woll'n schauen, wer hinter den Bergen haust
und wie die Welt so weit.
Fremde Wasser dort springen,
sie sollen uns Weiser sein,
so wir wandern und singen
nieder ins Land hinein.
Glüht unser Feuer an gastlicher Statt,
so sind wir zu Hause und schmausen uns satt,
und die Flammen leuchten herein.
Und steigt aus tiefem Tale
heimlich und still die Nacht
und sind vom Mondenstrahle
Gnomen und Elfen erwacht:
dämpft die Stimmen, die Schritte im Wald!
so hören, so schau'n wir manch Zaubergestalt,
die wallt mit uns durch die Nacht.
Es blüht im Wald tief drinnen
die blaue Blume fein:
die Blume zu gewinnen,
zieh'n wir ins Land hinein.
Es rauschen die Bäume, es murmelt der Fluß:
und wer die blaue Blume finden will, der muß
ein Wandervogel sein.“

Horant (H.Kutzleb) 1911

Wanderungen in die nähere Umgebung Gießens wurden an Sonn- und Feiertagen unternommen. Um entlegene Naturgebiete zu erreichen, fuhr die Gießener Wandervogelgruppe eine Strecke mit der Eisenbahn an. Über dem Lagerfeuer wurde „abgekocht“ und abends saß man noch lange in der „Feuerrunde“ zusammen. Die Nacht wurde, eingerollt in

5 Helwig, Werner: Die Blaue Blume des Wandervogels.

einem Lodenmantel oder Kolter, im Freien verbracht. Abendbrot und Nachtquartier bei gastfreundlichen Bauern im Heu oder Stroh wurden aber auch nicht verschmäht. In der ländlichen Umgebung fühlten sich die Wandervögel zu Hause und ihrem Traum vom einfachen, naturnahen Leben näher als in der Stadt. Aber auch Stadt- und Landheime, die unter Bezug auf die gefiederten Gesellen, die der Jugendbewegung den Namen gegeben hatten, „Nest“ genannt wurden, boten Schlafmöglichkeiten für ein Nachtquartier. Die Einrichtung mit Holztischen und Bänken war bewusst spartanisch. Zumeist saß man ohnehin in der Runde auf dem Fußboden, jedoch gehörten eine „Nestbibliothek“ mit Büchern und Schriften ebenso dazu wie eine Kochgelegenheit, auf der das Wandervogelgetränk „Kakao“ zubereitet werden konnte.

Zur „Nestbibliothek“ des Gießener Stadtheims gehörte auch die Zeitschrift „Der Wandervogel in Hessen und am Rhein“, die im Auftrag der Gauleitung des „Gaus Hessen im Wandervogel, Bund für deutsches Jugendwandern (E.V.)“ herausgegeben wurde. Es war das amtliche Nachrichtenblatt.

In Heft 2/3 des 5. Jahrgangs vom Februar/März 1916 befindet sich ein Bericht über das Gießener Stadtheim und das Land- und Ferienheim der Gießener in Seilhofen. Danach war auf dem Dachboden des Torhäuschens am Walltor auf einem Strohlager Platz für 10 -15 „Mann“ und im Ferienheim des Gießener Wandervogels in Seilhofen, wo die 10- bis 14- jährigen Wandervogelbuben in den Schulferien ihre Freizeiten verbrachten, hieß es nach dem Abendbrot „ab ins Heu“. Das Nachtquartier des Ferienheims war in einer Scheune, die die Ortsgruppe Gießen gemietet hatte.⁶

1916 lernte Wilhelm Flörke bei der Altgemeinde des Gießener Wandervogels die Volksschullehrerin Lina Bindewald kennen. Nach dreijähriger beruflicher Tätigkeit an der Volksschule Offenbach war sie gemäß der „Verordnung über die Zulassung von Volksschullehrern an der Hessischen Landesuniversität Gießen“ als Studentin der Pädagogik ohne Reifezeugnis zugelassen worden. Wegen des kriegsbedingten Lehrermangels wurde sie aber nicht gemäß Verordnung für 3 Jahre vom Schuldienst beurlaubt, sondern nur für die Pflichtvorlesungen und

6 Der Wandervogel in Hessen und am Rhein, Nachrichtenblatt des Gaus Hessen des Bund für deutsches Jugendwandern (E.V.), 5. Jahrgang, Heft 2/3., Februar-März 1916.

Übungen vom Unterricht an der Gießener Stadtmädchenschule (Schil-
lerschule) freigestellt.



*Die Altgemeinde des Gießener Wandervogels im Frühjahr Sommer 1917.
Vordere Reihe (sitzend): 1. von links Lina Bindewald
(Foto: Dr. W. Flörke)*

1919 heiratete Lina Bindewald den Lehramtsassessor Dr. Wilhelm Flörke. Mit ihrem Ehemann engagierte sich Lina Flörke für Gießener Vereine, so auch im Landesverband Hessen und der Ortsgruppe Gießen des „Deutschen Jugendherbergswerk Rhein, Main, Fulda und Lahn e.V.“. Viel Zeit verbrachten die Eltern Flörke mit ihren 3 Kindern, in den Ferien in Jugendherbergen oder im Wandervogellandheim in Faurenbach v.d.H. und auf Wanderungen, die in jeder Weise Wandervogelcharakter hatten. Auch das gesellige Leben im großen Freundeskreis der Eltern und Kinder gehörte dazu, Ideale und Ziele der Wandervogelbewegung zu verwirklichen.⁷

7 Kuschke, Mutgard: Vom Landkind zur Lehrerin - Lina Flörke geb. Bindewald 1889-1976 - Beiträge zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung vom Mittelalter bis in die Gegenwart, hrsg. von Dres. Mutgard und Hans Jürgen Kuschke im Selbstverlag „Damals und Heute“, Bad Nauheim 2006.



*Das Wandervogel-Landheim in Fauerbach v. d. Höhe
(Foto: Dr. W. Flörke)*

Die aktive Mitarbeit von Wilhelm Flörke im „Deutschen Jugendherbergswerk e.V.“ (DJH) fiel in die „bündische Phase“ des Wandervogels (1919 bis zum Untergang im Nazi- Deutschland 1933). Von 1923 bis 1928 war er Geschäfts -und Kassenführer der Ortsgruppe Gießen des „Deutschen Jugendherbergswerk Rhein, Main, Fulda, Lahn e.V.“, seit 1929 Vorsitzender der Gießener Ortsgruppe und von 1925 bis 1933 Mitglied im Vorstand des Gaus Hessen. Praktische Herbergsarbeit leistete er 1924 beim Ausbau der Jugendherberge auf dem Hoherodskopf (Vogelsberg) und von 1925 bis 1933 beim Ausbau der Jugendherberge und der Errichtung eines Jugendheims in Gießen in Zusammenarbeit mit den örtlichen Jugendbünden und der Gießener Ortsgruppe des Jugendherbergswerkes. Als Gauobmann der Landesgruppe Hessen war er einerseits mit der Planung, Finanzierung und

dem Ausbau der Jugendherbergen Gedern, Laubach, Lauterbach, Büdingen, Butzbach, Friedberg und Bad Nauheim befasst und andererseits mit der Aufsicht und Instandhaltung der Jugendherbergen Hohenolms, Herborn, Dillenburg und Wetzlar. Von 1933 bis 1936 war Flörke beratender Mitarbeiter im Landesverband Hessen. Vor 1933 hatte er den Gau Hessen auf den Herbergstagen in Hohenstein, Hildesheim und Kassel vertreten.



Herbstferien im Landheim in Fauerbach v. d. Höhe (27. September bis 4. Oktober 1935). In der Wohnstube (von links): Frau Wolf, Lina Flörke, Otto Flörke, Klaus Wolf, Mutgard Flörke, Herr Wolf mit Töchterchen Irmhild Wolf (Foto: Dr. W. Flörke, September 1935)

Am 4. Januar 1923 rückten französische und belgische Truppen im Ruhrgebiet ein. Vordergründig gab Frankreich für diese Maßnahme an, dass Deutschland mit der Lieferung einer kleinen Menge von Telegraphenstangen in Rückstand und damit in Verzug mit den im Versailler Vertrag festgeschriebenen Reparationsleistungen geraten sei. Hintergründig war es wohl der letzte Versuch, das Rheinland und das Ruhrgebiet von Deutschland zu trennen. Gegen die Besetzung rief die Weimarer Regierung Deutschlands den passiven Widerstand aus. Zur Unterstützung des Widerstands wurde 1927 in Berlin das „Kuratorium zur Erbauung von elf Jugendherbergen im deutschen Westen“ gegrün-

det. In Zusammenarbeit des Kuratoriums mit dem „Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen e.V.“ wurden die 11 Jugendherbergen im besetzten Gebiet nach Plänen von in der Jugendwanderbewegung anerkannten Architekten geschaffen. Sie gingen im Januar 1930 ihrer Vollendung entgegen zu einer Zeit, in der der deutsche Westen seiner endgültigen Befreiung entgegensah. Der Gau Hessen hatte sich unter seinem Obmann Wilhelm Flörke helfend und fördernd im Namen des Reichsverbandes am Bau der 11 Jugendherbergen beteiligt, die aus dem Arbeitnehmeranteil am 30- Millionen- Fond der drei großen Gewerkschaftsverbände (Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund, Deutscher Gewerkschaftsbund, Gewerkschaftsring für Arbeiter, Angestellte und Beamte) mit 650 000 RM anteilig mitfinanziert wurden.

Durch eine Bronzetafel mit der Inschrift: „Die deutschen Gewerkschaften der deutschen Jugend“ ist jede der 11 Jugendherbergen als Gewerkschaftsspende kenntlich gemacht worden. Auch wurde all denen, die helfend und fördernd teilgenommen hatten, eine der Bronzetafel nachgebildete gusseiserne „Plakette“ (Platte) überreicht. Dr. Wilhelm Flörke erhielt sie mit der zugehörigen Urkunde am 9. Januar 1930.⁸ Die Platte misst 11,5 x 10 cm (Höhe x Breite) und wiegt 364g. Auf ihrer Vorderseite sind drei Wandervögel - zwei Jungen und ein Mädchen - mit Klampfe, Wimpel und Ährenstrauß als Sinnbild der deutschen Jugendbewegung dargestellt. Unter der linksstehenden Jahreszahl 1928 befinden sich drei stilisierte Bäume und rechts unter der Zahl 1929 zwei rauchende Schloten. Die Bildunterschrift lautet: „Die deutschen Gewerkschaften der deutschen Jugend“. Die Gesamtkomposition des Bildes symbolisiert das Lied (Text von Hermann Claudius, Melodie M. Englert; 1913/15): „Wann wir schreiten Seit’ an Seit’ und die alten Lieder singen“:

1. „Wann wir schreiten Seit’ an Seit’ und die alten Lieder
singen

und die Wälder widerklingen, fühlen wir es muss
gelingen:

Mit uns zieht die neue Zeit.

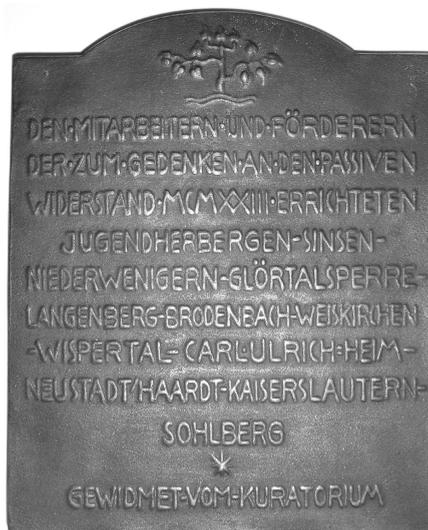
⁸ Schreiben des „Kuratorium zur Erbauung von elf Jugendherbergen im Deutschen Westen“ an Studienrat Dr. Wilhelm Flörke vom 9. Januar 1930, Privatbesitz.

2. Einer Woche Hammerschlag, einer Woche Häuserquadern
zittern noch in unseren Adern. Aber keiner wagt zu hadern:
Herrlich lacht der Sonnentag.
3. Birkengrün und Saatengrün: wie mit bittender Gebärde
hält die alte Mutter Erde, dass der Mensch ihr eigen werde
ihm die vollen Hände hin.
4. Wort und Lied und Blick und Schritt, wie in uralt ew'gen Tagen
wollen sie zusammenschlagen. Ihre starken Arme tragen
unsre Seelen fröhlich mit.
5. Mann und Weib und Weib und Mann sind nicht Wasser mehr und Feuer.
Um die Leiber legt ein neuer Frieden sich, wir blicken freier:
Mann und Weib sich fürder an.
6. Wann wir schreiten Seit' an Seit' und die alten Lieder singen,
und die Wälder widerklingen, merken wir, es muß gelingen:
Mit uns zieht die neue Zeit.“

Herman Claudius 1913



Vorderseite der Plakette, die Dr. Wilhelm Flörke im Januar 1930 vom Kuratorium zur Erbauung von elf Jugendherbergen im deutschen Westen als Gewerkschaftsspende überreicht wurde (Foto: privat)



Rückseite der Plakette, die Dr. Wilhelm Flörke im Januar 1930 vom Kuratorium als Gewerkschaftsspende überreicht wurde (Foto: privat)

Erstmalig wurde dieses Lied im August 1920 in Weimar beim ersten Reichstag der Arbeiterjugend von Hamburger Gruppen vorgestellt.⁹ Auf der Rückseite der Plakette ist ein stilisierter Lebensbaum abgebildet, Symbol für Freiheit und Unerschütterlichkeit, wie dies im Gedicht „Eichbäume“ von Friedrich Hölderlin in den Verszeilen zum Ausdruck kommt: „Eine Welt ist jeder von Euch, wie die Sterne des Himmels lebt ihr, jeder ein Gott, im freien Bunde zusammen. Könnt’ ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer diesen Wald ...“. Unter dem stilisierten Eichbaum findet sich die Inschrift: „Den Mitarbeitern und Förderern der zum Gedenken an den passiven Widerstand MCMXXIII errichteten Jugendherbergen Sinsen - Niederwenigern - Glörtalsperre - Langenberg - Brodenbach - Weiskrichen - Wispental - Carl-Ulrich-Heim - Neustadt/Hardt - Kaiserslautern - Sohlberg gewidmet vom Kuratorium“.

Aus den Akten der Ortsgruppe Gießen des Jugendherbergswerks geht hervor, dass sich die erste Gießener Jugendherberge in der Schlossgasse 9 befand und die Stadtverordnetenversammlung am 9. April 1922 für die Errichtung einer städtischen Jugendherberge im Anwesen Schlossgasse 9 einen jährlichen Beitrag der Stadt von 1 000 M und zur Errichtung einer Jugendwanderherberge eine einmalige Ausgabe für die Instandsetzungsarbeiten von 4 000 M bewilligte.¹⁰

Die Blütezeit des Jugendherbergswerks fiel in die zwanziger Jahre der Weimarer Republik. Im März 1928 publizierte Lina Flörke in „Heimat im Bild“, der Beilage zum Gießener Anzeiger, einen umfangreichen Bericht über die Entstehung und die Arbeit des Jugendherbergswerks und über „Jugendherbergen in Oberhessen“, in dem auch die neue Gießener Jugendherberge und das Jugendheim im Asterweg vorgestellt wurden. Zitat¹¹: „Herbergen gibt es schon seit Jahrhunderten, für den Sprachkundigen hat das Wort allein eine Geschichte. Jugendherbergen jedoch sind etwas ganz Neues, das uns die Gegenwart brachte, aber in dem merkwürdiger Weise auch ein Stück Romantik hängt, das sehr wohl zu unserer frohen Jugend, zu ihren bunten Wimpeln und schönen alten Volksliedern passt. Wenn es der Jugend gelungen ist, auf einer Wanderfahrt dem Einerlei des Alltags zu ent schlüpfen, wenn mit tau-

9 Reulecke, Jürgen (Hg): 100 Jahre Jugendherbergen 1909-2009.

10 Persönliche Mitteilung von Prof. Dr. Erwin Knauß, Gießen.

11 Lina Flörke: „Jugendherbergen in Oberhessen“, Heimat im Bild, Jahrgang 1928, 13. März 1928.

send Freuden tausend Möglichkeiten des Erlebens, des Schauen und Lernens ausgekostet werden, da empfängt gastlich die Herberge am Abend die Müden, dass sie fern von Zerstreuungen sich sammeln und ausruhen können für den folgenden Tag. Die Notwendigkeit einer ‚anständigen Bleibe‘ wurde vor dem Weltkrieg bereits den verschiedenen Wandervogelbünden fühlbar, denn das Nachtquartier beim Bauern in der Scheune hatte doch große Nachteile, und die gastlichen Scheunen schlossen sich bald, da immer mehr Wanderer allsonntäglich das Land durchzogen ... Die Wanderfreude und Wandersehnsucht ergriff jedoch immer weitere Kreise des Volkes, und es ist gewiss kein Zufall, dass die erste Jugendherberge in Westfalen entstand, wo aus dem Steinwall der Industrie- und Großstädte die Menschen sich erst recht hinauswünschten in die freie Natur. Richard Schirrmann, ein Volksschullehrer in Gelsenkirchen, ist der Vater der deutschen Jugendherberge geworden. Auch ihn trieb der Licht- und Lufthunger aus der Großstadt auf das freie Land, und da er ein Herz für seine Schulkinder hatte, die in Mietskasernen und Hinterhöfen vielleicht noch mehr nach Licht und Luft hungerten als er selbst, so nahm er schließlich seine Klasse mit ins Münsterland und Sauerland, ‚um sie den Gottesfrieden eines Kinderlandes auf blumigem Grastepich in Anger und Trift spüren zu lassen‘, wie er selbst schreibt. Im Jahre 1910 gründete Richard Schirrmann in Altena seine erste Herberge, die Stadt Altena gewährte eine kleine Beihilfe. Er dachte zunächst nur daran, Volksschülerherbergen zu errichten, zur Ergänzung der schon bestehenden Schüler- und Studentenherbergen. Da nun aber Schüler aller Schulen sowie Schulentlassene stets in steigendem Maße um Aufnahme nachsuchten, nannte Schirrmann seine Herbergen schließlich Deutsche Jugendherbergen. Dass die Zeit für das Jugendherbergswerk gekommen war, beweist das außerordentliche rasche Anwachsen der Herbergen.

Richard Schirrmanns Gedanken fielen auf fruchtbaren Boden, und vor dem Ausbruch des Krieges bestanden in Deutschland bereits etwa 500 Jugendherbergen. Gegenwärtig aber besitzt Deutschland und Deutsch-Österreich mehr als 2000 Herbergen, es ist dem Verband Deutsche Jugendherbergen sogar gelungen, das Herbergsnetz auch auf die Schweiz, Böhmen, Lettland und Estland auszudehnen, damit die reichsdeutsche Jugend die Fühlung mit den Vorposten unsres Volkes aufrecht erhalten kann.

Die Arbeit für das Werk wird von 30 Gauen und 850 Ortsgruppen und rund 70 000 Mitgliedern geleistet. Aufnahme in der deutschen Jugend-

herberge findet die gesamte deutsche Jugend aller Stände, aller Richtungen; Schüler und Lehrlinge zahlen 20 Pfennig, die übrigen 50 Pfennig Kopfgeld. Durch diese gewiss geringen Kosten will sie es recht vielen ermöglichen, zur Gestaltung von Leib und Seele neue Kräfte in der Natur zu sammeln. Da aber auch keine Rang- und Standesunterschiede gelten in der Jugendherberge, so kann auch sie den jungen Menschen dazu helfen, sich als Kinder eines großen schönen Vaterlandes zu achten und zu schätzen.

Doch nun soll von den Jugendherbergen unserer Heimat berichtet werden; Oberhessen besitzt deren eine stattliche Reihe, sie sind dem Gau Main- Rhein- Lahn- Fulda angegliedert. Unsere Vaterstadt Gießen kommt hier mit berechtigtem Stolz zuerst, denn ihre Herberge kann vorbildlich genannt werden, und in beachtenswerter Weise ist damit zugleich das städtische Jugendheim verbunden. Das Haus selbst gehört der Stadt, es ist die ehemalige Gewerbeschule im Asterweg, in deren Erdgeschoß auch noch das Wohnungsamt untergebracht ist. Herberge und Heim befinden sich im ersten Stock, eine schöne alte Treppe führt hinauf. Der Vorraum ist noch nicht ausgebaut, nur ein Gasherd steht hier, auf dem zuweilen eifrig gekocht wird. Dafür bieten uns die Stuben selbst das Bild einer mit Sorgfalt und Überlegung ausgeführten Herberge. Jedes Überflüssige ist gespart, denn streng ist an dem Grundsatz der Einfachheit festgehalten, doch nirgends wirkt diese Einfachheit nüchtern, im Gegenteil, mustergültige Sauberkeit und frohe Farben breiten über allen Stuben den wohligen Hauch der Behaglichkeit. Zwei große Schlafräume gehören den Knaben, ein kleiner den Mädchen, dazu kommen noch vier Tagesräume und zwei Waschräume. In den Tagesräumen sind unter anderem die Rucksackablagen bemerkenswert, die denen auf der Gesolei nachgebildet sind.

Eine gar freundliche Herbergsmutter bemüht sich um das Wohl der jungen Leute und trägt Sorge, dass die Hausordnung beachtet wird. - Wie oben schon erwähnt wurde, ist mit der Herberge zugleich auch das Gießener Jugendheim verbunden. Das Jugendheim soll den jungen Menschen Gelegenheit geben, edle Geselligkeit zu pflegen, indem sie hier zusammenkommen können zum Lesen, Singen und Spielen. Sie sollen in ihrer Jugendgemeinschaft einen Halt finden, und soviel Freude, als ein junger Mensch braucht, um den trüben Verlockungen, die besonders im Stadtleben sich in vielerlei Gestalt an unsere Jugend herandrängen, ein festes ‚Nein‘ entgegensetzen zu können. Denn es ist

geradezu erschreckend, wie viel Jugendglück und wie viel Jugendkraft zerbrechen müssen durch falsche Freunde und falsche Freude. ...



*Jugendherberge auf dem Hoherodskopf 1924-1945
(Foto: Dr. W. Flörke, 12. Oktober 1924)*

Auch die Jugendherberge auf dem Hoherodskopf gehört der Ortsgruppe Gießen, d.h. sie wurde von ihr eingerichtet und wird von ihr verwaltet und erhalten. Das Häuschen wurde einst für forstliche Zwecke erbaut und stand zuletzt unbenutzt und verfallen, bis es 1924 vom Verband für Deutsche Jugendherbergen erneuert und sehr schön ausgestattet wurde. Es ist ein wahres Schmuckkästchen, birgt sich auf dem höchsten Gipfel des Hoherodskopfs bescheiden im Buchenwald und hat in den drei Jahren seines Bestehens schon mehreren tausend Jungen und Mädchen herrliches Quartier gewährt. Für die Gießener Jugend ist es des Win-

tersports wegen besonders wertvoll. Obwohl die Herberge klein ist, verfügt sie doch über drei sehr schöne Schlafräume, die Betten sind mit neuen Matratzen und Decken versehen, und 40 Wanderer können bequem übernachten. Ein Tagesraum fehlt, aber eine sehr gemütliche warme Herdecke mit einer Ofenbank ist vorhanden. ...



Sommerferien im Juli 1935 im Vater-Bender-Heim auf der Herchenhainer Höhe (Foto: Dr. W. Flörke, Juli 1935)

Nur etwa eine Wegstunde entfernt hat der Vogelsberger Höhenklub seinen Jugendscharen ein Heim erbaut, für das sie ihm hoffentlich den Dank nicht schuldig bleiben werden. Es heißt Vater-Bender-Heim und steht zugleich als Jugendherberge auch den Jugendlichen offen, die nicht Mitglieder des Vogelsberger Höhenklubs sind. Wegen seiner Größe und vorzüglichen Einrichtung eignet es sich ganz besonders für große Gruppen und Schulklassen. Es hat sehr gute Schlafräume mit 90 Betten, Badeeinrichtung, Führerzimmer und einen sehr stimmungsvollen großen Aufenthaltsraum. ... Genau wie auf dem Hoherodskopf findet hier der Freund des Wintersports vortreffliches Gelände. Mögen beide, Hoherodskopf und Herchenhainer Höhe, recht vielen Jungen und Alten die herbe Schönheit unseres Vogelsberges erschließen helfen.



10 Köchinnen und ein Küchenjunge vor der Selbstversorger-Küche der Jugendherberge auf der Herchenhainer Höhe (von links) in der vordersten Reihe (sitzend): Otto Flörke, in der obersten Reihe (stehend): Lina Flörke, Ursula Appel, Mutgard Flörke und in der zweitobersten Reihe (stehend) Irmgard Appel, ... Christel Flörke, Ilse Appel (Foto: Dr. W. Flörke, Juli 1935)



In der Selbstversorger-Küche des Vater-Bender-Heims auf der Herchenhainer Höhe, von hinten nach vorn: Lina Flörke und neben ihr Ursula Appel (Foto: Dr. W. Flörke)

Die beiden letztgenannten Herbergen auf dem Oberwald sind am Fuß des Gebirges von einem Kranz kleinerer umgeben, die als wichtige Etappenorte noch besser ausgebaut und ausgestattet werden müssen, als dies bisher möglich war. Zwei davon, die zu Laubach und die zu Gedern, sind gerade dabei, umgebaut und neu hergerichtet zu werden. Friedberg, dessen vortreffliche Herberge in einem Torbau der schönen Burg untergebracht ist, müsste für seinen Verkehr viel größere Räume haben, während Butzbach über eine recht brauchbare geräumige Herberge verfügt.

Die kleinste Herberge hat Bad Salzhausen, doch reicht sie aus für die Ansprüche des Verkehrs, und es ist hoch anzuerkennen, wie sich die Gemeindeverwaltung dieses kleinen Ortes großzügig in den Dienst der guten Sache gestellt hat, indem sie das Häuschen dafür mietete.

Alsfeld, dieses ‚hessische Rothenburg‘, hat seine Jugendherberge höchst prosaisch im Dachraum der Landwirtschaftsschule untergebracht, alles ist zwar hell und luftig, aber sehr eng und nüchtern, sehr angenehm wirkt jedoch die peinliche Sauberkeit der Betten, und schließlich landet man versöhnt in der traulichen Küche der Hausmeisterin, die zugleich Herbergsmutter ist. - Ähnlich ist es in Lauterbach; die Jugendherberge befindet sich im Erdgeschoß der Turnhalle, es ist nur ein einziger Raum, und schwerlich wird sich die Jugend hier behaglich fühlen, weil noch mehr als in Alsfeld der Charakter eines Heimes fehlt. Doch immerhin sind Dampfheizung und ein großer Waschraum mit fließendem Wasser schätzenswerte Vorzüge.

Das viel besuchte Büdingen mit seinen herrlichen Baudenkmalern hat leider keine Jugendherberge. Seither war der Speicher der Krafthütte dafür gemietet, der aber wirklich den Anforderungen nicht genügte, weder an Größe noch an Ausstattung, wenn ein Strohlager unter dem Dach und eine Kochgelegenheit im Vorplatz überhaupt als Ausstattung gelten dürfen. Hoffentlich findet sich im Laufe des Jahres eine Möglichkeit, dort eine schöne Herberge einzurichten, denn Büdingen hat mit einer großen Besucherzahl zu rechnen. Auch die Stadt Schotten ist im Verein mit dem Vogelsberger Höhenklub gerade dabei, eine neue Jugendherberge zu erbauen, die wohl im Sommer 1928 fertig sein dürfte.



*Die Jugendherberge in Schlitz in der Hinterburg des Schlosses mit dem Hinterturm vor dem Eingang zur Herberge
(Postkarte aus Privatbesitz)*

Zum Schluss soll noch von Schlitz berichtet werden; hier kommt nun endlich der romantisch veranlagte Wanderer auf seine Kosten. Schlitz selbst ist eine wunderschöne alte Stadt, die einem ohne weiteres recht andächtig glücklich stimmen kann. Durch winklige Gassen geht es den Burgberg hinan, denn, wie in Gedern und Friedberg, ist auch in Schlitz die Herberge im Schloss.

Neben dem mächtigen Bergfried erhebt sich die Hinterburg, in deren zweiten Stock die Herberge untergebracht ist. Eine freie Wendeltreppe

führt hinauf, und ein Saal nimmt den jungen Wanderer auf, so weit und leer, dass er sich bekloffen umschaut. Schöne Burgfräulein tanzen jedoch hier nicht mehr, überall bröckelt Mauer und Decke, und alles mahnt an die Vergänglichkeit jeder Herrlichkeit. In der einen Längsseite des Saales befinden sich vier hohe weite Räume, zwei für Knaben und zwei für Mädchen, aber trotz der tiefen gemütlichen Fensternischen und der sauber geweißten Wände überkommt einem fast ein leises Frösteln, denn es fehlt eigentlich die pflegende Hand und der freundliche Wille, um diese verschwenderische Platzfülle in richtiger Weise dem neuen Zweck dienstbar zu machen, hier könnte vielleicht das reizvollste Jugendheim Oberhessens entstehen, wenn die einheimische Jugend sich ein wenig der Sache annehmen wollte. Es wäre recht zu wünschen, dass etwas getan würde, denn man kann sich dem eigenartigen Zauber dieser Herberge doch nicht entziehen und denkt mit stiller Zuneigung ebenso gern an sie zurück wie an den wundervollen Rundblick aus ihren efeumrankten Fenster über Schlitz und das Schlitzerland.¹² (Ende des Zitats)

In „Heimat im Bild“, der Beilage zum Gießener Anzeiger, vom 11. April 1929 berichtete Lina Flörke dann ein Jahr später in einem Artikel mit dem Titel „Die Gießener Jugendherberge“¹³ über Jugendherberge und Jugendheim in der ehemaligen Villa Klingelhöffer im Anwesen Asterweg 25. Die Autorin vertritt die Ansicht, dass alte Bürgerhäuser erhalten bleiben sollten, da sich in ihnen doch auch ein Stück Stadtgeschichte spiegeln würde; und es verdienstvoll und erfreulich sei, wenn schöne alte Bauten als Wahrzeichen vergangener Kulturepochen den nachfolgenden Geschlechtern erhalten blieben, weil sie neben den geschriebenen Dokumenten wichtige und eindrucksvolle Zeugen aus dem Leben einer Stadt seien. Nicht zum Museum solle die Villa Klingelhöffer durch eine neue Nutzung werden, sondern sie solle ihren Platz im Leben der Gegenwart haben.

Zitat¹⁴: „Und hierin hat über unserem Anwesen Asterweg 25 ein guter Stern gewaltet, mit seiner Bestimmung zu Jugendherberge und Jugendheim nahm junges starkes Leben hier seinen Einzug ... Die eigentliche Jugendherberge umfasst vier Schlafräume für Jungen, darunter ein

12 Ebenda.

13 Lina Flörke: „Die Gießener Jugendherberge“, Heimat im Bild, Jahrgang 1929, 11. April 1929.

14 Ebenda.

Führerzimmer, einen Tagesraum und einen großen Waschraum mit fließendem Wasser, ebenfalls für die Knaben. Die Mädchenherberge ist der geringeren Benutzung entsprechend weitaus kleiner, sie enthält ein schönes helles Schlafzimmer, einen sehr traulichen kleinen Tagesraum und ebenfalls einen Waschraum mit fließendem Wasser. Der Vorplatz dient allen gemeinsam als Küche und auf zwei Gasherden wird hier eifrig gekocht. Es gibt dann ‚einen feinen Schlamm‘, wie der zünftige Ausdruck lautet. Oft aber bereitet auch die überaus gütige und ums Wohl ihrer jungen Gäste ehrlich besorgte Herbergsmutter gegen sehr mäßiges Entgelt eine regelrechte Mahlzeit, besonders wenn Schulklassen hier übernachteten, dürfte dies der einfachste Weg sein, um die vielen hungrigen Magen auf raschestem Wege zu sättigen. Die Herberge war aus allen Teilen Deutschlands sehr gut besucht. ... Laut Satzung sind die jungen Leute verpflichtet, höchstselbst für Sauberkeit und Ordnung zu sorgen, Bescheidenheit und Zuvorkommenheit gegenüber den Herbergseltern ist dabei selbstverständliche Voraussetzung. Auch die Gäste des Jugendheims sind an die Satzungen des Reichsverbands für deutsche Jugendherbergen gebunden, in denen unter anderem auch Enthaltensamkeit von Rausch- und Rauchgiften gefordert wird. In vielen Jugendverbänden gilt übrigens das Meiden von Alkohol und Tabak als gute Sitte, hoffen wir, dass allmählich bei allen die gute Sitte das Gesetz entbehrlich machen möge. Herberge und Heim stehen unterschiedslos der gesamten deutschen Jugend offen, soweit sie sich eben den dort geltenden Gesetzen fügt. - Das Jugendheim bedarf noch sehr des Ausbaues, da die beiden Heimräume schon jetzt nicht mehr im Geringsten ausreichen, um allen Jugendverbänden, die darum nachgesucht hatten, Unterkunft zu gewähren.

Gegenwärtig ist es bereits von 17 Gruppen belegt, und es musste ein Tagesraum der Jugendherberge für die Heimabende zur Benutzung herangezogen werden ...

Die Benutzungsübersicht gibt uns das folgende Bild:

- Sonntag:* Bund Deutscher Jugend
- Montag:* Jungdeutsche Jungschwesternschaft; Jugendgruppe des Zentralverbandes der Angestellten; Turnerjugend 1846
- Dienstag:* Kampfschar B.D.J; Wandervogel „Höhenflug“
- Mittwoch:* Verein der Kinderfreunde (Soz.=Dem.Partei); Jungschwesternschaft

- Donnerstag:* Wandervogel D.B.; Gewerkschaftsbund der Angestellten; Jungdeutscher Orden
- Freitag:* Sozialistische Arbeiterjugend; Christliche Pfadfindergruppe
- Samstag:* Verein der Kinderfreunde; Jugendgruppe des Naturheilvereins. Jugendheim II steht außerdem der Deutschen Freischar zu Verfügung.

Die Stadt Gießen hat hier ein Werk begonnen, das eifrigste Förderung verdient, es gilt also vor allen Dingen: Ausbau und Erweiterung des Jugendheims. Das von Herrn Generalleutnant Klingelhöffer erwähnte ehemalige Bügelzimmer ließe sich z.B. in ein hervorragendes Brausebad verwandeln. Weiterhin müssten zwei Räume bereitgestellt werden, in denen mittags während der Geschäfts- und Urlaubspausen den jungen Menschen beiderlei Geschlechts die Möglichkeit geboten würde, sich aufzuhalten, einen Imbiss zu verzehren, sich im Winter zu wärmen, anstatt sie in den Straßen und Anlagen herumlaufen zu lassen.

Ein Plan hierfür war schon entworfen, doch scheiterte seine Ausführung bis jetzt an der Frage der Aufsicht, die für diese nichtorganisatorische und nicht unter einem Führer stehende Jugend unerlässlich wäre. Das Haus Asterweg 25 hat demnach noch einen bedeutungsvollen Zweck, hoffen wir, dass es später, wenn die Raumnot der städtischen Behörden behoben sein wird, als Ganzes dem Gemeinwohl dienen wird als ‚Haus der Jugend‘“. (Ende des Zitats)

Jugendherbergswerk und Nationalsozialismus

Aus den beiden Presseartikeln „Jugendherbergen in Oberhessen“ und „Die Gießener Jugendherberge“ von Lina Flörke aus den Jahren 1928/29 geht hervor, dass dem Jugendherbergswerk in der Weimarer Republik eine breite Unterstützung durch Staat und Öffentlichkeit beschieden war. Auch wurde die Verbandsarbeit mit einer reichsweiten Werbe- und Sammeltätigkeit an den so genannten „Reichswerbe- und Opfertagen“ gefördert und unterstützt. Mit der „Machtergreifung“ Hitlers 1933 und der Gleichschaltung mit der Hitler-Jugend ging die Freiheit des Deutschen Jugendherbergswerkes verloren. Obwohl der Verband in der NS-Zeit rechtlich unabhängig blieb, stand er faktisch komplett unter der Kontrolle der Reichsjugendführung. Die Organisation des DJH wurde weitgehend an jene der Hitlerjugend angeglichen und das Arbeitsgebiet erweiterte sich mit der politischen und militärischen

Ausdehnung des Deutschen Reiches. Da die Hitlerjugend in den ersten Jahren des „Dritten Reichs“ nicht genug qualifizierte Kräfte aus den eigenen Reihen hatte, blieben die Geschäftsführer der DJH-Gaue zu meist weiter im Amt, sollten aber der NSDAP beitreten.¹⁵ Dr. Wilhelm Flörke blieb als Obmann des Gaus Hessen bis 1936 im Amt, durfte den Landesverband auf den Herbergstagen seit 1933 aber nicht mehr vertreten, weil er zu allem Drängen der Nazis, der NSDAP, dem NSLB oder einer sonstigen NS-Organisation beizutreten, „NEIN“ gesagt hatte.

Er konnte zwar mit dieser Haltung als Gauobmann die Gleichschaltung des Jugendherbergswerkes mit der Hitler-Jugend nicht verhindern, aber er setzte mit seiner Verweigerung ein Zeichen gegenüber der nationalsozialistischen Gleichmacherei und Unterdrückung. Lina Flörke teilte die Ablehnung ihres Mannes gegenüber den neuen Machthabern und der Hitler-Jugend, die sich unter Reichjugendführer Baldur von Schirach, einem glühenden Antisemiten, mit der SA als Vorbild und deren Ausschreitungen gegen jüdische Mitbürger identifizierte und auch vor Gewalt gegenüber den eigenen Mitgliedern nicht zurückschreckte. Wegen geringfügiger Verstöße gegen die HJ-Disziplin wurden z.B. zehnjährige Pimpfe von Jungvolkführern bei öffentlichen Aufmärschen zusammengeschlagen und getreten oder es gab beim Übernachten in einer Jugendherberge deswegen vom HJ-Führer „etwas auf den blanken Hintern“.¹⁶

15 Reulecke, Jürgen (Hg): 100 Jahre Jugendherbergen 1909-2009.

16 Reinhold, Jürgen: Erinnerungen, Klartext-Verlag Essen 2000.



Eine Gruppe Gießener BDM-Mädchen mit ihrer Führerin Hilde Haas auf Fahrt in den Sommerferien 1936 in der Jugendherberge Hachenburg (Foto: privat)

In einem Gedicht über die Hitler-Jugend hat Lina Flörke 1934 ihrer Traurigkeit über die verlorenen Ideale der Jugenderziehung der Wandervogelbewegung Ausdruck verliehen:

„Dies ist die Jugend ohne stille Träume.
Mit kühlen Augen schaut sie ihre Welt
und kennt das Grübeln und das Sehnen nicht.
Kühn weht ihr Fähnlein über weite Räume
des Vaterlands; auf Sinn und Zweck gestellt

schlägt kalt sie auch dem Bruder ins Gesicht.
Ein dürres Land, ein hungriges Gefild,
unwissend wie der Weg sich ihnen wende,
ein Herz voll heißer Wünsche ungestillt,
ballt diese Jugend schon zur Faust die jungen Hände -
geballte Faust - die taugt zum Beten nicht.“

Lina Flörke, Gießen 1934

1934/35 wurde die Gießener Jugendherberge vom Anwesen Asterweg 25 in den Wartweg in das ehemalige Lokal „Zur schönen Aussicht“ verlegt. Die „Schöne Aussicht“ war um 1900 noch Ausflugslokal. 1919 wurde das Gebäude für die Studentenhilfe des Studentenwerks zur Verfügung gestellt und auf dem Grundstück wurden Tennisplätze angelegt. 1933/34 kam die Studentenhilfe in das neu erbaute heutige Otto-Eger-Heim und das Gebäude im Wartweg wurde dann als Jugendherberge genutzt. 1939 wurde die Gießener Jugendherberge auf die Hardt in das ehemalige Ausflugslokal „Textors Terrasse“ verlegt, das 1880 erbaut worden war als studentischer Versammlungsort mit einem damals verbotenen „Paukboden“ und für „Revoluzzer“ wegen der Grenznähe von Hessen- Darmstadt zu Preußen sehr geeignet war.¹⁷

Als Vorsitzender der Ortsgruppe Gießen des Jugendherbergswerkes bis 1936 war Wilhelm Flörke in der NS- Zeit für den Ausbau und die Instandhaltung der Gießener Jugendherberge und für Spendensammlungen zuständig, durfte jedoch seine karitative, reformpädagogische Sozialarbeit als Nichtmitglied der NSDAP nicht mehr fortsetzen. Die Bestimmung über die Nutzung der Jugendherbergen war allein der Reichjugendführung vorbehalten und diente vornehmlich Gruppen des Jungvolkes, der Hitler- Jugend, der Jungemädel und des BDM.¹⁸

Die 1924 errichtete „Evangelische Jugendburg Hohensolms“ der Christdeutschen Jugend blieb in der NS-Zeit in den Jahren 1933 bis 1945 vom Zugriff der NS-Reichsführung und der Hitler-Jugend verschont.

17 Dr. Christian Roesse: „Aus dem Gießener Studentenleben der Vergangenheit“, Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen und ihre Umgebung, Verlag von Emil Roth in Gießen 1907.

18 Reulecke, Jürgen (Hg.): 100 Jahre Jugendherbergen 1909-2009.



*Herbstferien 1940 in Hohensolms. Auf dem „Hals“ sind (von links nach rechts) zu sehen: vorderste Reihe (sitzend): Ursel Meyer-Paysan, Mutgart Flörke, Günther Kretschmer, Dieter Meyer-Paysan; hintere Reihe (stehend): Ulrich Kammer, Otto Flörke, Otto Kammer und Lina Flörke
(Foto: Dr. W. Flörke, Hohensolms 1940)*

Dies verdankte sie dem Vorsitzenden des Trägervereins: „Christdeutscher Verband Hohensolms“, Prof. Dr. Leopold Cordier (1887 - 1939), seit 1926 Professor für Praktische Theologie an der Universität Gießen mit den Schwerpunkten: Jugendkunde, Jugendarbeit und Religionspädagogik. Seit 1936 war Cordier Mitglied des Landesbruderrates Nassau-Hessen der „Bekennenden Kirche“ (BK) und erkannte, dass die Zeit eines bündischen Zusammenschlusses nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten 1933 vorüber und die biblisch-theologische Zurechtweisung auf dem Boden von Gemeinden und Kirche das Gebotene war. Ihm war es zu verdanken, dass sich der seitherige „Christdeutscher Verband Hohensolms“ am 1. April 1936 auflöste und nun der „Verein für Bibelarbeit Hohensolms“ unter Cordiers Vorsitz an seine Stelle trat. So wurde aus der „Evangelischen Jugendburg Hohensolms“ ein Zentrum der Schulungsarbeit der „Bekennenden Kirche“ für Studenten, Jungtheologen, Gemeindepfarrern, Kirchenvorstehern und Jugendgruppen. Natürlich war das Ganze den staatlichen und parteiinternen Instanzen der NSDAP und der Hitlerjugend ein Dorn im Auge. So musste Cordier im Dezember 1937 dem „Verein für Bibelarbeit Hohensolms“ mitteilen, dass die Geheime Staatspolizei (Gestapo) Studenten- und Jungtheologenfreizeiten in Hohensolms verboten hatte, Jugendfreizeiten nur noch unter Mitträgerschaft der landeskirchlichen Stellen gestattet waren und Veranstal-

tungen für Gemeindemitglieder jetzt der Genehmigung der Gestapo bedurften. Den Tag, an dem 1940 auch die geplanten Bibelwochen in der Burg Hohensolms verboten wurden, hat Prof. Dr. Leopold Cordier durch seinen frühen Tod am 1. März 1939, in seinem 52. Lebensjahr, nicht mehr erlebt. Aber durch ihn ist Hohensolms für viele Menschen in der bösen Zeit des Nationalsozialismus zur Stätte der Hilfe und geistlichen Wegweisung geworden.¹⁹

Die Neugründung des Landesverbandes Hessen des Deutschen Jugendherbergswerkes am 13. Juli 1947 und die Jahresversammlung des Ortsverbandes Gießen am 14. Februar 1953

Jede Betätigung sozialer Art von Dr. Wilhelm Flörke ruhte während des NS- Regimes und wurde - was den Ortsverband Gießen anbelangte - erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen, nachdem in der amerikanischen Zone der Landesverband Hessen des Deutschen Jugendherbergswerkes am 13. Juli 1947 neu gegründet worden war.²⁰ Zum Vorsitzenden des Ortsverbandes Gießen wurde Dr. Albrecht Steinhäuser (1902 - 1981), Studienrat am Liebig- Realgymnasium in Gießen, gewählt. Während seiner Schulzeit im Landgraf- Ludwigs-Gymnasium in Gießen von 1912 bis zum Abitur 1921 war Steinhäuser Mitglied im Gießener Wandervogel. Unter der Rubrik „Aus den Tagebüchern unserer Kleinen“ ist er zusammen mit seinem älteren Bruder im Nest- und Heimheft „Wandervogel in Hessen und am Rhein“, 5. Jahrgang, Heft 2/3, Februar/März 1916 mit einem Beitrag über die Wandervogelfreizeit im Ferienheim der Gießener in Seilhofen vertreten. Zitat²¹: „Wir hatten ziemlich gut geschlafen. Am Morgen machten wir ein Gefecht im Heu. Der Muth und wir drei Kleinen wollten den Heuberg stürmen, den der Heiner und das lange Laster besetzt hielten. Es gelang uns aber nicht. Einmal waren wir oben, aber wir konnten ihren Ansturm nicht aushalten. --- Wir badeten und waren auch pünktlich an der Kirche. Wir liefen um die Kirche und fanden die anderen nicht. Sie waren schon fort an den Heisterberger Weiher (wie sich später herausstellte). Wir gingen nach Seilhofen zurück. Um 4 Uhr kamen sie an mit einem fürchterlichen Hunger. Besonders der Heiner

19 Kuschke, Mutgard: Konfirmationsurkunden im Wandel der Zeit. Luthergemeinde und „Bekennende Luthergemeinde“ zu Gießen, hrsg. im Selbstverlag Dr. M. Kuschke, Burgallee 41, Bad Nauheim.

20 Ebenda.

21 Wandervogel in Hessen und am Rhein, 5. Jahrgang, Heft 2/3., Februar-März 1916.

war schwer hoch. Als er erfuhr, dass wir schon gekocht hatten, war er einigermaßen besänftigt. Den übrigen Teil des Tages gingen wir auf die Heide. Das lange Laster machte seinen Lehrer vortrefflich nach. Abends gab's Dickmilch, eines meiner Leibessen, und dann ging's ab ins Heu. --- Am Morgen trippelten wir auf die Beilsteiner Heide. Dort kochten wir Polenta, das scheußlich schmeckte, mit Dürrobst ging's nach. - Am nächsten Nachmittag gingen wir an den Heisterberger Weiher, wo wir den Kampf um die Dardanellen spielten. Abends machten wir eine Nachtfahrt nach der Heide. --- DIE STEINHÄUSERS.“



*Dr. Wilhelm Flörke im Zweiten Weltkrieg in Gießen im Sommer 1940
(Foto: Hermann Axt, Gießen 1940)*

In Heft 1 des 8. Jahrgangs 1919 der Zeitschrift „Wandervogel in Hessen und am Rhein“ ist Albrecht Steinhäuser in der Ostanlage 7 in Gießen als Geschäftsführer der Gießener Ortsgruppe des Wandervogels e.V. aufgeführt.²² Die Freundschaft zwischen Wilhelm Flörke und Albrecht Steinhäuser ging auf die gemeinsame Zeit im Gießener Wandervogel der Jahre 1912 bis 1921 zurück. Sie fand ihre Fortsetzung ein Vierteljahrhundert später im gemeinsamen Bemühen, um den Wiederaufbau der Gießener Höheren Schulen, die Schulreform zur Auflockerung der Oberstufe von Gymnasien und die Neugründung der Ortsgruppe Gießen des Deutschen Jugendherbergswerkes in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Am 14. Februar 1953 hielt die Gießener Ortsgruppe des DJH im Liebig-Realgymnasium ihre Jahreshauptversammlung ab. In den letzten beiden Jahren hatte sich die Mitgliederzahl wesentlich erhöht. Die Ausgabe von DJH-Ausweisen hatte sich gegenüber 1938 vervierfacht. Vorsitzender Dr. Albrecht Steinhäuser eröffnete die Jahresversammlung mit einem Bericht über die Entwicklung in den beiden vergangenen Jahren. Das bedeutendste Ereignis sei die Schaffung der Gießener Jugendherberge gewesen. Er dankte insbesondere Oberbürgermeister Dr. Engler für die unbürokratische Erledigung der Angelegenheit. ... Nach der Eröffnung der Gießener Jugendherberge im Juli 1951 wurden hier während der Wandersaison 2600 Übernachtungen gezählt. Sie stiegen im letzten Jahr auf 4000 an. ... Stadtjugendpfleger Kegler führte aus, dass sich die städtische Jugendpflege für die Jugendherberge mitverantwortlich fühle und engsten Kontakt mit den Herbergseltern halte. Die Stadt bemühe sich ständig zu helfen, soweit es die Finanzen erlaubten. ... Bei der Vorstandswahl bat Dr. Steinhäuser, ihn seines Postens zu entbinden, weil er anderweitig stark in Anspruch genommen sei. Zum 1. Vorsitzenden wurde dann Ernst Klotz (CVJM) gewählt, zum zweiten Wolfgang Hölzer. Geschäftsführer Ludwig Vogel wurde in seinem Amt bestätigt. Als Beisitzer gehören dem Vorstand Stadtjugendpfleger Kegler, Dr. Steinhäuser und Karl Trechler an. In der Aussprache war man sich darüber einig, die Jugendherberge Gießen zu einem „guten Platz“ zu machen. Die vorgesehenen Erweiterungen sollen baldigst beendet sein, da in Zukunft auch mit einem stärkeren Ausländerverkehr zu rechnen sei. Schwedische und schweizerische Wandergruppen hätten sich bereits angemeldet. Studienrat Dr.

22 Wandervogel in Hessen und am Rhein, 8. Jahrgang 1919, Heft 1.

Müller erörterte das Jugendherbergswesen in Oberhessen. Namens des Hauptausschusses dankte er ebenfalls Oberbürgermeister Dr. Engler, sowie Oberstudiendirektor Dr. Flörke, der seinerzeit die Jugendherberge auf der Hardtterrasse geschaffen habe und der „oberhessische Vater der Jugendherbergen“ sei.²³

Über das Schicksal der ersten Jugendherberge auf dem Hoherodskopf nach dem Zweiten Weltkrieg und die Zerstörung der Jugendherberge auf der Herchenhainer Höhe im Krieg berichtete Dr. Wilhelm Flörke im Gießener Anzeiger vom 12.10.1954 unter der Überschrift: „Neue Jugendherberge auf dem Hoherodskopf.“ Zitat²⁴: „Auf dem Hoherodskopf entsteht eine neue Jugendherberge, deren Richtfest noch bevorsteht. Fast genau 30 Jahre ist es her, dass auf dem Gipfel des Berges die erste Hoherodskopf-Jugendherberge entstand. Das neue Haus wird viel größer und geräumiger sein. Es ist für rund 100 Betten berechnet und soll so eingerichtet werden, dass Gruppen, die es zu längerem Aufenthalt benutzen, getrennt von dem Wanderbetrieb unterzubringen sind. Besondere Bedeutung kommt der neuen Bleibe für den Wintersport zu. Die schilaulafende Jugend soll dort alle Einrichtungen vorfinden, die für diesen Sport notwendig sind. Aber noch wird geraume Zeit vergehen, ehe der Innenausbau vollendet ist und das Haus seiner Bestimmung dienen kann. Vor dreißig Jahren hatte sich die neugegründete Gießener Ortsgruppe des Jugendherbergsverbandes die Aufgabe gestellt, auf dem Hoherodskopf eine Herberge für die wandernde Jugend zu schaffen. ‚Bauet der Jugend ein Heim‘ hieß der Aufruf, der in Gießen zum ersten Mal am Jugendtag auf dem Trieb und bei einer Haussammlung die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit auf die Arbeit des Verbandes lenkte. Anfang Juli 1924 war es so weit. Die Pläne waren fertig; das Geld zum Ausbau war da; in langwierigen Verhandlungen mit staatlichen Stellen war die Erlaubnis erwirkt worden, das auf dem Hoherodskopf idyllisch gelegene sog. Schweizerhäuschen zur Herberge auszubauen. In der Kriegszeit (Anmerkung d. V.: gemeint sind die Kriegsjahre 1914 - 1918) war dem Gelände übel mitgespielt worden. Was nicht niet- und nagelfest war, hatte Liebhaber gefunden; umso schmucker erstand es neu. Die Bauzeit war keine reine Freude. Mitte Juli begann es zu regnen und es regnete bis Mitte September eigentlich

23 Gießener Freie Presse, 14./15. Februar 1953: Ausbau der Gießener Jugendherberge.

24 Dr. Wilhelm Flörke: „Neue Jugendherberge auf dem Hoherodskopf“, Gießener Anzeiger, 12. Oktober 1954.

24 Ebenda.

ohne Aufhören. Die dörflichen Handwerker hatten es gar nicht eilig, und Woche auf Woche verrann, ehe das Dach sich schloss, die neuen Fenster und Türen dem Wind und Nebel den Zutritt verwehrten. Schließlich musste noch Malermeister Ludwig Viehmann aus Klein-Linden zu Hilfe kommen, dessen Gesellen den Schreiner dann buchstäblich aus dem Haus pinselten. In den letzten Septembertagen ging es an das Einrichten. Am 10. Oktober 1924 zogen Gießener Jugendgruppen hinauf, schmückten das Haus mit buntem Herbstlaub und am 12. Oktober konnte es eingeweiht werden, während die Sonne lachte und bunte Lichter auf dem farbenfrohen herbstlichen Wald zauberte. Jahr um Jahr diente das Haus den jungen Gästen; etwa 1000 fanden jährlich in ihm eine freundliche Bleibe. Der Krieg (Anmerkung d. V.: gemeint sind die Kriegsjahre 1939 - 1945), der soviel zerstörte, hat auch das Häuschen auf dem Hoherodskopf als Opfer gefordert. Es sollte, weil eine Flugwache darin untergebracht war, auf Befehl der amerikanischen Stellen verschwinden. Den Bewohnern von Breungeshain wurde schließlich gestattet, den Abbruch vorzunehmen und das anfallende Material zu verwenden, was dann auch geschah. Auch die viel größere Jugendherberge auf der Herchenhainer Höhe, die im Jahre 1925 vom VHC gebaut und seinem Jugendwart zu Ehren ‚Vater-Bender-Heim‘ genannt war, fiel einem Luftangriff im ersten Teil des Zweiten Weltkrieges zum Opfer. Der Oberwald entbehrt seitdem eine Jugendherberge, was unsere Jungen besonders schmerzlich empfinden, wenn sie ihn im Winter zum Schilaufen aufsuchen wollen. Nun ist es bald soweit. Im nächsten Jahre wird wieder ein gastliches Haus unsere wanderfrohen Jungen und Mädels auf der Höhe des Oberwaldes zum Verweilen einladen.“ (Ende des Zitats)

Den gewaltsamen Abbruch der ersten Jugendherberge auf dem Hoherodskopf im Jahre 1945 hat Wilhelm Flörke als besonders schmerzlich empfunden. Die Fotografie der 1924 unter seinem Vorsitz von der Gießener Ortsgruppe des Jugendherbergswerkes geschaffenen Jugendherberge auf dem Hoherodskopf hing auf allen seinen Lebensstationen in Gießen (1924 - 1958), in Salem i. Baden (1958 - 1962), in Würzburg (1962 - 1966) und in Bad Nauheim (1966 - 1970) als Bild gerahmt an der Wand vor seinem Schreibtisch bis zu seinem Tod am 27. Januar 1970.

Gab es ein „Augusterlebnis“ 1914 in Gießen?

Olaf Hartung/Angela Krüger

Gab es überhaupt ein „Augusterlebnis“? Gab es den besonderen „Geist von 1914“, waren wirklich breite Volksmassen in Deutschland bei Kriegsausbruch in den letzten Julitagen und ersten Augustwochen des Jahres 1914 beseelt von patriotischer Kriegsbegeisterung und nationalem Zusammengehörigkeitsgefühl?¹ Diese Frage beschäftigt die Geschichtsforschung seit nunmehr mindestens 15 Jahren. Der bedeutende Historiker Thomas Nipperdey war 1993 noch überzeugt, dass es eine damals neu- und einzigartige nationale Gemeinschaftserfahrung gegeben haben muss, der sich kaum jemand hatte entziehen können, weder „die einfachen Leute, Bauern oder Arbeiter, und erst recht nicht die Bürger“, „Hunderttausende junge (und manchmal auch ältere) Leute“ haben sich damals freiwillig gemeldet, wurden Kriegsfreiwillige, über eine Million seien es allein im August 1914 gewesen. Das alles könne „keine patriotische Legende“ gewesen sein, lautete Nipperdeys bündiges Resümee.²

Nur zehn Jahre später sprachen Historiker davon, dass der Mythos,³ die deutsche Bevölkerung sei bei Kriegsausbruch von einer Welle der nationalen Begeisterung ergriffen worden, längst entlarvt sei.⁴ Die Presse titelte einen „Hammerschlag“, weil Historiker „die Legende von der Kriegsbegeisterung der Volksmassen im Herbst 1914“ widerlegt hätten.⁵ Vor allem jüngere Forscher, die sich vornehmlich den Kriegserfahrungen und Mentalitäten der Zeitgenossen zugewandt hatten, waren zu dem Ergebnis gekommen, dass – wenn überhaupt – von

1 Den Begriff „Augusterlebnis“ verwendeten bereits die Zeitgenossen, vgl. Jeffrey Verhey: Augusterlebnis, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumreich/Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie. Erster Weltkrieg, Paderborn 2003, S. 357-360.

2 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Machtstaat vor der Demokratie (Bd. 2), München 1993, S. 778 f.

3 Vgl. Wolfgang J. Mommsen: Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918 (= Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 17), Stuttgart 2002, S. 16.

4 Sven Oliver Müller: Die Nation als Waffe und Vorstellung. Nationalismus in Deutschland und Großbritannien im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2002, S. 56.

5 Jochen Bölsche: Der Kriegsausbruch. „Ein Hammerschlag...“, in: SPIEGEL special 1/2004 v. 30.03.2004, S. 32; Volker Ullrich bezeichnete „Die Legende vom Augusterlebnis“ bereits 1994 als entlarvt, in: DIE ZEIT Nr. 31, 29.7.1994, URL: <http://www.zeit.de/1994/31/Die-Legende-vom-Augusterlebnis> (25.02.2009).

einem „Augusterlebnis“ nur als inszeniertes Medienereignis⁶ oder als eine Konstruktionsleistung der nach sinnstiftenden Leitbildern suchenden Nachgeborenen gesprochen werden kann. Nachgeborene, denen die Vorstellung von der Überwindung der inneren Spaltung durch das spontane Handeln des Volkes, also von der Geburt der „ganzen“ Nation aus dem Volke selbst heraus, überaus gelegen kam.⁷ Die politische Instrumentalisierung dieser Idee habe bereits direkt nach Kriegsbeginn durch Kaiser und Reichsregierung eingesetzt, bald aber auch und immer umfassender durch das Militär.⁸ Eine ganz besondere Pflege erfuhr der Mythos dann während der Herrschaft der Nationalsozialisten.

Was war nun aber in den 1990er Jahren geschehen? Wie konnte das, was Historiker über Jahrzehnte als Wahrheit ansahen, innerhalb nur weniger Jahre als Mythos entlarvt werden? – Nun, es war die große Stunde der Lokal- und Regionalgeschichtsforschung. Seit Beginn der 1990er Jahre haben Historiker verstärkt Mikrostudien zu einzelnen Städten und Regionen durchgeführt⁹ und auf Basis zumeist akribischer

6 Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.

7 Müller: Die Nation als Waffe (wie Anm. 4), S. 58. Warum sich der „Mythos des Augusterlebnisses“ so lange halten können, führt S. O. Müller auf drei Gründe zurück: Zunächst die Konzentration der Forschung auf die Stimmung der in der Öffentlichkeit dominierenden bildungsbürgerlichen Eliten, von welchen hauptsächlich jene Stimmung ausging. Zweitens bot das „Augusterlebnis“ eine gute Erklärung für die Bildung des Nationalismus und schließlich drittens, schuf der Mythos seine eigene Realität dadurch, dass in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit immer wieder an die damalige Volksgemeinschaft appelliert wurde.

8 Michael Jeismann: Propaganda, in: Hirschfeld u.a.: Enzyklopädie (wie Anm. 1), S. 202.

9 Zu Trier: Peter Brommer: Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und seine Auswirkungen auf den Regierungsbezirk Trier im Jahr 1914, in: Kurtrierisches Jahrbuch 26 (1986); zur Saarregion: Rita Gehlen: Ein einzig Volk von Brüdern? Das „Augusterlebnis“ der Menschen an der Saar, in: „Als der Krieg über uns gekommen war ...“ Die Saarregion und der Erste Weltkrieg. Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloss, Saarbrücken 1993, S. 38-51; zu Darmstadt: Michael Stöcker: Augusterlebnis 1914 in Darmstadt. Legende und Wirklichkeit, Darmstadt 1994; zu Freiburg: Christian Geinitz: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft in Freiburg: eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998; zu Südbaden: Christian Geinitz/Uta Hinz: Das Augusterlebnis in Südbaden: Ambivalente Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit auf den Kriegsbeginn 1914, in: Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997, S. 20-35; zum ländlichen Augusterlebnis in Südbayern: Benjamin Ziemann: Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923, Essen 1997; zu Siegen und zum Siegerland: Christoph Pallaske/Jessica Siebeneich: Das „Augusterlebnis“ 1914 in Siegen und im Siegerland, in: Siegener Beiträge 5 (2000), S. 123-134; zu Lübeck: Arnd Reitemeier: Die Freie und Hansestadt Lübeck im August 1914. In: Zeitschrift des Ver-

Quellenforschungen nachgewiesen, dass man den zahlreichen veröffentlichten Bildern und Presseberichten über eine allgemeine nationalistische Hochstimmung misstrauen muss.¹⁰ Statt die Bilder mit den jubelnden Massen und flaggenbedeckten Plätzen, den patriotische Lieder singenden Menschen und den freudestrahlend marschierenden Soldaten für ‚bare Münze‘ zu nehmen, lehrten diese Studien, beim „Augusterlebnis“ zu differenzieren, und zwar in vielerlei Hinsicht: zwischen den veröffentlichten und den privaten Stimmungslagen, also einem „äußeren“ und einem „inneren Augusterlebnis“,¹¹ zwischen Männern und Frauen, Stadt und Land, Oberschicht, Mittelschicht, Arbeiterschaft¹² und Landbevölkerung¹³ sowie zwischen älterer und jüngerer Generation. Aber nicht nur nach sozialer und regionaler, sondern auch nach funktionaler Perspektive, wie z.B. nach der Zweckgebundenheit vieler Massenversammlungen, wurde nun unterschieden.¹⁴ Am Ende des fortgesetzten Differenzierungsprozesses hatte keine einheitliche Vorstellung mehr Bestand. Zwar nicht *ein* einziger „Hammerschlag“, wie *Der Spiegel* einst titelte, hatte den Mythos endlich zerstört, aber doch viele kleine ‚regionale‘ Hammerschläge.

eins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 84 (2004), S. 159-197; zu Schwerte: Alfred Hintz: „Wohl feuchtete sich manches Mutterauge“ – Augusterlebnis 1914 in Schwerte, in: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur 1 (2005), S. 64-67; zu Bergisch Gladbach: Stephen Schröder: Allgemeine Kriegsbegeisterung? Das „Augusterlebnis“ 1914 in regionalhistorischer Perspektive. Der Raum Bergisch Gladbach, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 71 (2007), S. 196-230; zu Münster: Kristina Thies: Das Augusterlebnis in Münster im Spiegel der Kriegschronik Eduard Schultes, in: Die „Urkatastrophe“ als Erinnerung – Geschichtskultur des Ersten Weltkriegs, Münster 2006, S. 99-132; zu Mannheim: Franz Thanbichler: Julikrise und Augusterlebnis 1914 im Raum Mannheim. Eine Studie zur Entwicklungsdynamik politischer Öffentlichkeit (aktuelle Univ.-Diss. Mannheim).

- 10 Vgl. Wolfgang Piereth: „Augusterlebnis“ 1914. Eine Frage der Quellen, in: Praxis Geschichte 3 (2007), S. 16.
- 11 Stöcker: Augusterlebnis (wie Anm. 9), S. 119.
- 12 Zur Arbeiterschaft: Volker Ullrich: Kriegsalltag und deutsche Arbeiterschaft 1914-1918, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 43 (1992) H. 4, S. 220-231; Jürgen Rojahn: Arbeiterbewegung und Kriegsbegeisterung: Die deutsche Sozialdemokratie 1870-1914, in: Marcel van der Linden/Gottfried Mergner (Hg.): Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung, Berlin 1991, S. 57-71.
- 13 Zur Landbevölkerung: Benjamin Ziemann: Zum ländlichen Augusterlebnis 1914 in Deutschland, in: Bedrich Löwenstein (Hg.): Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche, Pfaffenweiler 1992, S. 193-203.
- 14 Vgl. Piereth: „Augusterlebnis“ 1914 (wie Anm. 10), S. 16.

Aber haben sie das wirklich? – Nein, Totgesagte leben länger! Es gab ein „Augusterlebnis“. Dafür gibt es zu viele Belege.¹⁵ Es gab die zunächst spontanen Manifestationen von Gefühlslagen in der besonderen Spannungssituation der Juli-Krise, die sich als Kriegserwartung und Kriegsfurcht besonders seit dem Österreichisch-Ungarischen Ultimatum an Serbien vom 25. Juli 1914 aufgebaut hatte. Nur war die damalige Situation überaus ambivalent, die unterschiedlichsten Gefühlslagen und Motive konnten in ein und derselben Person zum Vorschein kommen: das Bedürfnis nach Information, gesunde Neugierde, triebhafte Sensationslust, kindischer Übermut, patriotische Erweckerlebnisse, tiefe Ergriffenheit, weltgeschichtlicher Ernst, angespannte Nervosität, existenzielle Angst, aufgestaute Wut sowie Hass auf die vermeintlichen Angreifer. Welche Emotionen im einzelnen Menschen jeweils überwogen, hing nicht zuletzt von der jeweiligen persönlichen Disposition, dem sozialen Umfeld und der politischen Anschauung ab. Zugleich gilt es stets zu bedenken, dass die damalige Öffentlichkeit einer amtlich betriebenen (Des-)Informationspolitik und die Zeitungen seit dem 31. Juli der Zensur ausgesetzt waren.¹⁶ Mit beiden Maßnahmen sollte aber nicht zuletzt die erwünschte einheitliche patriotische Gesinnung und Kampfbereitschaft in der Bevölkerung überhaupt erst erzeugt bzw. sichergestellt werden.

Und Gießen? – In Gießen nichts Neues? Gab es hier ein „Augusterlebnis“, das den Namen verdient hätte, oder zumindest ein inszeniertes Medienereignis oder vielleicht eine nachträgliche Konstruktion dieser Art, oder aber von allem etwas? Lassen sich die bisherigen Ergebnisse der historischen Forschung auch auf Gießen übertragen? – Die Lokalforschung schweigt sich hierzu aus, was vermutlich nicht zuletzt an der schwierigen Quellenlage liegt. Hier scheint es geboten, einen Anfang zu machen und die lokalen Zeitungen unter der Fragestellung zu durchforsten, welche Informationen sie zur Ereignisebene und zu den Stimmungslagen in der Gießener Bevölkerung enthalten.

15 Gunther Mai: 1. August 1914: Gab es ein Augusterlebnis? in: Tage deutscher Geschichte. München 2004, S. 177-194, hier S. 180.

16 Vgl. Verhey: Der „Geist von 1914“ (wie Anm. 6), S. 39, eingeführt wurde die Zensur am 31.7.1914.

Im Jahre 1914 gab es in Gießen zwei wichtige Presseerzeugnisse: den Gießener Anzeiger und die Oberhessische Volkszeitung.¹⁷ Da der Anzeiger eher dem bürgerlich-konservativen Lager, die Volkszeitung der Sozialdemokratie zugerechnet werden darf, haben wir immerhin zwei politisch unterschiedlich gefärbte Perspektiven auf die Ereignisse. So weit, so gut. Aber dann fangen die methodischen Probleme auch schon an: Die Presseinhalte bilden bekanntlich nicht die Wirklichkeit als solche ab, sondern erzeugen vielmehr eine ganz eigene „Medienrealität“.¹⁸ Nicht nur, dass die Berichterstattung standortgebunden erfolgte, auch waren die Zeitungen selbst wieder Objekt einer staatlicherseits betriebenen Meinungslenkung. Für die Zeit nach Kriegsausbruch sind zudem die amtlich verhängte Pressezensur bzw. die durch die Angst vor eben dieser hervorgerufene Selbstzensur¹⁹ in Rechnung zu stellen, was unter anderem erklären hilft, warum die Zeitungsinhalte nach dem 31. Juli häufig nach offizieller Verlautbarung klingen. Ferner besteht noch das Problem, dass die Blätter weniger über die hiesigen Verhältnisse, als über die Ereignisse in anderen Städten berichten, allen voran über die Geschehnisse im politischen und kulturellen Zentrum Berlin. Diese Berichte wurden in der Regel auch nicht von den eigenen Redaktionen verfasst, sondern zumeist von Nachrichtendiensten, anderen Zeitungen bzw. von der zentralen Pressestelle der SPD übernommen. Und die wenigen selbst verfassten Artikel mit einem regionalen oder lokalen Bezug geben keineswegs immer Auskunft zu der hier interessierenden Fragestellung.

Wer also etwas über die tatsächlichen Gießener Verhältnisse im August des Jahres 1914 herausbekommen möchte, muss nicht selten ‚zwischen den Zeilen‘ lesen und auch oder gerade das bedenken, was nicht in den Zeitungen steht. Und selbst dann besteht immer noch das analytische Problem mit der inhaltlichen Bestimmung des Phänomens „Augusterlebnis“: Wie soll man naive Kriegsbegeisterung, nationale Pflichterfüllung oder Schicksalsergebenheit voneinander trennen?²⁰ Auch die zeitgenössischen Verfasser der Zeitungsberichte konnten nicht in die

17 Leider sind die Ausgaben der Volkszeitung erst ab dem 12. August 1914 überliefert, vgl. Hermann Schüling: Verzeichnis der bis zum Jahre 1979 in Gießen erschienenen Zeitungen, Gießen 1983, S. 28.

18 Zur „Medienrealität“ vgl. Bernhard Rosenberger: Schreiben für Kaiser und Vaterland?, in: Siegfried Quandt/ Ernst Schichtel (Hg.): Die Rolle der Presse beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs, S. 15-30, hier S. 17 f.

19 Vgl. Jeismann: Propaganda (wie Anm. 8), S. 203.

20 Vgl. Mai: August 1914 (wie Anm. 15), S. 182.

Köpfe der Menschen hineinsehen. Hier geben private Selbstzeugnisse von Zeitgenossen oft mehr Auskunft, sofern sie denn wie die beiden folgenden überliefert sind.

„Ich eilte am Nachmittag [des 1.8.1914] nach Gießen, wo sich eine tausendköpfige Volksmenge in der Schulstraße vor dem Postgebäude und dem Anzeiger bewegte. Da, zwölf Minuten nach sechs Uhr, brachte der Draht die Nachricht „Mobil“. Alles hatte den Atem angehalten, mit Blitzesschnelle läuft die Kunde von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Der Sonntag bricht heran. Kaum erwacht, kommt es zum Bewußtsein: Es gibt Krieg. Man erhebt sich, geht umher wie in einem bösen Traum. Es ist, als könnten wir es nicht fassen, das Ungeheure, das Entsetzliche, das nun im Begriff ist, zur Tatsache zu werden. Krieg!“²¹

Dieses Zitat aus der Feder eines Dorflehrers wurde zwar nur sekundär überliefert, nämlich als Teil eines rückschauenden Artikels im Anzeiger des Jahres 1982. Der verschlungene Überlieferungsweg tut jedoch der Glaubwürdigkeit der Aufzeichnung keinen Abbruch. In Gießen versammelte sich am Samstagabend des 1. August 1914 eine größere Menschenmenge, die auf Nachrichten über die kurz bevorstehende Mobilmachung wartete. Den Menschen war klar, dass die deutsche Mobilmachung Krieg bedeutete. Eine freudige Kriegserwartung unter den Versammelten konstatiert der Chronist allerdings nicht. Er selbst (ein Lehrer und kein Arbeiter) spricht vom Krieg als etwas Ungeheures und Entsetzliches, als einen bösen Traum.

Überliefert ist ferner der Brief eines Offizier-Stellvertreters vom 10. August 1914, dessen Kompanie einige Tage zuvor feierlich in Gießen verabschiedet wurde:

„Liebe Eltern!

Den letzten Tag in Giessen verbrachte ich noch mit Einkaufen [...]. Nach einem herzlichen Abschied vom Schwesterheim trat ich zu meinen Soldaten und marschierte mit der Kompagnie zum Realgymnasium, wo das Bataillon sich traf und der Major eine kernige Ansprache hielt. Er verlas den Aufruf von S. M. und die Stiftung des Eisernen

21 Zit. n. Giessener Anzeiger (im Folgenden: GA) v. 30.12.1982.

Kreuzes. Er dankte der Giessener Bevölkerung für die freundliche Aufnahme und schloß: ‚Ran an den Feind, Koste es was es wolle, Laden und Sichern‘. Nach dieser etwas t[h]eatralischen Operation gingen wir unter großer Begeisterung der Bevölkerung nach dem Bahnhof, wo wir um 9.45 abds. verladen wurden. Bestimmungsort unbekannt. Zuerst hielten wir in Friedberg, wo uns auf dem Bahnhof liebe und schöne Mädchen Erfrischungen anboten. [...]‘²²

Auch dieser Bericht scheint glaubwürdig, bewahrt doch der Offizier eine gewisse Distanz zu dem als übertrieben wahrgenommenen Pathos des Majors. Eher nebenbei erwähnt der Briefschreiber die große Begeisterung der Gießener bei der Truppenverabschiedung und die Erfrischungen reichenden Mädchen in Friedberg. Ein Teil der Gießener Bevölkerung befand sich demnach in der Woche vom 3. bis 10. August auf den Straßen, um die Truppen zu verabschieden. Doch winkende Menschengespinnste allein sind noch kein Beleg für Kriegsbegeisterung. Schließlich konnte es sich hierbei – ähnlich dem bekannten ‚Pfeifen im Walde‘ – um einen überlauten kollektiven Abschied handeln, der den in den Krieg ziehenden Soldaten und ihren Angehörigen in erster Linie Mut zusprechen sollte.²³ Auf ein solches Motiv lässt ein im Anzeiger abgedruckter Beitrag eines Lesers schließen, der eine ihren Sohn verabschiedende Mutter beobachtet hat:

„[...] Als die Mannschaft heranrückte [...], blitzte es auf in ihren [der Mutter] Zügen, und zwischen ihr und ihrem Sohne [gab es] ein Austausch herzlichen Grüßens, ein Blick des Segens von der mütterlichen, ein Leuchten der Zuversicht von Seiten des Sohnes, und fest stand die alte Mutter, bis der ganze Zug vorüber [...] war. Dann glitt sie auf den Rasen bedeckte mit der Hand die Augen, und die Tränen flossen.“²⁴

Diese Schilderung war erkennbar nicht kriegskritisch gemeint. Im Gegenteil! Nicht Kriegsverweigerung, sondern Tapferkeit und aufopfernde Pflichterfüllung war die Folgerung, die der Schreiber aus dem

22 Brief von Franz Wilhelm Ochs an seine Eltern v. 10.8.1914, in: Digitales Archiv Hessen Darmstadt, 1. Weltkrieg: „Mein liebes Muttchen!“, Feldpost Darmstädter Soldaten, <http://www.digada.de/wk1/kap1/franzochs.htm> (15.5.2009).

23 Vgl. Stöcker: Augusterlebnis (wie Anm. 9), S. 119.

24 GA v. 11.8.1914, 1. Blatt, S. 2 f.: „Der Geist der alten Chatten“.

Beobachteten zog: „So recht, du tapferes Mutterherz! Festgestanden, Zuversicht in Blick und Haltung, damit der Sohn nicht gelähmt wird durch die Erinnerung an den bitteren Mutterschmerz.“²⁵ – Wirklicher Enthusiasmus sieht anders aus.

So viel zu den Berichten Einzelner. Was stand nun aber in den redaktionellen Teilen der Zeitungen? Beginnen wir mit dem Gießener Anzeiger. Dort verbreitete man den Eindruck einer allgemeinen Begeisterung mit Berichten über große Massenaufläufe und jubelnde Menschenmengen – die allerdings nicht in Gießen, sondern in Berlin und anderen großen Städten stattfanden. Für Gießen und Umgebung erwähnt der Anzeiger solche Menschaufläufe hingegen nicht. Über die Heimat heißt es in einem Leitartikel vom 3. August nur ganz unkonkret, dass auch die Gießener vom patriotischen Geist beseelt wären und die „Größe der Stunde und die Forderungen der Zeit“²⁶ fühlen würden. Alle wären bereit, ihren Teil zu einem deutschen Sieg beizutragen.²⁷

Solche, die nationale Einigkeit herbeiredenden Formulierungen standen am 3. August aber nicht nur im Gießener Anzeiger, sondern reichsweit in vielen Zeitungen. Das hatte einen besonderen Grund: Am folgenden Tag sollte im Reichstag über die Bewilligung der Kriegskredite abgestimmt werden, wobei man noch nicht genau wusste, ob auch die sozialdemokratische Fraktion ihre Zustimmung zu den Gesetzesvorlagen geben würde. „Die Forderungen der Zeit“ waren also auch und gerade an die Wähler der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten adressiert, die auf ihre Vertreter im Sinne einer Bewilligung der Kriegsanleihen Einfluss nehmen sollten. Einem Angriffskrieg hätten aber die sich bis dahin prinzipiell internationalistisch und pazifistisch gerierenden Sozialdemokraten kaum zugestimmt. Insofern zielte die sich auch in der lokalen Presse widerspiegelnde Informationspolitik der Reichsregierung nicht zuletzt darauf ab, in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, dass das deutsche Kaiserreich einen aufgezwungenen Verteidigungskrieg führen müsste. Gerade die ständigen Unschuldsbehauptungen seitens des Kaisers und der Regierung sowie die Parole vom aufgezwungenen deutschen Verteidigungskrieg sollten dazu beitragen, dass sich die Bevölkerung loyal hinter die Reichsführung stellte und die Mobilisierung des gesamten Reiches reibungslos von statten

25 Ebd.

26 Ebd. v. 3.8.1914, 2. Blatt, S. 1.

27 Vgl. ebd.

gehen konnte. Die Taktik der Regierung ging bekanntlich auf und führte zu weitgreifender Loyalität innerhalb aller Bevölkerungsschichten.²⁸

Der Gießener Anzeiger beteiligte sich – bewusst oder unbewusst – an dieser (Des-)Informationspolitik, indem er kritiklos Berichte abdruckte, die die angebliche Friedensliebe der deutschen Reichsleitung beteuerten und auf deren andauernde Friedensbemühungen verwiesen.²⁹ So titelte das Blatt noch am 28. Juli hoffnungsfroh „Bessere Aussichten für den Frieden“³⁰ und meldete kurz darauf unter der Überschrift „Bitten um Frieden“, dass verschiedene Gesuche an den Deutschen Kaiser ergangen seien, den Konflikt doch noch friedlich zu lösen.³¹ Und selbst am 31. Juli hieß es noch, es werde „keine deutsche Mobilmachung“ geben, die deutsche Regierung sei vielmehr um „Versöhnung bemüht“.³² Als der Krieg dann einen Tag später zur Tatsache geworden war, veröffentlichte der Anzeiger eine Rede des Gießener Oberbürgermeisters, der ebenfalls die deutsche Unschuld am beginnenden Krieg beteuerte und als Beleg die kaiserlichen Friedensbemühungen erwähnte: Das deutsche Volk sei zum Kampf gezwungen worden und könne mit gutem Gewissen diesen Krieg führen. Alle Gießener seien aufgerufen, die deutschen Kulturgüter und den Bestand des Deutschen Reiches zu verteidigen.³³

Die Tatsache, dass der Anzeiger der Bevölkerung bis zuletzt Hoffnung auf Erhalt des Friedens gemacht hat und selbst nach Kriegsausbruch noch die vermeintliche Friedensliebe der eigenen Regierung beteuerte, deutet weniger auf eine allgemeine Kriegsbegeisterung, als auf eine verbreitete Kriegsfurcht. Das deckt sich auch mit der Schilderung, die im Anzeiger am 30. Juli unter der Überschrift „Ja, ja, – der Krieg!“ nachzulesen war:

„Eine solche Aufregung, wie sie augenblicklich unter den Leuten in der Stadt und besonders auf dem Lande vorherrscht, hat man seit langer Zeit nicht wahrnehmen können. Die Genossenschaftskrisen, Mißernten und andere Aus-

28 Vgl. Mommsen: Die Urkatastrophe (wie Anm. 3), S. 36 f.

29 GA v. 31.7.1914, 1. Blatt, S. 1.

30 Ebd. v. 28.7.1914, 2. Blatt, S. 1.

31 Vgl. ebd. v. 30.7.1914, 1. Blatt, S. 2.

32 Ebd. v. 31.7.1914, 1. Blatt, S. 1.

33 Vgl. ebd. v. 3.8.1914, 3. Blatt, S. 1.

wüchse unseres unglückseligen Zeitenlaufes haben die Leute lange nicht so in Schrecken versetzt, wie es nunmehr die in das Volk hineingetragenen [...] Meldungen über den Krieg [...] vermögen. Wenn Extrablätter angeschlagen oder verteilt werden, dann bilden sich gleich große Gruppen und fieberhaft rollen die Augen über fettgedruckten Zeilen. [...].³⁴

Aber nicht nur die allgemeine Kriegsfurcht war unmittelbar vor Kriegsausbruch noch Thema in der Presse. Der Anzeiger informierte sogar über eine gut besuchte Protestveranstaltung gegen den Krieg, die die Gießener Sozialdemokraten noch am 29. Juli im Café Leib abgehalten hatten: Der extra aus Berlin angereiste gebürtige Gießener Schriftsteller Simon Katzenstein hatte dabei vehement die „Kriegstreiber“ angeprangert, „die mit mehr Eifer als politischer Reife den Kampf der Deutschen gegen das Slawentum predigen“.³⁵ Und wem die Sozialdemokraten die Schuld an der Eskalation des Serbien-Konflikts gaben, schrieb die bürgerliche Zeitung auch: der österreichisch-ungarischen Regierung wegen ihrer aggressiven Balkanpolitik und ihres „Rasseln mit dem deutschen Säbel“. Auch die auf der Versammlung verabschiedete Resolution gegen den Krieg und Katzensteins Erklärung, es sei die Pflicht eines jeden Sozialdemokraten, der Gefahr eines allgemeinen Krieges entgegenzuarbeiten [...] und „die Schrecken eines Weltkrieges“ zu verhindern, druckte die Zeitung am 30. Juli noch ab.³⁶

Die Veröffentlichung friedensgesinnter bzw. kriegsfeindlicher Stimmen endete jedoch schlagartig mit Ausbruch des Krieges. Auch das hatte seinen überregionalen Grund. Bis zur russischen Generalmobilmachung kamen der Reichsleitung die damals im gesamten Reich veranstalteten Friedenskundgebungen der SPD noch überaus gelegen, weil sie als Indiz für die vermeintliche deutsche Friedensliebe angeführt werden konnten.³⁷ Die Regierung wollte nämlich um jeden Preis verhindern,

34 Ebd. v. 30.7.1914, 2. Blatt, S. 2.

35 Ebd. v. 30.7.1914, 1. Blatt, S. 3.

36 Ebd.

37 Siehe zu den Gesprächen, die die damalige Reichsleitung mit Vertretern der SPD geführt hat: Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914 bis 1918, in Verbindung mit Erich Matthias bearb. von Susanne Miller, Düsseldorf 1966, S. 5 f.; allgemein zum Problemkomplex der Sozialdemokratie als Objekt in der Politik der damaligen Reichsregierung: Dieter Groh: Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Berlin 1973.

dass dem Deutschen Kaiserreich „das Odium“ anhaftete, „einen Weltkrieg verschuldet zu haben“.³⁸ Als Russland sich dann aber mit der offiziellen Verkündung seiner Mobilmachung ‚als erster‘ ins Unrecht gesetzt hatte und Deutschland den Belagerungszustand ausrufen konnte, waren die Kriegswürfel definitiv gefallen. Nun benötigte man in Berlin keine Beweise mehr für die vermeintliche eigene Friedensliebe, sondern ein kampfbereites Volk.

Berichte über die SPD findet man im Anzeiger erst wieder, nachdem die sozialdemokratische Reichstagsfraktion am 4. August den Kriegskrediten – für viele Zeitgenossen völlig überraschend – zugestimmt hatte. Euphorisch verglich das Blatt die Tat mit einem großen Wunder, das der Krieg hervorgebracht habe: Die Sozialdemokraten hätten zwar bisher in der Innenpolitik oft Schwierigkeiten gemacht, nun aber ihre Theorien über Bord geworfen und würden Mann für Mann mitziehen.³⁹ Die Reichsregierung versuchte das der Öffentlichkeit als den so dringend benötigten Beweis für die nun angeblich alle Schichten durchziehende Einheit der Nation zu verkaufen.⁴⁰ Und die bürgerliche Presse schien nur allzu gern an die neue klassenübergreifende Eintracht zu glauben.

Seit Kriegsbeginn verfolgte die patriotisch gesinnte Presse dann auch vor allem das Ziel, die nationale Geschlossenheit der Deutschen gleichzeitig herbeizureden und zu beweisen.⁴¹ Der Anzeiger bot seinen Lesern nunmehr gehäuft Meldungen über Manifestationen des neuen Gemeinschaftsgeistes, wie etwa die beschwörenden Worte, die der damalige Gießener Universitäts-Rektor Samuel Adalbert Eck den „ins Feld“ ziehenden Hochschulangehörigen auf einer akademischen Abschiedsfeier zugerufen hatte: Alle Gedanken der Deutschen seien jetzt

38 So lautete die damalige Leitlinie des deutschen Reichskanzler Bethmann Hollweg, zit. n. Hans-Ullrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der „deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, München 1995, S. 1164.

39 GA v. 6.8.1914, 1. Blatt, S. 1.; ebd. v. 20.8.1914, 1. Blatt, S. 2.

40 Der oftmals angeführten Behauptung, dass der ‚Burgfrieden‘ der SPD vom 4. August für die Unterstützung des Krieges durch die Arbeiterschaft repräsentativ gewesen sei, widerspricht Wolfgang Kruse: Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1993.

41 GA v. 6.8.1914, 1. Blatt, S. 1: „Es wird uns von Tag zu Tag lebendiger bewusst, wie herrlich das deutsche Volk in der Stunde der Gefahr zusammengeschmiedet worden ist.“; „Die ganze deutsche Presse spiegelt nach Englands Kriegserklärung die wachsende Entschlossenheit, Einmütigkeit und Begeisterung des deutschen Volkes wieder.“

einhellig beieinander, die Schicksalsjahre hätten alle Deutschen gleich gemacht. Die Eigentümlichkeit des deutschen Volkes sei es, sich gerade in schweren Stunden brüderlich zusammenzuschließen.⁴² Im Anschluss an die Rede sangen die Anwesenden patriotische Lieder, und der Aufruf des liberal gesinnten Theologen Eck,⁴³ das Regiment von der Aula bis zur Kaserne durch die Stadt zu begleiten, fand jubelnde Zustimmung.

Ebenfalls die innere Front sicherstellen sollten die zahlreichen Unterstützungsaufrufe: So findet man im Anzeiger neben Appellen des Verbandes mitteldeutscher Industrieller zur Unterstützung bedürftiger Arbeiterfamilien⁴⁴ auch jede Menge Aufforderungen zur Teilnahme an Ernteeinsätzen⁴⁵ und anderen sozialen Diensten.⁴⁶ Speziell Frauen waren aufgerufen das Rote Kreuz zu unterstützen, was den Zeitungsberichten zufolge eine größere Anzahl der Gießener Frauen auch getan hat.⁴⁷ Der Oberbürgermeister erklärte es zur ersten Pflicht eines jeden Gießeners, „für das Wohl der mobilen Truppen“ Sorge zu tragen.⁴⁸ Das bezog sich vor allem auf die ‚patriotische Bürgerpflicht‘, den durchziehenden Soldaten vorübergehend in Privathäusern Quartier zu geben. Die Versuche mancher Gießener, sich dieser Pflicht zu entziehen,⁴⁹ lassen jedoch vermuten, dass es um die allseits beschworene solidarische Opferbereitschaft nicht immer zum Besten gestanden hat.

Um die Bevölkerung in die gewünschte Kriegsstimmung zu versetzen, griffen die Behörden zu fragwürdigen Mitteln: Wie andernorts ver-

42 Ebd. v. 11.8.1914, 1. Blatt, S. 2 f.

43 Biografische Daten zu Samuel Adalbert Eck in: Friedrich Wilhelm Graf (Hg.): Rezensionen und Kritiken (1901-1914). Von Ernst Troeltsch, Friedrich Wilhelm Graf, Gabriele von Bassermann-Jordan, Berlin/New York 2004, S. 815.

44 GA v. 5.8.1914, 2. Blatt, S. 2.

45 Ebd., S. 1.

46 Ebd. v. 3.8.1914, 1. Blatt, S. 3.

47 Ebd. v. 14.8.1914, 1. Blatt, S. 3.

48 Ebd. v. 3.8.1914, 3. Blatt, S. 1.

49 Siehe die Leserbriefe in ebd. v. 6.8.1914: „[...] Aber leider hat die Erfahrung gelehrt, daß Frauen, die an öffentlicher Stelle hilfsbereit sind, sich geradezu vor der Einquartierung drücken oder sie auf dem Speicher in engen Dachkammern placieren, und dies geschieht bei besseren vermittelten Leuten.“; „[...] Was müssen die Männer empfinden, die Haus und Hof, Stellung, Geschäft, Weib und Kind, Vater oder Mutter verlassen, in Gießen eine Nacht in irgendeiner Familie einquartiert werden sollen und ihnen die Tür gewiesen wird? Es ist tatsächlich vorgekommen, ich kann mit Namen aufwarten.“; „[...] Wir sind jetzt alle gleich und müssen begeistert für die heilige ernste Sache in jeder Hinsicht helfen und stützen. Deshalb empfänget die Einquartierung als liebsten Gast, nicht etwa als Störenfriede.“

suchten interessierte Personen auch in Gießen den Hass auf die Feinde zu schüren, indem sie so genannte ‚Tartarenmeldungen‘ über mutmaßliche im Land aktive Spione, Saboteure und Brunnenvergifter lancierten. Auch daran beteiligte sich die lokale Presse:

„Wie aus der Bekanntmachung des Oberbürgermeisters hervorgeht, soll von russischer Hand das Wasser der Lahn und Wieseck vergiftet sein, wenigstens liegt ein dringender Verdacht hierfür vor.“⁵⁰

Die Bevölkerung reagierte auf solche Meldungen⁵¹ mit panikartigen Aktivitäten, die bald die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Kriegsfähigkeit des Landes gefährdeten: Unschuldige Menschen wurden als vermeintliche Agenten verfolgt und angegriffen, Automobilisten gerieten unter Generalverdacht und wurden von selbst berufenen Spionejägern zum Anhalten gezwungen.⁵² Einige meinten, der Krieg würde bedeuten, bisher bestehende geschäftliche Verpflichtungen nicht mehr ernst nehmen und keine Steuern mehr entrichten zu müssen.⁵³ Wie andernorts kam es auch in Gießen zu panischen Vorratskäufen,⁵⁴ Preiswucher⁵⁵ und Kontorräumungen.⁵⁶ Das Alles deutet jedoch eher auf ein verbreitetes Gefühl der Verunsicherung und Besorg-

50 GA v. 3.8.1914, 1. Blatt, S. 1: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“

51 Ebd. v. 5.8.1914, 1. Blatt, S. 2, „Dringende Warnung“: „Wir sind von Spionen umgeben. Sei jeder auf seiner Hut.“; vgl. auch Verhey: „Geist von 1914“ (wie Anm. 6), S. 130-135.

52 Oberhessische Volkszeitung (OVZ) v. 12.7.1914, S. 4, „Lasst die Autos in Ruhe“. Das Blatt berichtet von und warnt zugleich vor Aktionen, bei denen mutwillig Automobile von Militärs angehalten und deren Insassen bedroht wurden, da man sie für vermeintliche Spione hielt. Oder die Zeitung korrigierte den „Irrtum“, dass im Krieg Steuerermäßigungen gewährt würden; vgl. auch GA v. 10.8.1914, 1. Blatt, S. 2: „Haltet keine Automobile mehr an“.

53 Ebd. v. 14.8.1914, S. 3: „Von der Handelskammer“: „Der Ausbruch des Krieges hat in allen Schichten der Bevölkerung eine derartige Verwirrung hervorgerufen, daß es dringend notwendig erscheint mit allem Nachdruck immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Krieg an der Pflicht zur Erfüllung vorher übernommener privatrechtlicher und öffentlichrechtlicher Verpflichtungen nichts ändert“.

54 GA v. 3.8.1914, 3. Blatt, S. 1: „Die erwartete Mobilmachung und deren Folgen“; vgl. auch ebd. v. 1.8.1914, 1. Blatt, S. 3: „Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln“ sowie ebd. v. 3.8.1914, 3. Blatt, S. 1: „Eine Stadtverordnetensitzung über Maßnahmen aus Anlaß des Kriegsausbruches“.

55 OVZ v. 12.8.1914: „Das nachstehende Reichsgesetz mache ich hierdurch mit dem Anfügen bekannt, daß ich bei berechtigten Klagen über ungerechtfertigte Preissteigerungen für den Bezirk der Stadt Gießen die Höchstpreise festsetzen werde.“

56 GA v. 3.8.1914, 3. Blatt, S. 1: „Eine Stadtverordnetensitzung“; vgl. auch Verhey: „Geist von 1914“ (wie Anm. 6), S. 86-93, 155-167.

nis bis hin zu Existenzängsten, als auf eine euphorische Kriegsbegeisterung. Die Obrigkeit musste sich jedenfalls schon bald darum bemühen, den selbst herbei gerufenen panischen Geist und dessen Auswüchse wieder einzufangen.⁵⁷ Bereits am 4. August wurden „Ansammlungen von Personen auf öffentlichen Wegen, Straßen und Plätzen“ in Gießen offiziell verboten.⁵⁸

Auch nach Kriegsausbruch konnte man im Anzeiger noch das eine oder andere über die kriegsbedingten Sorgen, Ängste und Nöte der Menschen erfahren. So veröffentlichte das Blatt den Bericht eines Gießener Bürgers über trauernde Mütter und ernste Soldaten, die mit Nervosität ins Ungewisse gezogen seien und sich Szenen des ungewissen Abschieds und Momente der Trauer geliefert haben. Derartige Stimmungsberichte wurden jedoch fast immer von patriotischen Aufrufen gefolgt, die auf das eine große Ziel verwiesen, das Vaterland zu verteidigen und zu erhalten.⁵⁹ So auch im Falle des eben zitierten Bürgers: Persönliche Interessen seien nunmehr dem Gesamtvolk unterzuordnen und vaterländische Treue unverzichtbar. Man sei sich allen Ernstes bewusst und hätte einen eisernen Willen, „unerschrocken und mit Gottvertrauen in den Feind, so muss und wird es uns glücken“. ⁶⁰ Oder: Das Hessenvolk sei „groß und tapfer in Gefahr, fest und entschlossen, das Äußerste zu wagen und treu seinen Mann stehn“. ⁶¹

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Gießener Anzeiger seit Kriegsbeginn seine Rolle nicht mehr so sehr als neutraler Chronist, sondern als Organ zur Beeinflussung der Bevölkerung im erwünschten patriotischen Sinne verstand. Hatte sich die Zeitung bis zum 31. Juli noch insofern pluralistisch gegeben, als sie auch Meinungen gegen den Krieg veröffentlichte, verstummten diese Stimmen mit Ausbruch des Krieges schlagartig. Das (selbst-)zensierte Blatt⁶² erfüllte nunmehr einen national-patriotischen Erziehungsauftrag, der so auch mehr oder

57 GA v. 8.8.1914, 1. Blatt, S. 2: „Eine dringende Mahnung der Heeresverwaltung an die Bevölkerung“; ebd. v. 5.8.1914, 1. Blatt, S. 2: „Keine Wasservergiftung“.

58 Ebd. v. 5. 8.1914, 1. Blatt, S. 1.

59 Ebd. v. 11.8.1914, 1. Blatt, S. 2 f.

60 Ebd.

61 Ebd.

62 Die mit Kriegsausbruch eintretende Pressezensur wurde vor allem zu Beginn des Krieges aufgrund mangelnder Organisation in der Praxis nicht immer effizient umgesetzt, vgl. Müller: Nation als Waffe (wie Anm. 4), S. 59 f.; vgl. Wilhelm Deist: Militär, Staat und Gesellschaft: Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte, München 1991, S. 156.

weniger deutlich in der Zeitung nachzulesen war: Aufgabe der deutschen Presse im Krieg sei es, „die wachsende Entschlossenheit, Einmütigkeit und Begeisterung des deutschen Volkes“ widerzuspiegeln.⁶³ Die Wahrung des sog. Burgfriedens geriet dem Anzeiger zur selbstverständlichen Pflicht:

„Der Kampf hat einzig und allein dem äußeren Feind zu gelten. Jede Pressestimme, die draußen als Zeugnis innerer Streitigkeiten aufgefasst werden kann, hat für unsere Gegner doppeltes Gewicht. Fallen in solcher Pressepolemik scharfe Worte, so nimmt das feindliche Ausland das zum Ausgang von neuen Lügen über deutsche Uneinigkeit. Es ist doch aber ganz selbstverständlich, dass kein Blatt in ganz Deutschland jetzt solche Waffen dem Feinde liefern will.“⁶⁴

„Das erste, was im Krieg stirbt, ist die Wahrheit“, könnte man mit Aischylos meinen. Doch die Oberhessische Volkszeitung hielt dagegen, zumindest behauptete sie das: Sie warb ausdrücklich damit, in Zeiten hochgehender Emotionen als einzige regionale Zeitung Objektivität zu wahren.⁶⁵ Glaubt man den Erklärungen ihrer Redakteure, hielt sich die Volkszeitung „von allen nationalistischen Überstiegenheiten ebenso fern“, „wie von den Schwindeleien und Aufschneidereien, mit denen in dieser Zeit das Publikum durch einen Teil der bürgerlichen Presse leider bedacht“ wurde.⁶⁶ All zu weit her mit der Objektivität war es allerdings auch in der sozialdemokratischen Presse nicht. Auch sie veröffentlichte die offiziellen, aber einseitigen Verlautbarungen („Amtliches über den Fall von Lüttich“), verkündete Durchhalteparolen („Standhalten“, „Tout va bien“) und druckte Feinddiffamierungen („Belgische Gräueltat“).⁶⁷ Eine prinzipiell kriegskritische Position, wie sie die SPD noch kurz vor Ausbruch des Krieges im ganzen Reich vertrat, bezog das Blatt nicht.

Über die Stimmungen in der Gießener Bevölkerung während der Hauptmobilmachungstage berichtete die Volkszeitung jedoch merklich distanzierter und weniger euphorisch als ihre bürgerliche Konkurrentin.

63 Vgl. GA v. 5.8.1914, 1. Blatt, S. 2; ebd. v. 6.8.1914, 1. Blatt, S. 1, 2. Blatt, S. 2.

64 Ebd. v. 21.8.1914, S. 2: „Keine Polemik und Quertreiberei“.

65 OVZ v. 12.8.1914, S. 3.: „[...] Gerade in der jetzigen Zeit, ist Objektivität im Interesse der Sache nötiger denn je! Die sozialdemokratische Presse wird diesem Grundsatz treu bleiben. Sie muß lesen, wer die Wahrheit liebt.“

66 Ebd.

67 Ebd., S. 1 f.

Unter dem Titel „Auf Wiedersehen!“ registrierte das Blatt am 12. August nicht nur die neuerliche Ruhe auf den Straßen und das Verstummen der patriotischen Gesänge, sondern stellte auch erleichtert fest, dass „das Toben fanatisierter Schreier“ und „verängstigter oder radaulustiger Spionenriecher“ endlich vorüber sei. Statt Begeisterung lasen die Redakteure der Volkszeitung „die Erwartung des ungeheuer drohenden Schicksals“, „das mit ehernen Schritten näher und näher“ rückte, in den starren Mienen der zurückgebliebenen Männer, Frauen und Mädchen. Die Gefühle der Menschen schilderte das Blatt als erfüllt von der Sorge um ihre Männer, Väter, Söhne und Genossen, da keiner wissen konnte, „ob alle die Menschen, mit denen [sie] Bande des Blutes oder der gleichen Ziele vereinten, wieder zurückkehren werden, wenn der Frieden kommen wird? [...]“.⁶⁸

Neben den Sorgen, die sich die Menschen um ihre Angehörigen machten, thematisierte die sozialdemokratische Zeitung zudem die wirtschaftlichen Entbehrungen und Notlagen, die der Krieg besonders für die einfachen Arbeiterfamilien, aber auch für den gewerblichen Mittelstand mit sich brachte:⁶⁹ Hunderttausende Familien sahen sich plötzlich ihres Ernährers beraubt und von Arbeitslosigkeit, Lohn- und Gehaltskürzungen oder fehlenden Aufträgen bedroht. Doch wie der Anzeiger pflegte auch die Volkszeitung solch negative Berichte für gewöhnlich mit mehr oder weniger pathetischen Parolen zu beenden, die die Einigkeit beschwören und den Durchhaltewillen befördern sollten:

„Wir wollen uns nicht schämen, wenn in dieser schweren Zeit auch unsere Augen unsern Schmerz verraten, aber nimmermehr soll die große Stunde uns schwach finden. Das Bewußtsein von der Notwendigkeit, daß wir siegen müssen, der Wille zum Siege und die große Not der Gegenwart wird ein Band sein, das uns nur fester zusammenhält: uns alle, die hinausgezogen zu Kampf und Tod, und die Zurückge-

68 Ebd., S. 3.

69 OVZ v. 12.8.1914, S. 3: „Der Krieg lastet schon schwer auf dem Wirtschaftsleben. Hunderttausende Ernährer von Familien sind ins Feld gerückt. Hunderttausende der Zurückgebliebenen werden arbeitslos oder arbeiten in verkürzter Arbeitszeit zu geringem Lohn. Hart getroffen ist auch der ganze gewerbliche Mittelstand – von der Nahrungsmittelbranche abgesehen – Handwerker, kleine und mittlere Fabrikanten und die Angehörigen der freien Berufe.“

bliebenen in Trauer und Schmerz – uns alle Männer und Frauen.⁷⁰

Hier ist ausdrücklich vom neuerlichen Zusammenhalt im Volke die Sprache, doch war es vor allem die Not, die die Menschen zusammenschweißte und nicht die Begeisterung. Wenn die Volkszeitung auch aufgrund ihres Glaubens an einen gerechten Verteidigungskrieg die Kriegspolitik der Reichsregierung nicht direkt kritisierte, so beanstandete sie zumindest die einseitige Darstellung einzelner kriegerischer Maßnahmen in anderen Zeitungen. Das Blatt verurteilte zum Beispiel die Doppelmoral, einerseits die Beschlagnahme zweier türkischer Kriegsschiffe durch England „als einen himmelschreienden Frevel“ hinzustellen, andererseits aber die Verletzung der Souveränitätsrechte neutraler Länder wie Belgien und Luxemburg durch Deutschland gutzuheißen. Die Volkszeitung warnte allgemein vor einer zu parteiischen Sicht auf die Dinge, „je nachdem, ob sie von uns oder unseren Feinden“ ausgingen, und forderte, „auch in dieser Zeit Objektivität“ zu wahren. Mahnend forderte sie, dass keiner für sich eine „Moral in Anspruch nehmen“ dürfe, die man den anderen nicht zugestehen wolle und die „Kriegsbegeisterten sollten nicht vergessen, daß dem Krieg eine Friedenszeit“ folgen werde.⁷¹ Die Ermahnung zur Objektivität indiziert jedoch ebenso wie die Berichte über die ‚fanatisierten Schreier‘ und patriotischen Gesänge, dass zumindest Teile der Bevölkerung kriegsbegeistert gewesen sein müssen. Die Existenz solcher Stimmungen wird sich also auch in Gießen nicht ganz in ‚mythologischer‘ Luft auflösen lassen.

Kritik übte das sozialdemokratische Blatt aber nicht nur an der Verwendung zweierlei moralischer Maßstäbe, sondern auch an den bald nach Kriegsausbruch einsetzenden Kriegszieldiskussionen, in denen Forderungen nach einer Annexion Belgiens laut wurden. Der dabei mitgelieferte Begründungszusammenhang gegen die Eroberung verblieb jedoch vollständig im Rahmen des beschworenen nationalen Einigkeitsgefühls, als dessen bessere Sachwalter sich nun die Sozialdemokraten verstanden: Sie argumentierten, dass die Forderungen nach einer Annexion Belgiens „der deutschen Sache und der notwendigen Einigkeit des deutschen Volkes“ nur schaden könnte. Zudem hätten die Sozialdemokraten dem Reich die Mittel nur bewilligt, „um Deutschland

70 Ebd.

71 Ebd. v. 14.8.1914, S. 1.

vor dem Zaren und seinen Verbündeten zu schützen“. Eine „Blankovollmacht“ für eine Eroberungspolitik hätten sie damit nicht ausgestellt.⁷² Ihre aktive Unterstützung der Reichsregierung rechtfertigte die SPD allein mit der vermeintlichen Notwendigkeit zur Abwehr der Landesfeinde:

„Die deutschen Arbeiter werden ihre Disziplin, ihren Mut, ihr Gemeingefühl zeigen auf den Schlachtfeldern. [...] Hurra schreien wir nicht, und der Krieg ist uns kein Taumel. Aber zäh und verbissen, in heiliger Notwehr, ringen wir mit dem Landesfeind.“⁷³

Über die Landesverteidigung hinausgehende Kriegsziele wie etwa die Annexion anderer Länder hätte das Gros der einfachen Parteimitglieder ganz sicher nicht gebilligt. Auch hier gilt: Kriegsbegeisterung sieht anders aus. Was in zahlreichen Artikeln der Volkszeitung jedoch zum Ausdruck kommt, ist das Bedürfnis der Partei nach nationaler Zugehörigkeit und einer Stärkung des Gemeinschaftsgefühls. Die einst als ‚vaterlandslose Gesellen‘ diffamierten Sozialdemokraten wollten nunmehr als der Nation zugehörig anerkannt werden. Das gilt besonders für die traditionell eher gemäßigten hessischen und süddeutschen Sozialdemokraten, denen man mehrheitlich getrost eine vaterländische Gesinnung nachsagen darf. In dieser Hinsicht gibt es sogar eine ‚glokale‘⁷⁴ Verbindung zwischen der ‚lokalen‘ Gießener und der ‚globalen‘ Berliner Politik, und zwar verkörpert in der Person des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Eduard David. Der ehemalige Krofdorfer Volksschüler und Gießener Abiturient und Student⁷⁵ war maßgeblich für die Entscheidung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion verantwortlich, den Kriegsgesetzvorlagen der Regierung am 4. August zuzustimmen. Mit großer Beharrlichkeit hatte David die Mehrheit seiner Fraktion davon überzeugt, dass bei der Abstimmung über die Kriegskredite im Reichstag eine Enthaltung oder Ablehnung nicht mehr infrage kommen könnte.⁷⁶ Ein wesentliches Motiv für das

72 Ebd.

73 Ebd.

74 Zu dem aus den beiden Adjektiven ‚global‘ und ‚lokal‘ zusammengesetzten Kunstbegriff „glokal“, der auf die Wechselwirkung zwischen globalen und lokalen Handlungen und Entwicklungen, Ideen und Entscheidungen verweist, vgl. Klaus Schubert/Martina Klein: Das Politiklexikon. 4., aktual. Aufl. Bonn 2006.

75 Vgl. Susanne Miller: Einleitung zu „Das Kriegstagebuch“ (wie Anm. 37), S. I-XL.

76 Das Kriegstagebuch (wie Anm. 37), S. 3-13.

vehemente Eintreten des einstigen Gießeners für die aktive Beteiligung der SPD am ‚Burgfrieden‘ war nicht zuletzt sein „nationale[s] Empfinden“, das er bei seinem damaligen Parteivorsitzenden Hugo Haase „gänzlich“ vermisste.⁷⁷ Ein weiterer Beweggrund dafür, warum auch die Sozialdemokraten „für das Vaterland“ leiden und kämpfen wollten, bestand in ihrer begründeten Hoffnung, nach Ableistung ihres Blutzolls ein dem „Volk und der Arbeiterklasse“ teureres Vaterland bekommen zu können.⁷⁸ Kurz: Nach dem miterkämpften Sieg erhofften sie sich die Abschaffung des undemokratischen preußischen Dreiklassen-Wahlrechts.

Was lässt sich nun zusammenfassend über das Gießener „Augusterlebnis“ sagen? – Alles in allem ist zu konstatieren, dass Teile der Gießener Bevölkerung bei Kriegsausbruch eine gewisse Begeisterung empfunden haben, allerdings weniger über den Krieg selbst, als über das neuerliche Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Idee vom ‚geeynten Vaterland‘ wurde von der Presse jedoch nicht nur beschrieben, sondern auch und gerade herbeigeredet. Die beinahe formelhafte Beschwörung des neuerlichen Gemeinschaftsgeistes in den Medien deutet jedoch darauf hin, dass die Existenz des ‚neuen Geistes‘ noch als prekär wahrgenommen wurde. Denn in der Regel werden erwünschte Verhaltensweisen dann besonders intensiv beschworen, wenn sie noch nicht als gesichert gelten. Tatsächlich fühlten sich weite Teile der Bevölkerung damals von den Kriegslasten eher bedroht, wie vor allem die Berichte über die ängstlichen Reaktionen und Sorgen der Menschen vor und nach Kriegsausbruch belegen. Selbst nach Einführung der Zensur lassen sich noch eine Reihe Indizien für ein verbreitetes Gefühl der Unsicherheit und Angst in den Zeitungen finden.

Das hier gezeichnete ambivalente Bild vom Gießener „Augusterlebnis“ war sicherlich nicht ‚nur‘ ein medial inszeniertes Ereignis, wenngleich sich der Eindruck verfestigt, dass vor allem die bürgerliche Presse aufgrund ihres unkritischen Zusammenwirkens mit den Behörden erheblich dazu beigetragen hat, überhaupt erst eine nationale Aufbruchstimmung und Kriegsbegeisterung in der Bevölkerung zu verbreiten. Insgesamt liegt die Vermutung nahe, dass sich auch die Gießener Presse mit Kriegsausbruch in ein mehr oder weniger willfähiges Werkzeug zur „Bearbeitung der öffentlichen Massen“ verwandelte, so

77 Ebd., S. 11.

78 OVZ v. 12.8.1914, S. 1.

wie es der Kaiser, die führenden Militärs und die Reichsregierung bereits 1912 im Falle eines Krieges verabredet hatten.⁷⁹

Die Frage nach der tatsächlichen Kriegsbegeisterung in Gießen kann jedoch allein auf Grundlage der beiden hier untersuchten Zeitungen nicht endgültig beantwortet werden. Um ein umfassendes Urteil über die Stimmungen in Gießen zurzeit des Kriegsausbruchs 1914 geben zu können, bedarf es zusätzlicher Lokal- und Regionalstudien, die vor allem weitere Selbstzeugnisse betroffener Zeitgenossen wie Tagebücher und Briefe etc. erschließen und auswerten. Gleichwohl möchten wir hier mit der vagen Einschätzung schließen, dass der Großteil der Gießener Bevölkerung tendenziell weniger euphorisch auf den Kriegsausbruch reagiert hat, als es das traditionelle Bild vom „Augusterlebnis“ zu vermitteln suchte. Gerade der ‚arbeitende‘ und ‚ländliche‘ Großteil der Bevölkerung scheint, ähnlich wie in anderen schon untersuchten Regionen, weniger kriegsbegeistert gewesen zu sein als lange Zeit in der überregionalen Geschichtsschreibung angenommen.

79 Helmut Fries: Die große Kartharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Die Kriegsbegeisterung von 1914: Ursprünge – Denkweisen – Auflösung (= Bd. 2). Konstanz 1994, S. 155 f.: Gemeint ist hier die Besprechung des sog. Kriegsrats vom 8.12.1912, bei dem Generalstabschef von Moltke dafür plädierte, „durch die Presse besser die Volkstümlichkeit eines Krieges gegen Rußland“ vorzubereiten, siehe Tagebuch von Georg Alexander von Müller (8. Dezember 1912). Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg [BArch N 159/4 Fol. 169-171].

Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933-1945*

Helmut Berding

Der Akademische Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen anlässlich der Verleihung von Preisen und Auszeichnungen für besondere wissenschaftliche Leistungen bietet in diesem Jahr eine willkommene Gelegenheit, die neu geschaffene Gedenktafel zur Aberkennung von Doktorgraden in der Zeit des Nationalsozialismus vorzustellen. Mit der im Gustav-Krüger-Saal angebrachten Tafel lenkt die Universität den Blick auf ein unrühmliches Kapitel ihrer 400jährigen Geschichte. Das damals begangene Unrecht war fast vollständig in Vergessenheit geraten, bis die Justus-Liebig-Universität am 13. Februar 2006 an die Öffentlichkeit trat, in einer offiziellen Stellungnahme sich zu ihrer Mitschuld an den Doktorgradentziehungen bekannte und die Opfer rehabilitierte. Vorausgegangen waren langwierige Nachforschungen im Universitätsarchiv und in Bibliotheken. Hieran knüpfen die folgenden Betrachtungen an. Sie werden in gebotener Kürze, das heißt in Form einer groben Skizze, die Gießener Vorgänge und ihre Hintergründe nachzeichnen. Zuerst geht es um den allgemeinen Rahmen, um die Situation der Universitäten im Nationalsozialismus. Dann wendet sich die Betrachtung dem Thema Doktorgradentziehungen im engeren Sinne zu. Abschließend ist die Frage der Rehabilitierung zu erörtern: ein Stück „Vergangenheitsbewältigung“, die sich über einen Zeitraum von mehr als 60 Jahren erstreckt und damit selber Teil des unrechtmäßigen Geschehens ist.

1. Die Universität unter nationalsozialistischer Herrschaft

Als Hitler am 30. Januar 1933 vom Reichspräsidenten von Hindenburg zum Kanzler ernannt wurde, begannen die Nationalsozialisten unverzüglich mit der Errichtung des von ihnen propagierten völkischen Führerstaats. Sie räumten in kürzester Zeit alles beiseite, was ihnen im Wege stand. Während sich auf der Straße der braune Terror austobte und die Gegner der Nationalsozialisten von willkürlichen Massenverhaftungen bedroht waren, brachten mehr oder weniger „legale“ Maß-

* Leicht veränderte Fassung der Festrede vom 28. November 2008.

nahmen von oben den Weimarer Rechts- und Verfassungsstaat zum Einsturz. So setzte die „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“ vom 27. Februar 1933 die Grundrechte außer Kraft, hob das „Ermächtigungsgesetz“ vom 23. März das parlamentarische System aus den Angeln, beseitigten die kurz darauf erlassenen Gleichschaltungsgesetze die Eigenständigkeit der Länder und Kommunen. Mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 4. April 1933 entledigten sich die neuen Machthaber der politisch und „rassisch“ nicht genehmen Beamten. Wenig später grenzten sie mit den „eugenischen Maßnahmen“ bestimmte kranke Menschen und mit den „Nürnberger Gesetzen“ die gesamte jüdische Bevölkerung aus der Gesellschaft aus. Schon vorher hatte Goebbels mit der von ihm inszenierten „Verbrennung undeutschen Schrifttums“ auf dem Berliner Opernplatz am 10. Mai 1933 ein unmissverständliches Signal gesetzt: Für missliebige Intellektuelle, Schriftsteller, Wissenschaftler, überhaupt für Andersdenkende, war in Deutschland kein Platz mehr.

Der Prozess der politischen und ideologischen Gleichschaltung sowie der Ausgrenzung und Vertreibung nicht systemkonformer Bürger erfasste auch die deutschen Universitäten. Viele Professoren und zahlreiche Studierende waren schon in der Weimarer Republik antidemokratisch und oft auch antisemitisch eingestellt; und nicht wenige gehörten bereits vor 1933 der NSDAP an. Deshalb ließen sich die Universitäten ohne großen Zwang und Widerstand in das totalitäre Hitlerregime eingliedern. Sie organisierten sich neu nach dem Führerprinzip, passten Forschung und Lehre der NS-Weltanschauung an, und sie gaben sich dazu her, die vom Nationalsozialismus aus politischen oder rassistischen Gründen verfeimten Angehörigen der Universität aus ihren Reihen auszuschließen. Es gibt keinen Zweifel: Die Universitäten des „Dritten Reiches“ erfüllten, wenn nicht im vorausseilenden Gehorsam, so doch umstandslos das, was die NS-Machthaber von ihnen erwarteten. Daher waren sie - nach einer Formulierung auf der Gedenktafel im Gustav-Krüger-Saal - „nicht - wie immer wieder gesagt worden ist - bloße Objekte und als solche in ein ihnen grundsätzlich fernes und fremdes Unheil verstrickt. Vielmehr waren sie selbst ein Element des Unrechtssystems und trugen das Ihre zu seiner Wirksamkeit und Dauer bei.“ Das gilt auch und gerade für die von Schließungsängsten beunruhigte Ludoviciana, die schon am 8. Mai 1933 auf einer öffentlichen Kundgebung ihren Schulterschluss mit dem Nazi-Regime vollzog und, teils aus Überzeugung, teils aus Opportunismus, den neuen Macht-

haben unbedingte Gefolgschaft leistete. Die aus politischen oder rassistischen Gründen verordnete Aberkennung akademischer Grade bildete keine Ausnahme.

2. Die Doktorgrad-Entziehungen

Doktorgradentziehungen gab es im Prinzip schon vor 1933. Sie erfolgten im Rahmen rechtsstaatlicher Vorgaben nach festgelegten Regeln. Die Zahl der Fälle hielt sich in engen Grenzen. Für die Aberkennung konnten zwei Gründe maßgeblich sein. Entweder handelte es sich um Täuschung, Fälschung oder Erschleichung des Titels. Oder es ging um „normale“ Kriminalfälle, die nach § 33 des Reichsstrafgesetzbuches mit einer Haftstrafe geahndet wurden, dann als Nebenstrafe den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte nach sich zogen und, damit einhergehend, die Aberkennung des Doktorgrades zur Folge hatten. Unter der NS-Gewaltherrschaft änderte sich die Lage grundlegend, und zwar sowohl quantitativ als auch qualitativ.

Zum einen wirkte sich die Verschärfung des Strafrechts im Zuge der nationalsozialistischen Bevölkerungs- und Rassenpolitik aus. Nicht nur häuften sich Verurteilungen wegen Homosexualität und Schwangerschaftsabbruch. Hinzu kamen neue Straftatbestände wie - so hieß es im Nazi-Jargon - „Rassenschande“, „Devisenvergehen“ und „Rundfunkverbrechen“. Zum anderen schuf das NS-Regime einen neuartigen Typ von Depromotionen: nämlich Aberkennung nach Ausbürgerung. Den Hintergrund bildete die mit der Machtübernahme einsetzende Flucht oder Vertreibung missliebiger Bürger aus Hitler-Deutschland. Die Nationalsozialisten veröffentlichten ihre Namen im „Reichsanzeiger“, erkannten ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft ab und entzogen ihnen die rechtmäßig erworbenen akademischen Titel, insbesondere den Doktorgrad. Auf diese Weise stellten sie die Exilanten an den Pranger, raubten ihnen nicht nur die bürgerlichen Rechte, sondern sprachen ihnen auch die menschliche Würde ab.

Als Initiator dieser Ausweitung der Aberkennungspraxis gilt der Münchener Studentenführer und spätere hohe SS-Offizier Karl Gegenbach. Er wies „auf die große Zahl der Doktoren“ hin, die sich als „Landesverräter“ ins Ausland abgesetzt hätten. Diesen Vorstoß griff das bayerische Kultusministerium auf und erklärte, dass Exilanten, denen die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen worden ist, „nicht würdig sind, den Dokortitel einer deutschen Hochschule zu führen“. Ähnlich reagierte

das hessische Staatsministerium, das die Universitäten aufforderte, ihre Promotionsordnungen um eine Bestimmung zu ergänzen, wonach die Doktorwürde bei Widerruf der Einbürgerung oder Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft zu entziehen sei. Weitere Schreiben der hessischen Landesregierung sowie Erlasse der Reichsregierung schufen, auch in Gießen, eine unübersichtliche Situation, die hier nicht im Einzelnen dargelegt werden kann. Fest steht, dass die Gesetzeslage rechtsstaatlichen Anforderungen nicht genügte. Aber sie ermöglichte in der Praxis einen reibungslosen Ablauf der Doktorgradentziehungen, die folgendermaßen vonstatten gingen: Die Hochschulen überprüften bereitwillig die langen Listen im „Reichsanzeiger“ mit den Namen der ausgebürgerten deutschen Staatsangehörigen. War ein Absolvent der eigenen Hochschule dabei, erfolgte die Aberkennung des Doktorgrades. Eine Zeit lang lag die Beschlussfassung in den Händen eines Ausschusses, der aus dem Rektor und allen Dekanen bestand, aber bei Depromotionen wegen Ausbürgerung über keinen nennenswerten Ermessensspielraum verfügte. Später, mit der Zweiten Durchführungsverordnung des Gesetzes über die Führung akademischer Grade vom 29. März 1943, war die Entziehung des Doktorgrades automatisch an die Aberkennung der Staatsbürgerschaft gekoppelt.

Wie gut das Aberkennungssystem funktionierte, lässt sich an der Zahl der Doktorgradentziehungen ablesen. Nach Schätzungen von Universitätshistorikern, die sich mit der Thematik auskennen, ist für das Großdeutsche Reich, wozu auch die Universitäten Wien, Graz und Innsbruck sowie Prag und Straßburg gehörten, mit etwa 2.000 Depromotionen zu rechnen. Für Gießen haben die Nachforschungen 49 Fälle ergeben. Davon sind 36, also zwei Drittel, infolge von Ausbürgerungen beschlossen worden, der Rest aufgrund „normaler“ Kriminalität. Die Gedenktafel im Gustav-Krüger-Saal führt die Opfer namentlich auf. Angesichts der komplizierten Quellenlage und lückenhaften Überlieferung stellt sich jedoch die Frage, ob die Liste alle Fälle erfasst.

Was die Folgen der Doktorgradentziehungen anbetrifft, gab es deutliche Unterschiede zwischen den emigrierten und den weiterhin in Deutschland lebenden Betroffenen. Die Emigranten, die dem Zugriff des deutschen Staates entzogen waren, lebten in England und den USA, in Palästina und Argentinien oder anderswo in der Welt. Sie hatten sich in ihrer Wahlheimat eine neue Lebensgrundlage geschaffen. Daher richteten die Aberkennungsbeschlüsse der Universitäten in aller Regel keinen wirtschaftlich oder finanziell bedeutsamen Schaden an. Darüber

waren sich auch die Nationalsozialisten im Klaren. Sie wussten, dass sie Emigranten im Ausland materiell kaum etwas anhaben konnten. Umso mehr war ihnen daran gelegen, an den sogenannten „Landesverrättern“ Rache zu üben, ihr Ansehen und ihre Ehrenhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, sie als Akademiker symbolisch zu vernichten.

Anders lagen die Verhältnisse bei den Verfolgungen, die sich gegen die im Inland verbliebenen Akademiker mit einem rechtmäßig erworbenen Dokortitel richteten. Es handelte sich vor allem um ehemals kommunistische und sozialdemokratische Politiker, um prominent liberale und pazifistische Publizisten oder sonst wie missliebige Doktoren der freien Berufe, namentlich Ärzte und Rechtsanwälte. Viele von ihnen waren Juden oder jüdischer Abstammung. Auch hier ging es zum einen um die Aberkennung von Ehre und Würde. Zum anderen zielten die Doktorgradaberkennungen außerdem darauf ab, die Betroffenen aus wirtschaftlichen Verbänden und Vereinen auszuschließen, sie an den Rand der Gesellschaft zu drängen, sie in ihrer beruflichen Existenz zu treffen. Außerdem bildeten die Depromotionen ein zentrales Element der nationalsozialistischen Einschüchterungspolitik. Sie sollten als Signal wirken und die gesamte Akademikerschaft unter Konformitätsdruck setzen.

Knapp zwölf Jahre konnte das totalitäre Herrschaftssystem der Nazis auf diese Weise promovierte Akademiker, die ihnen aus politischen oder rassistischen Gründen nicht genehm waren, diskriminieren und verfolgen. Danach dauerte es annähernd sechs Jahrzehnte, bis sich die Universitäten zur ihrer Mitwirkung an den Doktorgradentziehungen bekannten und die Opfer rehabilitierten. Hierum geht es im letzten Abschnitt des Vortrags.

3. Der lange Weg zur Rehabilitierung

Das Jahr 1945 markierte in keinem gesellschaftlichen Bereich eine „Stunde Null“, auch nicht an den Universitäten. Trotz des politischen Neuanfangs blieb die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit im Allgemeinen und mit den Doktorgradentziehungen im Besonderen weitgehend aus. Die Universitäten bemühten sich nicht, eine einheitliche Regelung für den Umgang mit den Doktorentziehungen zu finden. Nur wenn die Betroffenen selber sich meldeten, wurden die Universitäten aktiv. In Gießen sind zwei Fälle aus der unmittelbaren Nachkriegszeit bekannt.

Den ersten Antrag auf Wiederzuerkennung stellte Friedrich Quack. Ihm war nach dem Studium der Chemie im Januar 1924 der Doktorgrad verliehen und im Mai 1939 wieder aberkannt worden. Als der Betroffene im August 1946 die Wiederzuerkennung des Dokortitels beantragte, hatte die amerikanische Besatzungsmacht bereits die Auflösung der Ludwigs-Universität beschlossen. Der noch amtierende Rektor, der Physiker Karl Bechert, holte eine Stellungnahme der juristischen Fakultät ein und schloss sich ihrer Empfehlung an, nämlich das Gesuch des Betroffenen bis 1949, dem Ablauf der 10jährigen Straftilgungszeit, zurückzustellen. Doch folgte das Großhessische Staatsministerium dieser Empfehlung nicht und erkannte im August 1946 Friedrich Quack den Doktorgrad wieder zu.

Der zweite Fall, der erst durch jüngste Archivforschungen zum Frauenstudium bekannt geworden ist, betrifft Frieda Vogel, eine Jüdin aus Fürth. Sie schloss ihr Studium im Jahre 1931 mit einer von dem Philosophen Wilhelm August Messer betreuten Dissertation über „Individualpsychologie und Werttheorie“ ab. Im Juli 1933, zwei Jahre nach der Promotion, sah sich Frieda Vogel gezwungen, vor den massiven Diskriminierungen und Verfolgungen ins Ausland zu fliehen. Daraufhin wurde ihr die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Am 8. September 1937 entzog ihr die Universität Gießen den Doktorgrad, am 31. August 1948 stellte die Betroffene den Wiederzuerkennungsantrag. Zu diesem Zeitpunkt war die Ludwigs-Universität bereits aufgelöst und die Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin an deren Stelle getreten. Der neue Rektor, der Physiker Paul Cermak, nahm den Aberkennungsbeschluss von 1937 mit der Begründung zurück, dass „Dr. Frieda Vogel die Doktorwürde besitzt“, da mit der „Beseitigung des angezogenen Gesetzes ... auch der Beschluss über die Entziehung der Doktorwürde unwirksam“ geworden sei.

Ein weiterer ebenfalls bisher nicht bekannter Antrag auf Rehabilitierung stammt von dem Schriftsteller und Komponisten Stephan Lackner. Er hatte unter dem Namen Ernst Morgenroth in Gießen Philosophie studiert, war im April 1934 mit einer sprachwissenschaftlichen Dissertation promoviert worden. Nach der Emigration erfolgte 1939 die Entziehung des Doktorgrades, 17 Jahre später der Widerruf. Die Naturwissenschaftliche Fakultät war, wie der Dekan Prof. Ullrich mitteilte, „einstimmig der Auffassung ..., dass die Entziehung des Doktorgrades gegenüber Herrn Dr. Ernst Morgenroth zu Unrecht erfolgt ist,

wenn dem Genannten nichts anderes vorzuwerfen war als die Tatsache, dass er Deutschland verlassen hat.“

Von den drei Einzelfällen abgesehen sollte die öffentliche Rehabilitierung aller von Doktorgradentziehungen Betroffenen noch lange auf sich warten lassen. In Gießen dauerte es nach dem Ende der NS-Gewaltherrschaft 22 Jahre, bis sich die Universität grundsätzlich mit den von ihr aktiv unterstützten Unrechtsmaßnahmen auseinandersetzte. Der Senat bezeichnete am 8. Februar 1967 die Entziehung von akademischen Doktorgraden, die in der NS-Zeit aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen erfolgt waren, einstimmig als nichtig, das heißt, als von Anfang an unwirksam. Mit diesem Beschluss eilte die Justus-Liebig-Universität der Entwicklung weit voraus. Sie hatte sich als einzige deutsche Hochschule zu einer generellen Rehabilitierung durchgerungen. Und doch nahm sie mit ihrem für die damalige Zeit ungewöhnlichen Vorpreschen keine Vorbildfunktion wahr. Denn sie hat es unterlassen, den Beschluss in der Öffentlichkeit bekannt zu machen und die Betroffenen - sofern überhaupt möglich - davon in Kenntnis zu setzen.

Bewegung kam ins Spiel, als die Doktorgradentziehungen um 1970 herum in das Blickfeld der Historiker gerieten. Anfangs standen individualbiografische Arbeiten im Vordergrund, so zum Beispiel eine bedeutsame Studie über den Entzug der Ehrendoktorwürde Thomas Manns in Bonn. Daran schlossen sich Untersuchungen an, die auf die Gesamtheit der entzogenen Grade für einzelne Hochschulen abzielten. Einen Markstein für diese Art von Forschungen bedeutete eine alle deutschen Universitäten umfassende Erhebung des Sekretariats der Ständigen Kultusministerkonferenz aus dem Jahre 1998. Die deutschen Hochschularchivare griffen diese Initiative auf, nahmen sich im Jahre 2000 auf einer Fachtagung der Thematik an und gaben damit wichtige Impulse. Inzwischen liegen zahlreiche Einzelstudien über deutsche Universitäten vor: Heidelberg, Göttingen, Bonn, Freiburg, Köln, Leipzig, Halle, Marburg, München und nicht zuletzt Gießen.

Hier haben Michael Breitbach, Peter Chroust und Eva Marie Felschow mit ihren Studien und Archivrecherchen die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass die Justus-Liebig-Universität Gießen, wie eingangs erwähnt, am 13. Februar 2006 an die Öffentlichkeit treten konnte, um die Doktorgradentziehung während der nationalsozialistischen Herrschaft offiziell für null und nicht zu erklären und die Opfer dieser Unrechtmaßnahmen zu rehabilitieren. Die von dem Offenbacher Bildhauer Bernd Fischer eindrucksvoll gestaltete Gedenktafel im Gustav-Krüger-Saal wird dazu beitragen, dass dieses düstere Kapitel der Universitätsgeschichte nicht wieder in Vergessenheit gerät.

Literaturhinweise

Zur Universität Gießen: *Michael Breitbach*: Das Amt des Universitätsrichters an der Universität Gießen im 19. und 20. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zu den Doktorentziehungsverfahren zwischen 1933 und 1945, in: *Archiv für hessische Geschichte* 59, 2001, S. 267-334; *Peter Chroust*: Die bürokratische Verfolgung. Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933-1945 im Kontext der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik, Gießen 2006; *Eva-Marie Felschow*: „Feminae doctissimae“ - Die ersten Akademikerinnen an der Universität Gießen, in: Marion Oberschelp u.a. (Hrsg.): *Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908-2008*, Gießen 2008, S. 36; *Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen* (Hrsg.): *Krieg - Krise - Konsolidierung*. Eva-Marie Felschow - Carsten Lind - Neill Busse: Die „zweite „Gründung der Universität Gießen nach 1945. Gießen 2008; Text der Erklärung der Justus-Liebig-Universität Gießen vom 13. Februar 2006 in: *UNI-Forum* Nr. 1/16. Februar 2006.

Zu Universitäten allgemein: Sammelrezension von *Ulf Morgenstern*: Aberkennung von Doktorgraden, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2008-3-126>.

Stellungnahme zur Rezension meiner Monografie „Die bürokratische Verfolgung. Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933 - 1945 im Kontext der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik“, Gießen 2006, durch Eva-Marie Felschow und Michael Breitbach in den *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins*, Bd. 91 (2006), S. 430-436

Peter Chroust

Zu der Besprechung meiner Studie nehme ich wie folgt Stellung. Dabei greift die Stellungnahme die Abfolge der in der Rezension angesprochenen Themen auf. Wo es geboten erscheint, werden ergänzend einige grundsätzliche Argumente zum Thema „Doktorgradentziehungen im Nationalsozialismus“ vorgetragen.

Forschungsstand

Die Rezensentin/der Rezensent behaupten, in meiner Studie würde „eine ganze Reihe vorliegender Arbeiten nicht berücksichtigt“ (S. 430) bzw. ausgeblendet, mit der Folge, dass deren Ergebnisse unbekannt blieben (S. 431). In meiner Studie wird erkennbar der aktuelle Forschungsstand nicht durch eine Auflistung aller bis zum Abschluss des Manuskripts, d.h. bis Ende 2005 erschienenen Arbeiten zum Thema „Doktorgradentziehungen im Nationalsozialismus“ dargelegt, sondern in einem zusammenfassenden Überblick. Deshalb heißt es in diesem Abschnitt auch folgerichtig: „Wohl am meisten fortgeschritten ist die Rekonstruktion der Doktorgradentziehungen an der Humboldt-Universität Berlin sowie an den Universitäten Wien und Köln. An diesen Hochschulen bemühen sich umfangreiche Forschungsprojekte, diese Form der bürokratischen Verfolgung zu rekonstruieren und zu dokumentieren“ (S. 11) Damit ist deutlich, dass weitere Arbeiten zu anderen Hochschulen vorliegen, diese aber nicht, im Sinne einer Sammelrezension, einzeln vorgestellt werden.

Die von der Rezensentin/dem Rezensenten genannten Publikationen - bis auf einen 2-seitigen Artikel zur Universität Greifswald - wurden sämtlich für meine Studie ausgewertet. Nicht zitierte bzw. nicht erwähnte Titel erscheinen folgerichtig auch nicht im Literaturverzeichnis (S. 114 f.), da es sich hierbei um keine Bibliografie zum Thema „Doktorgradentziehungen im Nationalsozialismus“ handelt. Auf die von Dr.

Breitbach verfasste Arbeit über den Gießener Universitätsrichter mit einem größeren Abschnitt über die Doktorgradentziehungen während des „Dritten Reiches“ wird zweimal verwiesen (S. 17, Anm. 15, S. 114). Außerdem wird der Aufsatz von Dr. Breitbach als Quelle für die auf den Seiten 128-133 abgedruckte Chronologie der einschlägigen Gesetze und Verordnungen genannt - hier für die Erlasse und Verordnungen in Hessen (S. 133).

Welche Nachteile („methodisch folgenreicher ...“, S. 431) durch die von mir gewählte kursorische Darstellung des Forschungsstandes entstanden sein sollen, bleibt seitens der Rezensentin/des Rezensenten unerklärt.

Anzahl der Doktorgradentziehungen

Die in meiner Studie enthaltenen Aussagen zu der in Gießen wie auch an anderen damaligen deutschen Hochschulen anzunehmenden *höheren* Zahl von Degradierungen erfuhren zwischenzeitlich eine vielfältige Bestätigung in Gießen wie an anderen Hochschulen:

in Gießen durch die nach Abschluss meines Manuskripts seitens der Universität Gießen am 13.02.2006 veröffentlichten Erklärung, in der erstmals fünf weitere, bis dahin nicht bekannte Namen von Betroffenen genannt werden.

Dass in meiner Studie - im Unterschied zur Liste der Universität Gießen vom 13.02.2006 - fünf Namen von Degraduierten fehlen (Dr. Karl Becht, Dr. Theodor Engel, Dr. Wilhelm Hopmann, Dr. Johannes Schneider, Dr. Frieda Vogel) liegt daran, dass sich deren Akten nicht in dem durch das Universitätsarchiv verwahrten Bestand „Doktorgradentziehungen 1933-1945“ befanden. Zum Zeitpunkt der Recherchen (1998 und 2005) im Universitätsarchiv erhielt ich seitens des Archivs keinen Hinweis auf weitere vorhandene relevante Aktenbestände. Nach Bekanntwerden der Liste vom 13.02.2006 recherchierte ich auch die Biografien der neu bekannt gewordenen Degraduierten. Deren Kurzbiografien werden in einer zweiten Auflage meiner Studie erscheinen. In einem Beitrag zu den Doktorgradentziehungen an der Medizinischen Fakultät Gießen¹ sind die Kurzbiografien der betreffenden medizini-

1 Ärzte ohne Titel. Doktorgradentziehungen an der Medizinischen Fakultät der Universität Gießen 1933-1945, in: Oehler-Klein, Sigrid (Hrsg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit: Personen und Institutionen, Umbrüche und Kontinuitäten. Stuttgart 2007, S. 133-161.

schen Doktoren (Dr. Theodor Engel, Dr. Johannes Schneider) bereits enthalten.

Eine im Rahmen meiner Recherchen ausgewertete Studie zu jüdischen Tierärzten in Deutschland zwischen 1918 und 1945 nennt als Absolventen der Universität Gießen auch die Doktoren der Veterinärmedizin Dr. Moritz Benjamin, Eugen Kaufmann und Max Wolff. Zwar fanden sich bislang keine Hinweise auf den Entzug ihrer Doktorgrade, doch ist die Möglichkeit einer Degraduierung durchaus anzunehmen, da alle drei genannten nach Großbritannien emigrierten und im Falle einer Ausbürgerung von einer dadurch ausgelösten Aberkennung des Doktorgrades auszugehen ist. Wie in meiner Studie nachgewiesen, wurden nicht alle Ausbürgerungen im „Deutschen Reichsanzeiger. Preußischer Staatsanzeiger“ publiziert (S. 34 und die entsprechende Tabelle auf S. 118 meiner Studie). Somit bietet auch die Nichtveröffentlichung der Ausbürgerung noch keinen gesicherten Anhaltspunkt dafür, dass auch *keine* Entziehung des Doktorgrades erfolgte. Die Aussage „Schon auf Grund der zusätzlich nachgewiesenen Doktoren der Veterinärmedizin ...“ (ebda, S. 33) bezieht sich auf das Rechercheergebnis, dass weitere jüdische (emigrierte) Doktoren in Gießen dokumentiert sind - und nicht auf eine bislang noch nicht nachweisbare Degraduierung. Der auf S. 32 enthaltene letzte Absatz wird in einer 2. Auflage meiner Studie entsprechend korrigiert.

Dass andere Absolventen wie Dr. Minna Loeb (später Dr. Mona Wollheim) und Dr. Alfred Gutsmuth (später Dr. Abraham Bar-Menachem) *nicht* von der Degraduierung betroffen waren, liegt vermutlich am frühen Zeitpunkt ihrer Emigration und dem damals noch nicht als Routine eingespielten Automatismus von Ausbürgerung und Aberkennung des Doktorgrades.

Beim Thema Doktorgradentziehungen von einer „gute(n) Quellenlage“ (S. 433), bei gleichzeitiger Abwesenheit von eben solchen Quellen zu sprechen, wie es die Rezensentin/der Rezensent erklären, ist deshalb nicht nachvollziehbar.

Im Übrigen unterstützt die 2006 erfolgte Veröffentlichung der Namen fünf weiterer Absolventen die Annahme einer Dunkelziffer von Degraduierungen auch für Gießen.

Dass meine Studie auch Kurzbiografien solcher Personen enthält, denen der Doktorgrad letztlich *nicht* aberkannt wurde, erklärt sich zum einen dadurch, dass sich diese Fälle in dem vom Universitätsarchiv

verwahrten Aktenbestand „Doktorgradentziehungen“ befinden, mithin ein Verfahren auf Aberkennung des Doktorgrades *eingeleitet* wurde. Zum anderen sollte mit der Darstellung auch dieser Absolventen dokumentiert werden, dass es in den Fällen strafrechtlicher Verurteilung durchaus Entscheidungsspielräume gab oder durch politische Intervention Verfahren gegen parteitreue Doktoren abgewendet werden konnten. Von einer „willkürlich(en)“ (S. 434) Aufnahme dieser Personen in die Darstellung, wie von der Rezensentin/dem Rezensenten unterstellt, kann deshalb keine Rede sein. Zumal die Problematik der Entscheidungsspielräume in meiner Studie thematisiert wird (S. 15 f. und S. 35 f.).

Auch die mittlerweile zu *anderen* Universitäten (z.B. Leipzig 2007, München 2007) erschienenen Monografien weisen gegenüber den ersten Anhaltspunkten oder Schätzungen, die auf meine Anfang 2005 durchgeführte Anfragen hin genannt wurden, deutlich höhere Zahlen von Doktorgradentziehungen auf. In einigen Fällen hatten die befragten Hochschulen zum damaligen Zeitpunkt noch nicht mit gezielten Recherchen begonnen.

(Un-)Vollständigkeit der Kurzbiografien

Selbstverständlich erhielten alle Angehörigen, soweit ich deren Adresse ermitteln konnte, die von mir erstellte Kurzbiografie ihres Vaters vor der Drucklegung meiner Studie zum Korrekturlesen zugesandt. Wenn danach dennoch Lücken in den biografischen Angaben bestehen, waren diese auch durch die Angehörigen aus den unterschiedlichsten, auch familiären Gründen nicht zu vervollständigen. In einem Fall (Dr. Walter Schirren) gelang die Kontaktaufnahme zu Angehörigen erst nach Drucklegung der Studie.

Dass auch nach systematischen Anfragen bei allen Geburtsstandesämtern und in Frage kommenden Einwohnermeldeämtern noch immer z.T. beträchtliche Lücken in den biografischen Daten bestehen, hat unterschiedliche Gründe. Zum einen erlitten große Standesämter wie Berlin, Hamburg oder Köln durch Bombenschäden des Zweiten Weltkrieges weitgehende Verluste ihrer Standesamtsregister. Zum anderen kommen Standesämter des Sterbeortes, trotz bestehender Verpflichtungen, nicht immer der Aufgabe nach, die Daten Verstorbener an das betreffende Geburtsstandesamt zu melden. Des Weiteren emigrierten die Verfolgten des NS-Regimes oftmals in Länder ohne ein dort bestehendes Meldesystem (insbesondere in die USA). Damit ist auch die

nachträgliche schrittweise Rekonstruktion von Lebensstationen vom Beginn und Ende eines Lebens ausgehend nicht mehr möglich.

Und schließlich gilt hier der in der biografischen Forschung hinlänglich bekannte „Matthäus-Effekt“. Zu prominenten oder publizistisch aktiven Personen finden sich stets mehr Quellen und Daten - und dies auch in unterschiedlichen Archivbeständen, Handbüchern etc. - als zu relativ unbekanntem Personen ohne eine publizistische oder literarische Überlieferung. Diesem Phänomen sind auch der letztlich sehr unterschiedliche Umfang und die unterschiedliche Detailliertheit der Kurzbiografien geschuldet.

Die Quellenangaben erscheinen jeweils am Ende der betreffenden Kurzbiografie und nicht, wie von der Rezensentin/dem Rezensenten gefordert, hinter jedem einzelnen Datum. Die von mir gewählte Struktur der Kurzbiografien - auch die kompakte sprachliche Darstellung ohne vollständige Sätze - entspricht dem Standard biografischer Handbücher (z.B. dem Biografischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration) wie auch dem Konzept der „kollektiven Biografie“ bzw. Prosopographie. Zudem wären detailliertere Kurzbiografien mit einer Vielzahl eingeflochtener Quellenangaben kaum mehr lesbar.

An dieser Stelle erscheint eine grundsätzliche Feststellung angebracht: der Rezensentin/dem Rezensenten scheint das mittlerweile seit ca. drei Jahrzehnten auch in der bundesdeutschen historischen Forschung etablierte Konzept der „kollektiven Biografie“ und der dort gängigen Standards nicht bekannt zu sein.

Intentionen der Doktorgradentziehungen

In meiner Studie wird - im Unterschied zu den bis dahin vorliegenden Dokumentationen - erstmals der Versuch unternommen, in Frage kommende Motive für die Doktorgradentziehungen im Nationalsozialismus sowie mögliche Wirkungen dieser Repressalien auf die Betroffenen darzustellen. Die anderen, bis zum Abschluss des Manuskripts erschienenen Arbeiten beschränkten sich auf die - zweifellos verdienstvolle - Rekonstruktion der Fälle von Doktorgradentziehungen und der Lebensläufe der hiervon Betroffenen. Dass sich in den überlieferten Akten, aber auch in den publizierten Texten der NS-Administration keine expliziten Aussagen über die zu Grunde liegenden Intentionen der Verfolgung bzw. des Verwaltungshandelns finden, überrascht mit der Aufarbeitung der NS-Verfolgungspolitik vertraute Forscher/-innen

keineswegs. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang z.B. an die inzwischen im weitgehenden Konsens der Forschung aufgegebene Suche nach einem „Führerbefehl“ für die Vernichtung der europäischen Juden. Ein solches Dokument hat es vermutlich nie gegeben. Analoges gilt für die „Arisierung“ jüdischen Eigentums und die „Euthanasie“. Solche, von der Rezensentin/dem Rezensenten eingeforderten Belegstücke wird es vermutlich nicht (mehr) geben. Falls sie existiert haben sollten, werden sie vermutlich nicht mehr vorhanden sein, da bekanntlich in den letzten Tagen der NS-Herrschaft wichtige politische Dokumente vernichtet wurden. Zu bedenken ist auch: selbst zentrale nationalsozialistische Verfolgungsmaßnahmen oder weitreichende politische Konzepte wurden lediglich in relativ knappen Sitzungsprotokollen (z.B. Wannseekonferenz) oder Memoranden (z.B. Generalplan Ost) schriftlich fixiert, bestenfalls ergänzt durch ad hoc verfasste Gesetze und Erlasse, die aber wiederum das dahinter stehende politische Großprojekt weder benennen noch zitieren. Auch die systematischen Tötungen in psychiatrischen Anstalten basierten nur auf einer aus einem einzigen Satz bestehenden Generalermächtigung durch Hitler auf seinem privaten Briefbogen. Gesetzliche oder medizinische Begründungen und Bezugnahmen fehlen ebenso wie die für ein solches Vorhaben üblicherweise notwendigen Gesetze und Durchführungsbestimmungen. Diese wurden erst durch rasch eingerichtete administrative Routinen buchstäblich durch die normative Kraft des Faktischen geschaffen.

Ähnlich verhielt es sich offenbar bei den Doktorgradentziehungen. Entsprechend müssen die Intentionen aus einer Vielzahl von einzelnen Dokumenten und Handlungen erschlossen werden. In meiner Studie bewusst verwendete Formulierungen wie „vermutlich“ oder „scheint“ versuchen dieser schwierigen Situation gerecht zu werden und sind keineswegs Ausdruck von „Spekulation“ (S. 432), wie es die Rezensentin/der Rezensent glauben machen wollen.

Mit meiner Studie wurde deutlich, dass die Depromotionen nicht in erster Linie Angehörige der Hochschulen trafen (und treffen sollten), für die andere Repressalien zur Verfügung standen, sondern in erster Linie in freien Berufen tätige Doktoren., die über hochschulspezifische Verfolgungsmaßnahmen sonst nicht zu erfassen gewesen wären. Denn für den Entzug der Approbation oder der kassenärztlichen Zulassung waren andere Institutionen zuständig.

Im Übrigen ist auf das entsprechende Kapitel meiner Studie zu verweisen (S. 20-23).

Wirkungen der Doktorgradentziehungen

Bei dem mit großem bürokratischen Aufwand und mit Akribie bis in die letzten Tage des „Dritten Reiches“ - bei zunehmend eingeschränktem Hochschulbetrieb und verknappten Ressourcen - betriebenen Verfahren stellt sich in der Tat die Frage nach den dahinter stehenden Intentionen. Hätten sich die NS-Wissenschaftsadministratoren keine schädigende Wirkung der Doktorgradentziehungen für die hiervon Betroffenen versprochen oder hätte diese Verfolgungsmaßnahme nachweislich keine negativen Folgen nach sich gezogen, wäre diese Repräsentation eingestellt worden. Aus dem Bereich der NS-Wissenschaftsverwaltung und -politik ist beispielsweise bekannt, dass die 1933 erlassenen Zulassungsbeschränkungen zum Hochschulstudium wieder aufgehoben wurden, als sich eine über das angestrebte Ziel hinaus schießende Wirkung einstellte und sich ein gravierender Akademikermangel abzeichnete. Desgleichen wurden nach Beginn des Zweiten Weltkrieges, als hunderttausende männliche Studenten zum Militärdienst einberufen wurden, Frauen in hohem Maße zum Hochschulstudium zugelassen, nachdem sie in den ersten Semestern der NS-Herrschaft aus den Hörsälen verdrängt worden waren und sie mit der Heirat ihre Berufstätigkeit hatten aufgeben müssen.

Dies zeigt, dass die NS-Wissenschaftsadministration die intendierten wie die nicht-intendierten Folgen ihres Handelns genau beobachtete und ggf. rasch umsteuerte, um bestimmte Wirkungen zu erzielen. Dass der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik - bei aller Widersprüchlichkeit - keineswegs ein irrationaler „Wahn“, sondern ein brutales politisches Konzept und ökonomisches Kalkül zu Grunde lag, sollte mittlerweile bekannt sein. Zu erinnern ist z.B. an die in den letzten Jahren erschienenen Studien zur Verdrängung jüdischer Ärzte und zur „Arisierung“politik oder zur sozial- und finanzpolitischen Dimension des Holocaust.

Die reale, über die Symbolik hinaus gehende Bedeutung der Doktorgradentziehungen wird bereits durch die politische Strategie des Vorenthaltens deutlich. Wenn der Verlust des Doktorgrades keine reale Wirkung gehabt haben sollte, müsste dies auch für den Erhalt oder die Verweigerung des Doktordiploms gelten. Umgekehrt wäre die streng dosierte Aushändigung von Doktordiplomen durch die NS-Wissen-

schaftsverwaltung ohne Funktion gewesen, wenn damit nicht die Chance zur Berufsausübung - auch im Ausland - hätte beeinflusst werden können.

Wie existentiell bedrohlich die Verweigerung des Dokortitels selbst für Betroffene war, die Deutschland verlassen wollten, zeigt der publizierte Schriftwechsel des in Gießen promovierten und habilitierten „halbjüdischen“ Arztes und späteren Professors Werner Schmidt, der 1942 in einem Schreiben an den Dekan der Gießener Medizinischen Fakultät, Prof. Brüggemann, erklärte „(...) die Doktorwürde ist für meine spätere Tätigkeit im Ausland von lebenswichtiger Bedeutung.“²

Werner Schmidt, der schließlich in Deutschland verblieb, weil seine Bemühungen scheiterten, im Ausland eine Stelle zu bekommen, musste deshalb auf den Erhalt des Dokortitels bis nach Kriegsende warten. Eine ähnliche Dramatik wie aus dem Schreiben Schmidts spricht aus den an Schweizer Universitäten gerichteten Gesuchen deutscher jüdischer Studentinnen, ihr Medizinstudium mit einer Promotion abschließen zu können. In einem dieser Gesuche hieß es, dass „vom Erwerb des Titels meine Zukunft [abhänge]“³.

Werner Schmidt war - wie verschiedene andere jüdische Absolventen auch⁴ - von der nationalsozialistischen Wissenschaftsadministration vor die zynische und riskante Alternative gestellt worden, auf die deutsche Staatsbürgerschaft zu verzichten, um im Gegenzug wenigstens als so genannte „staatenlose Nichtarier“ die Gelegenheit zur Promotion zu erhalten. In diesen Fällen des „freiwilligen“ Verzichts, die nicht wie die Fälle einer Aberkennung oder eines Widerrufs der deutschen Staatsbürgerschaft behandelt wurden, sollte das Doktordiplom den Betroffenen allerdings nur dann ausgehändigt werden, wenn die Absolventen zusätzlich die Zusage einer Anstellung im Ausland nachweisen konnten

2 Schreiben vom 16.01.1942, abgedr. in Schmidt, Werner: *Leben an Grenzen*. Autobiographischer Bericht eines Mediziners aus dunkler Zeit, Frankfurt a. M. 1993, S. 104.

3 Schreiben von Ruth Gisela Frank-Spier von Anfang Oktober 1939 an den Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Bern, in Archiv des Medizinhistorischen Instituts der Universität Bern, Bestand 16.1, hier zit. nach Aebersold, Désirée/Stalder, Sonja: *Da vom Erwerb des Titels meine Zukunft abhängt*. Die Bedeutung der medizinischen Fakultät der Universität Bern zwischen 1933 und 1945 für die von den ‚Rassengesetzen‘ betroffenen Doktorandinnen aus Deutschland, S. 7.

4 Hier sind noch zwei weitere Gießener Absolventen zu nennen, denen ein solches „Angebot“ unterbreitet wurde: Paul Elsberg, Universitätsarchiv Gießen Bestand Med. Prom., Nr. 1803, und Norbert Goldenberg, ebda, Med. Prom., Nr. 1699. Die Fakultät genehmigte bei beiden schließlich die Zusendung der Urkunden.

und außerdem auf eine Approbation im Deutschen Reich verzichteten.⁵ In dieser Regelung zeigt sich die Absicht, mit dem Entzug bzw. der Verweigerung des Doktorgrades neben dem symbolischen Ausschluss aus der *scientific community* zu einer brachialen „Marktberreinigung“ im akademischen Sektor beizutragen. Für diese Annahme spricht auch die Vorschrift für ausländische Absolventen, nach Erhalt des Doktorgrads Deutschland unmittelbar verlassen zu müssen.⁶

Aber auch bei den ins Ausland Geflüchteten konnten sich gleichwohl „Fernwirkungen“ der Degraduierung zeigen, auch wenn die Betroffenen von dieser *zunächst* nicht unmittelbar erfahren hatten. Denn die Entziehung des Doktorgrades wurde den zuvor ausgebürgerten Betroffenen nicht direkt mitgeteilt, sondern lediglich im Deutschen Reichsanzeiger verkündet und war damit nach nationalsozialistischem Recht wirksam. Durch diese Praxis dürften viele Emigranten jedoch Kenntnis davon gehabt haben (z. B. durch die Exilpresse)⁷, dass mit der Ausbürgerung auch der Doktorgrad aberkannt worden war. Spätestens bei der Bewerbung um eine Berufstätigkeit - sofern Emigranten wegen restriktiver Bestimmungen in den aufnehmenden Staaten überhaupt eine Berufstätigkeit aufnehmen konnten - waren die Nachweise der bisherigen beruflichen Tätigkeit und Qualifikation verlangt. Selbst wenn ins Ausland geflohene Doktoren zunächst keine Kenntnis von ihrer Degraduierung hatten, wurde diese offenkundig, wenn sie den Nachweis ihrer Promotion erbringen mussten. Vielfach wurde im Aus-

5 Vgl. Runderlass des RMfWEV vom 15.04.1937, abgedr. in: Deutsche Wissenschaft, 1937, S. 224, sowie Erlass der 4. Durchführungsverordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25.07.1938, in: RGBl 1938, Teil I, S. 969f. Siehe auch OLENHUSEN, Albrecht Götz von: Die ‚nichtarischen‘ Studenten an den deutschen Hochschulen. Zur nationalsozialistischen Rassenpolitik 1933-1945, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 14, 1966, S. 175-206, hier S. 189f.

6 Olenhusen, ebda.

7 Im Beitrag „Ausgebürgerte und Staatenlose“ der im Prager Exil erschienenen Zeitschrift *Die Neue Weltbühne* berichtete der frühere SPD-Reichstagsabgeordnete Kurt Rosenfeld von der Initiative der bayerischen Studentenvertretung vom 18. September 1933 gegenüber dem bayerischen Kultusminister Schemm zur Aberkennung von Doktorgraden bei Emigranten (vgl. *Die Neue Weltbühne*, 30. Jg., Nr. 17, 26.04.1934, S. 519-522). Vgl. auch Hübinger, Paul Egon: Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte. Drei Kapitel deutscher Vergangenheit aus dem Leben des Dichters 1905-1955, München, Wien 1974, S. 109, dort: Anm. 24). Der seinerzeit im Exil in New York lebende Prof. Alfons Goldschmidt berichtete in der *Pariser Tageszeitung* vom 26.05.1937 ausführlich über die Aberkennung seines an der Universität Freiburg 1904 erworbenen Doktorgrades (vgl. „Exilpresse digital“ der Deutschen Nationalbibliothek <http://deposit.d-nb.de/online/exil/exil.htm>).

land eine Anfrage an die „Heimathochschule“ verlangt, um die Promotionsurkunde oder die Bestätigung der erlangten Abschlüsse anzufordern. Dies führte dann zu der Auskunft, dass der Doktorgrad wegen „unwürdigen“ Verhaltens bereits aberkannt worden war.

Die in Deutschland verbliebenen jüdischen Studierenden konnten z.B. in den von der Reichsvertretung der Juden in Deutschland herausgegebenen Informationsblättern im Frühjahr 1937 lesen, dass nach dem oben erwähnten Erlass vom 15. April Juden mit deutscher Staatsbürgerschaft die Promotion grundsätzlich verwehrt worden war und das Doktordiplom nur ausgehändigt würde, wenn die Betroffenen Deutschland verließen und eine Anstellung im Ausland nachwiesen.⁸

Angesichts der vielfach lückenhaften Quellenlage ist - wie in meiner Studie mehrfach betont - Zurückhaltung vor einer abschließenden Einschätzung der Wirkungen (S. 29) geboten.

Woher die Rezensentin/der Rezensent ihr Wissen und ihren Trost beziehen, „dass gerade eine Vielzahl der Exilierten von der Tatsache der Entziehung niemals Kenntnis erlangt hatten“ (S. 432 f.), bleibt ihr Geheimnis. Eine solche apodiktische Verallgemeinerung wäre nur nach *vollständiger* Rekonstruktion aller Degradierungen ehemaliger Gießener Absolventen zulässig. Gerade dieses ist aber aus den bekannten und oben nochmals umrissenen Gründen nicht mehr möglich.

Zudem stellen sich die Rezensentin/der Rezensent mit ihrer Argumentation, die Degradierung habe lediglich der „symbolträchtigen Erniedrigung der Betroffenen im öffentlichen Leben“ (S. 432) gegolten, gegen die von der Universität Gießen am 13.02.2006 veröffentlichte Erklärung. Darin heißt es, die Doktorgradentziehungen haben dazu gedient, die Betroffenen nicht nur aus der so genannten Volksgemeinschaft auszuschließen, sondern „letztlich sie selbst (...) auszulöschen“.

Im Übrigen drängt sich die Vermutung auf: mit einer heftigen Abwehr des Gedankens an eine reale Schädigung der von der Doktorgradentziehung betroffenen Absolventen soll möglicherweise ein Zweites abgewehrt werden: „*Wer nicht geschädigt wurde, muss auch nicht entschädigt werden.*“

8 Informationsblätter, Hrsg. von der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, Jg. V, Nr.4/5, April/Mai 1937, S. 25.

Denn dies ist bislang weitgehend unterblieben. Aus den Akten des Universitätsarchivs Gießen ist nur ein einziger Fall von Entschädigung dokumentiert. Auch die Erklärung der Universität Gießen vom 13.02.2006 zu den Doktorgradentziehungen im Nationalsozialismus erwähnt den Gedanken einer systematischen Entschädigung der Degraduierten nicht.

„... eine notwendige Nachbemerkung“ der Rezensentin/des Rezensenten - und eine notwendige Erwiderung des Autors

Dass die Rezensentin/der Rezensent selbst die in meiner Studie ausgesprochene Danksagung für die bei den Archivrecherchen gewährte Unterstützung in ihre Polemik einbeziehen, mag überschäumendem Eifer zuzuschreiben sein.

Dass die Rezensentin/der Rezensent auch einen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Vorgang im Vorfeld meiner Studie zum Bestandteil ihrer Rezension machen, verstößt dagegen grob gegen die auch bei einer lokalthistorischen Zeitschrift zu beachtenden akademischen Gepflogenheiten. Möglicherweise liefern die Rezensentin/der Rezensent mit der Schlussequenz die Erklärung für den durchgängig polemischen Ton ihrer Besprechung. Zum Inhalt des dort erwähnten Vorgangs: aus meiner Sicht bestand keine Notwendigkeit, meine Studie den Vorschlägen des beigezogenen Gutachters entsprechend wesentlich umzugestalten. Damit wäre insbesondere die intendierte *gleichgewichtige* Darstellung einer allgemeinen, über Gießen hinausweisenden Behandlung des Themas „Doktorgradentziehungen im Nationalsozialismus“ verloren gegangen. Der Respekt vor der in einem solchen Kontext zu wahrenen Vertraulichkeit verbietet die Darstellung weiterer Details.

Habent fata sua libelli

Zu einer bislang unbeachteten Sammlung des ehemaligen Archäologischen Instituts der Ludoviciana

Matthias Recke

In der Nacht des 6. Dezember 1944, als Gießen von amerikanischen Fliegern angegriffen und die Innenstadt weitgehend zerstört wurde, fiel auch das Universitätshauptgebäude in der Ludwigstraße dem Bombardement zum Opfer. Zu den dort untergebrachten Instituten gehörte das Archäologische Institut mit seinen zahlreichen Sammlungen. Völlig zerstört wurden dabei sämtliche schriftlichen Unterlagen, das Sammlungsarchiv und die Inventarbücher, die Aufschluss über Herkunft und Erwerb der Stücke geben konnten. Dass die Antikensammlung selbst die Zerstörung weitgehend unbeschadet überstanden hat, ist ein wahres Wunder. Im Keller des Hauptgebäudes ausgelagert und sorgfältig verwahrt, sind lediglich geringe Schäden bei der Originalsammlung zu beklagen gewesen. Die umfangreiche Münzsammlung blieb in einem 1912 angeschafften Panzerschrank bewahrt, der zwar durch den Boden in die Trümmer fiel, den wertvollen Inhalt aber schützte, bis er 1946 vollständig geborgen werden konnte. Die umfangreiche Kollektion von Gipsabgüssen, die ebenfalls zu den Sammlungen des Archäologischen Instituts gehörte, ist freilich weitgehend vernichtet worden. Da sie aus Platzgründen nicht in den Keller verbracht werden konnte, wurden die allermeisten der im Foyer, im heutigen Senatssaal und auf dem Dachboden aufbewahrten Gipse bei der Bombardierung des Hauptgebäudes völlig zerstört; die unansehnlichen Reste, deren Bergung möglicherweise gelohnt hätte, fielen in der Nachkriegszeit ungeschützt der Witterung zum Opfer. Lediglich einige Kleingipse und einzelne Köpfe haben sich erhalten.

Die Geschichte der Antikensammlung ist gerade in den vergangenen Jahren intensiv studiert worden und lässt sich inzwischen, auch für die Bereiche der Münz- und der Abguss-Sammlung, weitgehend wieder rekonstruieren.¹

1 Im Folgenden wird, um den Anmerkungsapparat zu entlasten, vornehmlich auf die grundlegende Publikation zur Geschichte der Klassischen Archäologie verwiesen, in der auch ein Großteil der Quellen und Archivmaterialien aufgearbeitet wurde: M.

Was jedoch bislang nie beachtet wurde, ist der Umstand, dass auch die Institutsbibliothek ein Teil der archäologischen Sammlungen war. Genau genommen bezeichnet sogar der Begriff „Archäologisches Institut“ zu Beginn nicht den Lehrstuhl, sondern allein die Sammlungen. Wenn hier nun im Folgenden versucht werden soll, eine gewisse Vorstellung vom Umfang und von der Geschichte der Institutsbibliothek des Archäologischen Instituts zu erlangen, hat dies vor allem exemplarischen Wert. Bislang fehlt nämlich ein Versuch, die Verluste der Gießener Bibliotheken systematisch zu erfassen. Am Beispiel der Bibliothek des Archäologischen Instituts soll gezeigt werden, wie aufgrund einer sorgfältigen Durchsicht der heute vorhandenen Bestände ein methodischer Weg gefunden werden kann, Aussagen über den ehemaligen Bestand zu erhalten, Angaben über die Entwicklung und das Wachstum der Bibliothek zu machen und Rückschlüsse auf die mit ihrer Betreuung beauftragten Personen zu ziehen. Damit kann die Archäologische Institutsbibliothek vielleicht stellvertretend für manche Entwicklungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stehen, in Gießen und darüber hinaus.

Ein Grund, weshalb sich bislang niemand um die Geschichte der Institutsbibliothek gekümmert hat, liegt außer in der vermeintlich hoffnungslosen Situation vor allem auch daran, dass Büchern das Flair der Einmaligkeit fehlt. Anders als die kostbaren antiken Originale handelt es sich nicht um Einzelstücke, sondern um wieder beschaffbare Massenmedien. (Die Wirklichkeit sieht freilich anders aus – bis heute sind empfindliche Lücken im Bestand der Vorkriegsliteratur zu spüren).²

Dass es in der Tat zumindest teilweise möglich ist, die Gestalt und den Umfang des (neben antiken Originalen und Reproduktionen) heute weitgehend verlorenen dritten Teils der Sammlungen des Archäologischen Instituts wieder zu gewinnen, verdanken wir dem Umstand, dass die Bücher der Archäologischen Institutsbibliothek seit ihrer Einrich-

Recke, Die Klassische Archäologie in Gießen. 100 Jahre Antikensammlung (Studia Giessensia 9, Gießen 2000).

2 Zum anderen liegt das an einer in der heutigen Zeit generell zu bemerkenden Distanz zu Büchern und ihrer Einschätzung als weitgehend entbehrlicher Ballast. Die Pläne, universitäre Zentralbibliotheken zu schaffen und die Instituts- und Seminarbibliotheken aufzulösen, sprechen eine beredete Sprache. Der Boom des Internets und die vermeintlich umfassende permanente Verfügbarkeit von Faktenwissen tun ihr übriges dazu. Doch ist dies nicht das Thema des vorliegenden Beitrags.

tung durch Bruno Sauer 1898 durchgehend mit fortlaufenden Inventarnummern versehen wurden. Neben der Inventarnummer befindet sich auch ein Stempel, meist auf dem Schmutztitel oder auf dem Titelblatt des entsprechenden Buches, manchmal auch auf der Rectoseite.

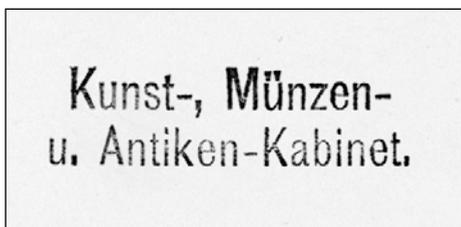
Bei einer aus diesem Grunde durchgeführten Revision der Seminarbibliothek ergab sich, dass heute noch 168 Bücher der alten Sammlung vorhanden sind. Da aber einige Bücher, die früher dem archäologischen Institut gehörten, nach dem Krieg in den Bestand der Universitätsbibliothek eingegliedert wurden, mag der tatsächlich erhaltene Bestand etwas höher liegen; dieser Punkt konnte verständlicherweise nicht systematisch untersucht werden, sondern war von Zufallsfunden abhängig.

Die letzte erhaltene Inventarnummer, die sich in einem am 31. Mai 1944 inventarisierten Buch über das antike Olympia befindet, ist die laufende Nummer 1477 (vgl. Abb. 8). Demnach sind mit den heute erhaltenen 168 Büchern mindestens 11,4% erhalten. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass rund 88,6% des ursprünglichen Bestandes bei der Bombardierung des Hauptgebäudes zerstört wurden oder in den Wirren der Nachkriegszeit verloren gingen.³

Nun lässt sich aber auf diesem Wege noch mehr über die rund 1500 Monographien umfassende Institutsbibliothek in Erfahrung bringen (Zeitschriftenbände sind hierbei nicht mitgerechnet). Dass die Inventarisierung des letzten fassbaren Buches als Nr. 1477 am 31.5.1944 geschah, wissen wir aufgrund des Datumsstempels, der unter dem Institutsstempel aufgebracht wurde. Ein solcher Datumsstempel war allerdings erst seit 1937 in Gebrauch, so dass die davor angeschafften Bücher nicht so unmittelbar und so eindeutig in ihrer Erwerbung datiert werden können. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass der verwendete Institutsstempel im Lauf der Jahre ausgetauscht und immer wieder durch einen neuen ersetzt wurde. Die Abfolge der insgesamt acht bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs fassbaren Stempel und Stempelvarianten wird durch die angegebenen Inventarnummern deutlich. In Kombination mit Informationen wie etwa dem Publikationsdatum oder handschriftlichen Notizen in den Büchern lassen sich die

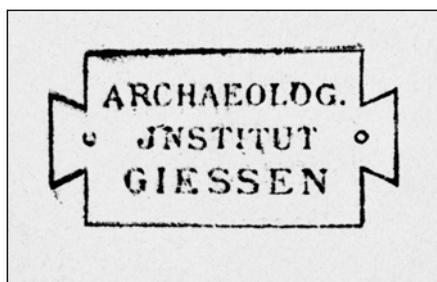
3 Aus diesem Grund ist es problematisch, aus den Thematiken der erhaltenen Bestände Rückschlüsse auf die Lehrstuhlinhaber und ihre Forschungsschwerpunkte zu ziehen. Das kann im Einzelfall funktionieren, doch ist die Unsicherheit bei einer derart hohen Verlustquote zu hoch, um verlässliche Aussagen zu treffen.

Zeitabschnitte, in denen die jeweiligen Institutsstempel verwendet wurden, einigermaßen eingrenzen.⁴ Man gelangt so zu einer Abfolge, die folgendermaßen aussieht:



(Abb. 1)

1. Die ältesten Bücher tragen noch den Stempel des „Kunst- Münzen- und Antikenkabinetts“ (Abb. 1), sie gehören also zum Bestand des 1826 gegründeten Akademischen Kunstmuseums. Seine Umbenennung in „Kunst-, Münzen- und Antikenkabinetts“ erfolgte wohl um 1837.⁵ Diese Bücher sind noch ohne Inventarnummer.



(Abb. 2)

2. Mit fortlaufender Inventarnummer sind dann die Bücher versehen, die den Stempel „ARCHAEOLOG. INSTITUT GIESSEN“ tragen (Abb. 2). Das „Archäologische Institut“ ist ursprünglich die Bezeichnung der Antikensammlung und ersetzt seit 1898 den bis dahin gängi-

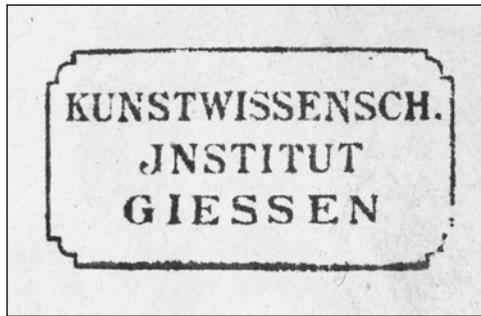
4 Gelegentliche Inkonsistenzen in der chronologischen Abfolge der erhaltenen 168 Bücher können etwa dadurch erklärt werden, dass Bücher nachgekauft oder antiquarisch erworben worden sein können. Das Datum der Publikation kann deshalb nur einen *terminus post quem* bilden. Außerdem hat es den Anschein, als ob Bücher aus dem Ausland erst mit erheblicher Verzögerung angekommen sind. Gleichzeitig scheinen Bücher bereits eine Inventarnummer zugeteilt bekommen zu haben, bevor sie im Institut gestempelt werden konnten, etwa aufgrund einer Vorausrechnung o.ä., für deren Geldausgang im Gegenzug die Inventarnummer vergeben / verbucht wurde. Kam das Buch dann (endlich), war möglicherweise ein Wechsel im Stempelsystem erfolgt und das Buch bekam, trotz früher Inventarnummer, einen „späten“ Stempel.

5 Recke 2000, 9.

gen Namen „Kunst-, Münzen- und Antikenkabinett“.⁶ Die Umbenennung erfolgt auf Antrag Bruno Sauers, der sich 1892 in Gießen für Archäologie habilitierte und ab 1897 außerordentlicher Professor, ab 1898 ordentlicher Professor des neuengerichteten Lehrstuhls war.⁷

Die Form dieses Stempels lehnt sich an die Gestaltung der römischen *tabula ansata* an, einer rechteckigen Schrifttafel mit zwei dreieckförmigen Ansätzen an den Schmalseiten, die mittels zweier Nägel aufgehängt werden konnte. Die Stiftlöcher sind auch auf dem Stempel durch kleine Kreise angegeben.

Bruno Sauer – und es ist anzunehmen, dass er persönlich für die Gestaltung des Stempels verantwortlich war – wählt also bewusst eine antikisierende Form des Stempelbildes. Weshalb er Institut mit „J“ schreibt, ist unklar, zumal dieser Buchstabe im römischen Alphabet unbekannt ist. Es wird sich aber auch nicht um einen schlichten Rechtschreibfehler handeln.⁸



(Abb. 2a)

Vielmehr tragen auch die Bücher des Kunstwissenschaftlichen Instituts – das ebenfalls Sauer unterstand – einen entsprechend gestalteten Stempel („KUNSTWISSENSCH. JNSTITUT GIESSEN“, vgl. Abb. 2a).

6 Recke 2000, 24.

7 Zu Sauer Recke 2000, 19 ff.

8 Gelegentlich kommt ein solch großgeschrieben „J“ anstelle eines „I“ auch in maschinenschriftlichen Briefen dieser Zeit vor.



(Abb. 3)

3. Diese Stempelform wird durch einen (in der Breite horizontal ausgerichteten) Ovalstempel abgelöst, der im Inneren den Schriftzug „Archaeolog. Institut“ oben und „Universitaet Giessen“ unten trägt (Abb. 3). In dem freien Raum zwischen den beiden Schriftzügen steht die handschriftlich eingetragene Inventarnummer.

Der Wandel von Stempelform 2 zu 3 findet frühestens 1909 statt. Die beiden ersten Bücher, die den neuen Ovalstempel tragen, sind 1909 und 1910 erschienen (alte Inv.-Nr. 150 und 151). Sie befassen sich mit der Archäologie Jerusalems, eine Thematik, die bereits nahe legt, dass sie unter Sauers Nachfolger Carl Watzinger angeschafft wurden. Watzinger hat selbst in Palästina ausgegraben; er pflegte stets enge Kontakte mit der Deutschen Orient-Gesellschaft, wovon auch die Antikensammlung profitierte.⁹ Er hat demnach Bücher, die er für seine Forschungen als unerlässlich ansah, angeschafft, auch wenn sie nicht im engeren Fokus des Fachs lagen. Es liegt daher nahe, den Wandel von Stempelform 2 zu Stempelform 3 mit dem Wechsel des Lehrstuhlinhabers 1909 zu parallelisieren.

⁹ M. Recke, Muster ohne Wert. Schenkungen der Deutschen Orient-Gesellschaft im frühen 20. Jahrhundert. In: *Alter Orient aktuell*, 3, 2002, 16–17.



(Abb. 4)

4. Offenbar parallel zu Stempelform 3 wird bald darauf auch ein aufwendiger Ovalstempel in vertikaler Ausrichtung verwendet. Der nach innen gerichtete Schriftzug lautet „ARCHAEOLOGISCHES INSTITUT DER UNIVERSITÄT“ und, nach außen gekehrt und von dem anderen Schriftzug auf beiden Seiten durch ein Sternchen getrennt, „GIESSEN“. Im Zentrum befindet sich das großherzogliche Wappen mit dem aufrecht stehenden Löwen, bekrönt und mit Schwert in der rechten Vordertatze, mit horizontal gestreiftem Fell. Über dem Wappenschild befindet sich die großherzogliche Krone, mit hohem, perlengeschmückten Bügel und Reichsapfel als Bekrönung.

Dieser Institutsstempel wird bis 1921 verwendet, also auch noch von Watzingers Nachfolger Gerhart Rodenwaldt, der seit 1917 Ordinarius in Gießen ist. Seine Monographie „Der Fries des Megarons von Mykenai“ von 1921 (alte Inventarnummer 719) ist tatsächlich das letzte Buch, das den Stempel mit dem großherzoglichen Wappen trägt. Offenbar hat niemand daran Anstoß genommen, dass man noch jahrelang nach dem Ende des Kaiserreichs und nach Absetzung des Großherzogs Ernst Ludwig im November 1918 und der Gründung des Volksstaats Hessen weiter mit dem großherzoglichen Wappen stempelte.



(Abb. 5)

5. Erst 1922 wird dieser Institutsstempel den aktuellen politischen Gegebenheiten angepasst und dafür „korrigiert“. Dabei wird das alte Wappen zurechtgeschnitten, indem die Bügel der Krone herausgeschnitten werden und das Schwert des Löwen getilgt wird. Allerdings bleibt der Schwertknauf erhalten, so dass der „neue“ hessische Löwe eine recht klobige rechte Vorderpfote besitzt. Die deutlich zu erkennende Krone ist jedoch auch Bestandteil des offiziellen hessischen Wappens. In den Raum der getilgten Bügel wird nunmehr die Inventarnummer handschriftlich eingetragen (Stempelform 5).

Die Anpassung des großherzoglichen Stempels lässt sich mit dem Wechsel des Lehrstuhls 1922 parallelisieren: Als Nachfolger Rodenwaldts wurde Richard Delbrueck nach Gießen berufen.¹⁰

Der aus Stempelform 4 gewonnene Stempel Nr. 5 mit der getilgten großherzoglichen Krone wird bis 1926 verwendet und dann für kurze Zeit wieder durch den bereits früher verwendeten Ovalstempel (Stempelform 3) ersetzt. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass der „korrigierte“ Stempel bereits ausgesprochen stark abgenutzt war und nur noch einen sehr unbefriedigenden Abdruck erzeugte.

10 Recke 2000, 59 ff.



(Abb. 6)

6. Ab dem Jahr 1928 wird dann ein neuer Stempel verwendet (Abb. 6): ein kreisrunder Stempel mit doppeltem Rand – der äußere dicker als der innere – und der Aufschrift in Fraktur „Archaeologisches Institut der Universität Gießen“ (nach außen gekehrt) und, im Zenit des Stempels, nach innen gerichtet und vom anderen Schriftzug auf beiden Seiten durch ein Sternchen getrennt, „Volksstaat Hessen“. (Interessanterweise wird „Universität“ nunmehr mit Umlaut geschrieben, während das „Archaeologische Institut“ weiterhin mit ae geschrieben wird.) Im Zentrum des Stempels befindet sich, von einem Kreis eng umfassen, das hessische Landeswappen mit aufgerichtetem, nach links gewandtem Löwen im (von einer Krone bekrönten) Wappenschild. Die Inventarnummer wird nunmehr neben den Stempel geschrieben.

Die Anschaffung des neuen Stempels fällt mit dem Fortgang Delbruecks aus Gießen nach Bonn zusammen. Da die Berufung eines Nachfolgers gescheitert und das Ordinariat angesichts der Finanzlage vom Ministerium gestrichen worden war, wurde stattdessen Margarete Bieber, seit 1919 in Gießen habilitiert und als Privatdozentin tätig, ab dem Wintersemester 1928 mit der Vertretung beauftragt.¹¹ Offenbar war die Anschaffung eines politisch korrekten Institutsstempels eine ihrer ersten Taten.

¹¹ Recke 2000, 76.



(Abb. 7)

7. Der Volksstaat-Stempel wird anfänglich in Blauschwarz verwendet, dann aber in einem kräftigen Hellrot (Abb. 7) mit mittig eingeschriebener Inventarnummer. Ob dieser Farbwechsel einen triftigen Grund hat, ist nicht bekannt. Da das letzte in blau gestempelte Buch (alte Inventarnummer 1204) aus dem Jahr 1933 stammt, das erste bekannte Buch mit rotem Stempel (alte Inventarnummer 1218) aber bereits aus dem Jahre 1934, spiegelt sich hier möglicherweise auch hier wieder der Wechsel in der Institutsleitung wider: Margarete Bieber war 1933 aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ als Jüdin wegen politischer Unzuverlässigkeit entlassen worden, 1934 wurde Walter-Herwig Schuchhardt berufen.¹²



(Abb. 8)

¹² Recke 2000, 92.

8. Die Ablösung des Volksstaat-Stempels durch einen neuen Stempel (Abb. 8) erfolgt im Jahre 1937 und ist mit hoher Wahrscheinlichkeit durch den neuen Stelleninhaber, Willy Zschietzschmann, durchgeführt worden. Im Kreis steht, mit dem Schriftzug nach innen, in einer schlichten Frakturschrift „Archäologisches Institut der Ludwigs-Universität“ und, nach außen gekehrt am unteren Rand, „Gießen“, durch zwei kleine Sterne vom übrigen Schriftzug getrennt. In der Mitte prangt der Reichsadler mit geöffneten Schwingen, auf einem Kranz mit eingeschriebenem Hakenkreuz. Handschriftlich in den freien Platz unter den Schwingen ist die Inventarnummer eingetragen. Zusätzlich wird ein Datumsstempel verwendet.

Die Übersicht über die Abfolge der verwendeten acht Stempel zwischen dem späten 19. Jahrhundert und 1944 hat gezeigt, dass der Wechsel der Institutsstempel sich in hohem Maße mit der Neubesetzung des Lehrstuhls parallelisieren lässt und offenbar ausschließlich von den Lehrstuhlinhabern initiiert wurde. Es scheint von Seiten der Universität keine verbindliche Vorgabe gegeben zu haben, auch wenn manche Stempel in ähnlicher Form sich auch bei anderen Instituten finden lassen, so etwa der Volksstaat-Stempel des Instituts für Leibesübungen (Abb. 9). Zu untersuchen bliebe, wann diese Gestaltung des Institutsstempels an anderen Lehrstühlen eingeführt wurde.



(Abb. 9)

Mit Ausnahme von Gerhart Rodenwaldt hat jeder der Gießener Archäologen einen neuen Stempel verwendet oder den vorhandenen abgewandelt: Bruno Sauer führte wohl mit der Erlangung des Ordinariats und der Begründung eines eigenständigen Archäologischen

Instituts die Stempelform 2 ein – die einzige, die durch ihre Form und Gestaltung auf die Antike Bezug nimmt. Sauer ist offenbar auch die fortlaufende Zählung des Inventars zu verdanken – ein System, das er auch in der Antikensammlung verwendet hat. Seinem ab 1909 in Gießen tätigen Nachfolger Carl Watzinger sind die Stempelformen 3 und 4 zu verdanken. Letztere wird dann unter Richard Delbrueck 1922 den politischen Gegebenheiten angepasst, indem die Merkmale des Großherzoglichen Wappens getilgt werden, so dass die Stempelform 5 entsteht. Nach Delbruecks Fortgang nach Bonn führt Margarete Bieber 1928 den Volksstaat-Stempel (Stempelform 6) ein, den ihr Nachfolger Schuchhardt immerhin in der verwendeten Stempelfarbe abändert. Willy Zschietzschmann führt dann unmittelbar nach seiner Berufung 1937 den nationalsozialistischen Stempel (Stempelform 8) ein. Offenbar spiegelt sich in diesem Bild ein grundlegendes Bedürfnis der neuen Professoren, Veränderungen durchzuführen und dadurch ihre Anwesenheit ganz wörtlich zu „markieren“. Die Anfertigung eines Stempels wird zum Ausdruck ihrer Amtsgewalt.

Interessant ist dabei aber nicht nur, dass der Wandel jeweils unmittelbar mit dem Lehrstuhlinhaber zusammenhängt, sondern auch, dass die jeweiligen politischen Wechsel – vom Großherzogtum zum Volkstaat und die Machtergreifung der Nationalsozialisten – nicht als Anlass genommen wurden, die Stempel zu aktualisieren. Dies geschieht in der Regel erst unter ihren jeweiligen Nachfolgern.

Nun lassen sich aber aus den ermittelten Daten und ihren Kombinationen mit den unterschiedlichen Stempelformen noch weitere Informationen gewinnen. Aufgrund der fortlaufend vergebenen Inventarnummern kann annähernd erschlossen werden, wie viele Bücher in den jeweiligen Ordinariaten erworben wurden. So waren dies unter

Bruno Sauer (1898–1909)	etwa 150 Bände,
C. Watzinger (1909–1916) u. Gerhart Rodenwaldt (1917–1922)	etwa 570 Bände,
Richard Delbrueck (1922–1928)	etwa 230 Bände,
Margarete Bieber (1928–1933)	etwa 250 Bände,
Walter-Herwig Schuchhardt (1934–1936)	etwa 50 Bände.
Willy Zschietzschmann (1937–1945)	etwa 250 Bände.

Umgerechnet auf die Jahre, die die jeweiligen Lehrstuhlinhaber in Gießen gelehrt haben (bzw. im Falle von Margarete Bieber, eine entsprechende Position innegehabt haben), fallen damit in das Ordinariat

Bruno Sauer	etwa 12-13 Bände pro Jahr
C. Watzinger / G. Rodenwaldt	etwa 43-44 Bände pro Jahr
Richard Delbrueck	etwa 32-33 Bände pro Jahr
Margarete Bieber	etwa 50 Bände pro Jahr
Walter-Herwig Schuchhardt	etwa 25 Bände pro Jahr
Willy Zschietzschmann	etwa 32-35 Bände pro Jahr

Mit den Extremen dieser Auflistung – Bruno Sauer und Margarete Bieber – sind gleichzeitig auch die beiden herausragenden Persönlichkeiten des Gießener Instituts erfasst. Sicher kann man Sauer nicht vorwerfen, kein Interesse an Büchern gehabt zu haben. Vielmehr wird deutlich, dass die Zahl der relevanten Neuerscheinungen in diesen Jahren überschaubarer war als in der Zeit der 20er und 30er Jahre – einen Eindruck von den damals publizierten Büchern gibt die jährlich erschienene „Archäologische Bibliographie“ des Deutschen Archäologischen Instituts. Auch muss bei dieser Aufstellung berücksichtigt werden, dass Sauer andere Teilbereiche des Archäologischen Instituts ausgebaut hat wie kein anderer nach ihm: Die kostbare Originalsammlung antiker Vasen und Kleinkunst ist zum großen Teil unter ihm entstanden. Im Gegensatz dazu lässt sich für Margarete Bieber bislang keine einzige Erwerbung eines antiken Originals für die Lehrsammlung nachweisen; einzig eine ganze Reihe von Gipsabgüssen ist durch sie in die Sammlung gelangt.¹³ Ihre Anstrengungen, die Institutsbibliothek zu einem für Forschung und Lehre tauglichen Instrumentarium auszubauen, waren erfolgreich. Dies und ihr Ruf als begnadete, einfühlsame Lehrerin führten dazu, dass unter Margarete Bieber das Archäologische Institut in Gießen mehr Studenten hatte als die Institute in Frankfurt und Marburg zusammen.¹⁴

13 M. Recke, Kasseler Apoll und Dresdener Schauspielerrelief. Margarete Bieber und die Gießener Antikensammlung. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 92, 2007, 351–367.

14 Women in Science. New York World Telegram, 24. January 1942

Archäologisch-geophysikalische Prospektion römischer Wachttürme bei Pohlheim-Grün- ningen

Manfred Blechschmidt

Im Jahre 2005 wurde der obergermanisch-rätische Limes zum Weltkulturerbe der UNESCO gemeinsam mit den anderen Reichsgrenzen des römischen Reiches. Aber nicht erst ab da war die Erinnerung an ihn und den Umgang mit seinen Relikten in unserer Region lebendig.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Reichslimeskommission den gesamten Limes in Deutschland untersucht und die Ergebnisse in einem mehrbändigen Werk festgehalten, das auch heute noch Grundlage aller Limesforschungen ist.

Der Oberhessische Geschichtsverein, der gerade in seinen Anfangsjahren Ausgrabungen besonders stark förderte und selbst durchführte, wurde auch am Limes aktiv. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ließ er das Fundament des Nordtores und der Nordwestecke des Kastells Arnsburg-Alteburg und die Reste des steinernen Wachtturmes Wp. 4/56 in der Gemarkung Lich in der Nähe der Peterseen untersuchen und konservieren.

Eingedenk dieser Tatsache beauftragte er gemeinsam mit der Archäologischen Abteilung des Landesamtes für Denkmalpflege in Wiesbaden (vertreten durch Stephan Bender M. A.) im Herbst 2004 die Firma Poselt & Zickgraf Prospektionen GbR in Marburg mit der Prospektion von Flächen im Bereich der römischen Wachtposten 47, 48 und 48a an der Limesstrecke 4 bei Pohlheim-Grünningen im Landkreis Gießen. Ziel der Untersuchung war die Bestimmung der genauen Lage der Türme und des direkten Umfeldes hinsichtlich weiterer baulicher Strukturen. Vage Untersuchungen durch die Reichslimeskommission im 19. Jahrhundert, leichte Erhöhungen im Gelände und wenige Scherbenfunde in den letzten Jahren ließen die Standorte vermuten.

Etwa 1 bis 1,5 km westlich von Grünningen verläuft die Limesstrecke 4 in nordost-südwestlicher Richtung; die Wachtposten 47, 48 und 48a folgen in regelmäßigen Abständen von ca. 650 m von Süden nach Norden aufeinander. Die Höhe steigt von ca. 265 m über NN. auf über 280 m über NN. Während 4/47 und 4/48 zum Zeitpunkt der Messung auf

Ackerflächen lagen, befand sich 4/48a auf einer Wiese. Sie liegen auf Lößböden unter denen basaltische Gesteinsschichten anstehen.

Die Festlegung der zu messenden Flächen erfolgte auf der Grundlage der in der topographischen Karte eingetragenen Wachtposten; das Auspflocken der Messflächen wurde auf Anweisung durch den Verfasser durch das Katasteramt durchgeführt.

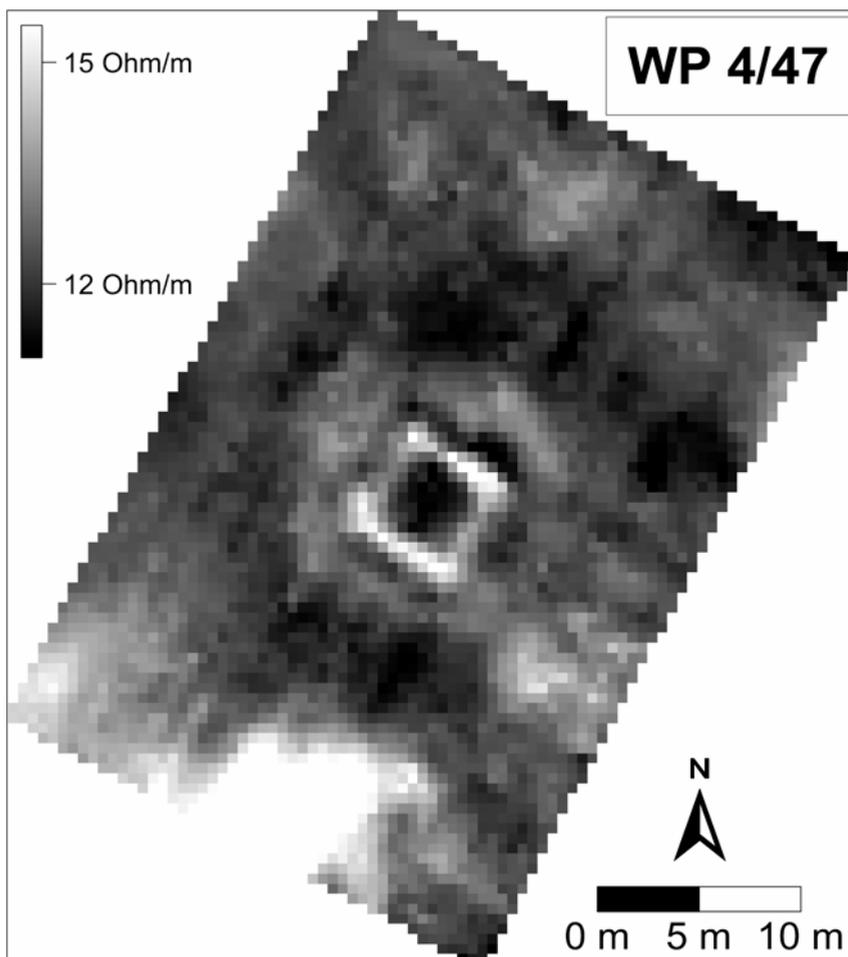


Abb. 1: Geoelektrische Prospektion von Wachtposten 4/47

Für den Wachtposten 4/47 zeigt sich im Messbild ein quadratisches Turmfundament in mitten einer weiteren runden Struktur (Abb. 1), möglicherweise eine Einfriedigung.

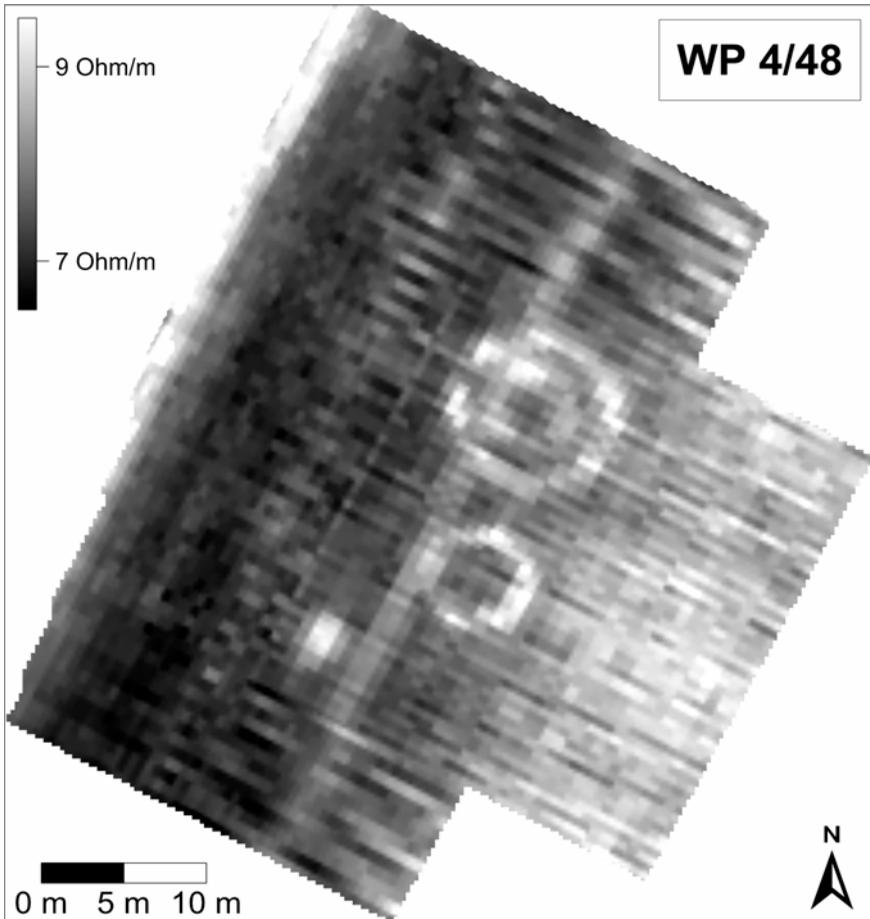


Abb. 2: Geoelektrische Prospektion von Wachtposten 4/48

Ähnlich ist der Befund für WP 4/48 (Abb. 2). Südlich davon ist eine weitere kreisförmige und eine punktuelle Anomalie zu erkennen. Im Messbild zu WP 4/48a (Abb. 3) sind die Reste zweier mutmaßlicher Turmanlagen zu erkennen, wobei der südliche Befund andeutungsweise das zu erwartende quadratische Turmfundament erkennen lässt.

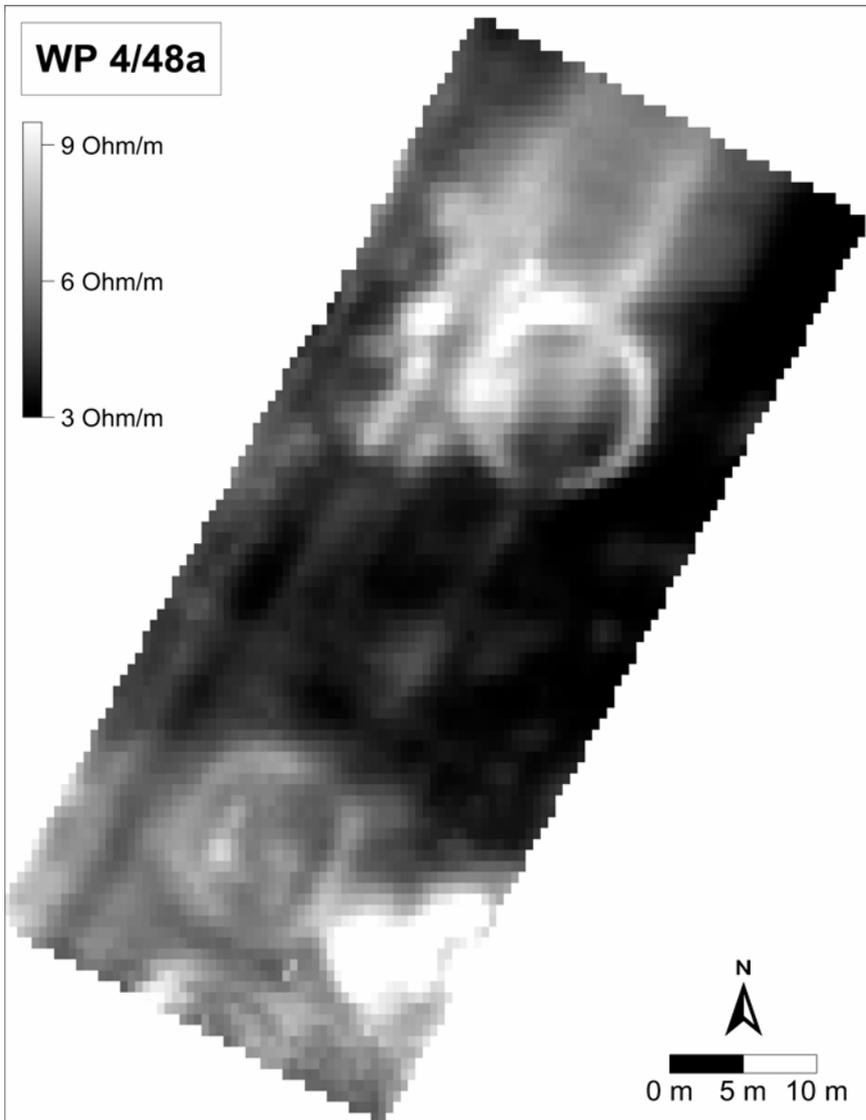


Abb. 3: Geoelektrische Prospektion von Wachtposten 4/48a

Die bei WP 4/48 und WP 4/48a sichtbaren parallelen, geradlinigen Anomalien könnten als Pflugspuren, ehemalige Ackergrenzen oder als Bestandteile einer mittelalterlichen oder römischen Grenzbefestigung gedeutet werden.

Mit dem Befund wurden die Wachttürme eindeutig festgelegt, wobei neben den römischen Strukturen möglicherweise auch mittelalterliche festgestellt wurden.

Dies wäre ein weiterer Beleg dafür, dass die römische Grenzfestigung im Mittelalter erneut als Landwehr diente.

Abschließend kann gesagt werden, dass der Oberhessische Geschichtsverein mit der Beauftragung zur Prospektion einen weiteren wichtigen Beitrag zur Erforschung der Heimatgeschichte geleistet hat.



Abb. 4: Prospektion durch Benno Zickgraf

Zu Benedikt Levis Gottesdienstreform

Ergänzungen zu meinem Aufsatz „Zwischen Reformjudentum und Orthodoxie - Zum 200. Geburtstag des Gießener Rabbiners Dr. Benedikt Levi“¹

Dieter Steil

In diesem Aufsatz habe ich ausführlich diskutiert, in welchen Schritten Levi den Gottesdienst seiner Gießener Gemeinde durch Einführung der deutschen Sprache in Predigt und Gebet sowie deutscher Lieder und der Orgel reformierte. Ich war zu dem Ergebnis gelangt, dass diese Reformen langsam und schrittweise vollzogen wurden. Nachdem Levi schon früh deutsch predigte, seien erst seit 1848 in einem Teil der Gottesdienste Gebete in Deutsch gesprochen worden, ein orgelähnliches Instrument spätestens 1852 genutzt worden, dazu habe der Chor Hebräisch gesungen.

Inzwischen fand ich im Jahrgang 1831 der DIDASKALIA, einer Beilage des FRANKFURTER JOURNAL, zwei Beiträge zu Gottesdiensten in der Gießener Jüdischen Gemeinde. Sie zwingen mich, einige dieser Aussagen zu modifizieren. Beide Beiträge erschienen Anfang Juni im Abstand von einer Woche. Der erste, datiert „Gießen, 19. Mai“ und am 2. Juni veröffentlicht, ist von dem israelitischen Religions- und Elementarlehrer A. L. Rosenthal verfasst. Der andere, datiert „Gießen, 20. Mai“ und am 9. Juni erschienen, ist nicht namentlich gekennzeichnet, könnte jedoch von Levi selbst geschrieben sein².

Rosenthal, im Reformstreit 1847/48 ein entschiedener Gegner Levis³, war schon früh ein Anhänger von Reformen im Judentum und 1831 ein entschiedener Parteigänger Levis für eine Reform des jüdischen Gottesdienstes. Im Geist der jüdischen Aufklärung gestaltete er den Unterricht an der 1823 gegründeten jüdischen Elementarschule. Jetzt verteidigte er in seiner „Korrespondenz“⁴ vehement seinen Rabbiner,

1 Dieter Steil, Zwischen Reformjudentum und Orthodoxie - Zum 200. Geburtstag des Gießener Rabbiners Dr. Benedikt Levi, in: MOHG 91, 2006, S. 69-93.

2 DIDASKALIA 1831, Nr. 153 v. 2.6.; Nr. 160 v. 9.6. Zur Vermutung von Levis Verfässherschaft s. u. Anm. 10.

3 Dieter Steil, Zur Geschichte der Juden. In: 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997. Hrsg. i. A. des Magistrats der Universitätsstadt Gießen v. Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann, Gießen 1997, S. 381-409; hier S. 397. S. a. Dieter Steil, Reformjudentum (wie Anm. 1), S. 78 f.

4 DIDASKALIA 1831, Nr. 153 v. 2.6.

der für den *öffentlichen Gottesdienst*, gemeint ist der Sabbatgottesdienst, mehrere Neuerungen einführte: deutsche Vorträge, um *die Geister seiner Zuhörer zeitgemäß zu lichten*, und die *herzerhebenden Gesänge in deutscher Sprache*. Seine heftige Polemik gegen die *verderbenden Einflüsterungen kurzsichtiger Orthodoxe[r]* lässt erkennen, wie heftig der Streit zwischen Traditionalisten und Reformanhängern in der jüdischen Gemeinde damals sofort geführt wurde.

Der Anonymus berichtete sachlich, doch ebenfalls als überzeugter Anhänger von Reformen über die Hauptgottesdienste an Schawuot, dem zweitägigen Wochenfest, das 1831 am 18./19. Mai (Mittwoch/Donnerstag) gefeiert wurde. An beiden Festtagen wurden Lieder in deutscher Sprache gesungen und predigte Levi auf Deutsch. Den Mittelpunkt des Gottesdienstes am ersten Festtag bildete jedoch die Konfirmation von fünf 13-jährigen Mädchen und Jungen, die *öffentlich ... die Lehren eines gereinigten Mosaismus treu* bekannten.⁵ Das meint: Die Jugendlichen wurden auf die Grundlehren der Tora, nicht mehr oder nicht primär auf den Talmud verpflichtet. Wahrscheinlich sind die „Konfirmanden“ nach dem Religionsbuch von Abraham Alexander Wolff - dem Vorgänger Levis - unterrichtet worden. Unter den Begriffen „*Glaube, Liebe, Hoffnung*“ war von ihm die *Lehre der israelitischen Religion* zusammengefasst worden.⁶ Unter eben diesen Begriffen predigte Levi über die *Grundzüge der mosaischen Religion*, bevor er die Kinder konfirmierte. Beide Verfasser bestätigen also, dass 1831 nicht nur Levi auf Deutsch predigte, sondern auch Choräle auf Deutsch gesungen wurden. Wie sah es aber mit der Orgelbegleitung aus?

In seinem Aufsatz „Beweis der Zulässigkeit des deutschen Choralgesanges mit Orgelbegleitung ...“⁷ hatte Levi aus dem Talmud nachzuweisen versucht, dass die Orgel im jüdischen Gottesdienst benutzt werden kann. Aus der Formulierung im Vorwort seines Aufsatzes, *an*

5 DIDASKALIA Nr. 160 v. 9.6.1831. In der Gießener Gemeinde hatte schon Levis Vorgänger Abraham Alexander Wolff eine Konfirmation durchgeführt, wie der Anonymus ausführte. Carsten Wilke geht in seinem Aufsatz „Humanität als Priesterschaft: Der Gießener Rabbiner Dr. Benedikt Levi (1806 - 1899)“ (in: Aschkenas - Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 16, 2006, S. 37 - 75) S. 53 noch von 1831 als erster Konfirmation aus.

6 Steil, Reformjudentum (wie Anm. 1) S. 84 Anm. 51.

7 B. S. Levi, Beweis der Zulässigkeit des deutschen Choralgesanges mit Orgelbegleitung bei dem sabbathlichen Gottesdienste der Juden. Ein Beitrag zur Liturgie. Offenbach 1833. Zuerst 1832 in: Archiv der Kirchenrechtswissenschaft 3, S. 57-95. Standortnachweis bei Wilke (wie Anm. 5), S. 46 Anm. 30.

der Einführung der fraglichen Verbesserung [das meint: Orgelbegleitung] nur durch den Mangel an den dazu nöthigen Fonds bis jetzt verhindert zu sein, haben sowohl Carsten Wilke⁸ als auch ich geschlossen, dass die Orgel erst zu einem deutlich späteren Zeitpunkt angeschafft worden ist. Dies wird zutreffen, wenn wir an herkömmliche Orgeln denken. In dem Bericht des Anonymus über den Festgottesdienst am ersten Festtag von Schawuot lässt allerdings eine Formulierung aufhorchen. Denn dort heißt es, *bald stieg melodisch und erhaben das Lied ... von harmonischer Musik begleitet [Hervorhebung v. Verf.] ... gen Himmel*. Diese Formulierung lässt nur den Schluss zu, dass bereits 1831 in diesen Gottesdiensten ein kleines orgelähnliches Instrument genutzt worden sein muss, das den Kriterien des Talmud entsprach, wie sie Levi in seinem „Beweis ...“ darlegte, auch wenn es keine klassische Orgel war.

Die Berichte zwingen zu einer modifizierten Bewertung von Levis Aufsatz. Auf keinen Fall wollte er mit seinem Aufsatz erst eine allmähliche liturgische Reform in seiner Gießener Gemeinde vorbereiten. Vielmehr wollte Levi mit der Urfassung dieses Aufsatzes seiner Gemeinde gegenüber seine umfassende Gottesdienstreform begründen. Sie sollte zur Belehrung seiner Gemeinde dienen, bei deren sabbathlichen Gottesdiensten er [Levi, d. Verf.] deutschen Choralgesang mit Orgelbegleitung vor dem Beginne und zu Ende der - jetzt in Deutsch gehaltenen - Predigt einzuführen wünschte.⁹ Beide Berichte beweisen, dass er diese Neuerungen tatsächlich 1831 eingeführt hat. Die Grundlinie seiner Argumentation musste Levi spätestens im Frühjahr 1831 formuliert haben, wie einzelne Formulierungen in dem Bericht des Anonymus zeigen.¹⁰ Er hat demnach mit seinen Darlegungen *die so lange ersehnte Einführung deutscher Gesänge in der hiesigen Synagoge beim öffentlichen Gottesdienste, welche erst kürzlich unser würdiger Rabbiner, Herr Dr. Levi, angeordnet hat*¹¹ vorbereitet und ge-

8 Wilke (wie Anm. 5), S. 53.

9 Levi (wie Anm. 6), S. III.

10 Der Einsender will sich nicht über *die Vortheile und Wirkungen verbreiten, die ein deutscher Gottesdienst sowohl auf das sich zu Gott erhebende Herz, als auch darauf ausübt, daß er ein Gefühl für Anstand und Würde bei heiligen Verrichtungen erweckt, die dann ihren Zweck auf die Sittlichkeit des ganzen Lebens nicht verfehlen*. Dies sind Formulierungen, die fast wörtlich in Levis Aufsatz vorkommen. Daher die Vermutung, dass er der Verfasser der anonymen Zuschrift an die DISDAKALIA gewesen ist (s. o. Anm. 2).

11 Rosenthal in seiner Korrespondenz vom 19. Mai in: DIDASKALIA Nr. 153.

rechtfertigt. Deutlich ist, dass Levi die deutsche Predigt nicht isoliert und damit als Fremdkörper in den sonst hebräischen Gottesdienst einführen wollte und eingeführt hat. Dass er den deutschen Choral vor und nach der Predigt vorsah, ist eine Anleihe bei der protestantischen Liturgie wie die Predigt selbst. Wenn sich Levi zu einer ausführlicheren talmudischen Begründung seines recht radikalen Reformansatzes und zu einer Veröffentlichung entschloss - der Aufsatz erschien 1832 zunächst in einer christlichen Zeitschrift, erst ein Jahr später in einem Separatdruck -, dann dürfte dies eine Reaktion auf die Kritik gewesen sein, die nicht nur in der Gießener Gemeinde an seiner Reform des jüdischen Kultus geübt wurde. Zugleich könnte man seinen Hinweis im Vorwort, die Orgel könne aus finanziellen Gründen noch nicht angeschafft werden, auf dem Hintergrund der neu aufgefundenen Berichte so deuten, dass er zunächst die Nutzung eines Instruments zur Begleitung des Gesangs mit Rücksicht auf die innergemeindliche Opposition aussetzte. Die neu aufgefundenen Berichte erlauben also einen genaueren Blick auf die frühe Phase einer Gemeinde im Umbruch.

Dass Levis vor allem ästhetisch begründete Reformen des Gottesdienstes auch eine gesellschaftlich-politische Dimension enthielten, macht der anonym veröffentlichte Bericht ebenfalls deutlich. Für den Schreiber zeigen *die Juden* mit ihren Gottesdiensten in deutscher Sprache *öffentlich*, dass sie die Vorstellungen von einer Rückkehr nach Palästina, der Wiedererrichtung eines hebräischen Staates und einer Wiederbelebung der hebräischen Sprache aufgeben. Vielmehr zeigen sie öffentlich *den Bürgersinn und die Anhänglichkeit an ihr Vaterland, die sie längst schon im Herzen tragen*; und sie zeigen, *daß sie das Land ihres Regenten für ihr Vaterland, die Sprache ihres Landes für die ihre, und ihre Mitbürger aller Confessionen für ihre Mitbrüder anerkennen*.¹² Diese Formulierungen illustrieren zugleich auch die gesellschaftliche Dimension der theologischen Begriffe „Glaube, Liebe, Hoffnung“ in Levis Predigt 1831: Festhalten an der Tora als Kern des jüdischen Glaubens, Liebe zur Gesellschaft, in der sie leben, und Hoffnung auf Anerkennung durch die und in der christlichen Mehrheitsgesellschaft. Dieses Vertrauen einer selbstbewusst gewordenen, liberal und patriotisch gesinnten Generation jüdischer Bürger Gießens wurde nie ganz erfüllt und schließlich auf das Schrecklichste zerstört.

12 Dass Levi in späteren Jahren fast gleichlautende Formulierungen benutzte und seine Lebenspraxis diesen Grundsätzen entsprach, spricht ebenfalls für die Autorschaft Levis (wie Anm. 2 u. 10).

II. Miscellen

Ein Ritter, zwei Köpfe und ein Sänger

Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Biebertal



Ein geharnischter Ritter, seitwärts blickend, galoppiert von rechts nach links. Drei steigende Löwen zieren Schild und Schabracke. Beflügelt sind sie nicht. Ein ernster Kopf mit Helm und ein groteskes Gesicht schauen darüber und darunter. Ein Sänger begleitet sein Lied mit der Laute. Dieser Schmuck von Portal und Erker war bei der Einweihung des umgebauten Alten Schlosses als Museum am 14. Oktober 1905 noch nicht vorhanden. Bilder aus der ersten Zeit zeigen unbehaute Quader. Am 10.10.1914 wird im Gießener Anzeiger berichtet: *Vom alten Schloß. An der Außenfront des alten Schlosses, dessen Wiederherstellung vor 12 Jahren durch die Stadt im Innern und Äußern ausgeführt wurde, ist seit einigen Tagen der Bildhauer Scheuring*



=Frankfurt a.M. tätig, um die Bildhauerarbeit am Portal und am Erker herzustellen.

Ob der noch projizierte Wehrgang am Kanzleiberg wiederhergestellt wird, der zwischen dem Schloß und der ehemaligen Feidelschen Hofreite seinen Platz erhält, hängt von den verfügbaren Mitteln ab. Zehn Wochen zuvor, am 2. August, hatte der Weltkrieg begonnen.

Neues von den Gießener Friedhöfen

Restaurierung des Galvano-Engels auf dem Alten Friedhof

Dagmar Klein, Wetttenberg

Er hatte mehrfache Risse auf dem Rücken und kräftig Rost angesetzt - der Metallengel auf dem Alten Friedhof in Gießen. Im Auftrag der Unteren Denkmalschutzbehörde Gießen holte Ende November 2008 eine Regensburger Spezialfirma die Galvanoplastik zur Restaurierung ab. Mitte Mai 2009 kehrte sie in frischem Glanz auf ihren angestammten Platz zurück, auf die Familiengrabstätte des Metallbildhauers Heinrich Küchel.

Auf den Schaden aufmerksam gemacht hatten Mitglieder des Freundeskreis' Alter Friedhof, eine Arbeitsgruppe des OHG, im Frühjahr 2008 während ihres alljährlichen Rundgangs mit Denkmalpfleger Joachim Rauch. Er setzte alle organisatorischen Hebel in Bewegung, damit die Sanierung innerhalb kürzester Zeit vorgenommen werden konnte, dazu gehörte auch die Besitzstandsklärung und Abtretung an die Stadt.

Seit Jahren war an der neuralgischen Stelle, an der die Flügel ansetzen, durch einen feinen Riss an der Nahtstelle Regenwasser eingedrungen. Die Metallschicht bei diesen Skulpturen ist sehr dünn, sie legt sich im elektrochemischen Galvanisierbad um einen Gipskern, der wiederum

eine Metallarmierung enthält. Der Gipskern saugt sich bei Schäden an der Außenhaut mit Regenwasser voll, quillt auf und vergrößert nicht nur die vorhandenen Risse, sondern ruft immer weitere Schäden hervor bis zum Aufplatzen einzelner Teile oder der gesamten Figur.

Galvanoengel sind industriell gefertigt, sie waren um 1900 ein Massenphänomen auf deutschen Friedhöfen, doch sind die meisten von ihnen verschwunden. Ein Gutteil wurde bereits im Ersten Weltkrieg beschlagnahmt, um sie für die neuen Waffen einzuschmelzen (Gasgranatenhülsen). An den übrig gebliebenen Figuren nagte der Zahn der Zeit, der zum Aufplatzen und Rosten der Nähte bis zur Aufsprengung der ganzen Figur reicht.

Die Restaurierung ist sehr aufwändig, da der Gipskern vorsichtig entfernt werden und das gesamte Innere gut trocknen muss.

Der Gießener Engel ist ein „WMF-Klassiker“ laut dem zuständigen Restaurator Maximilian Heimler aus Regensburg. Im WMF-Katalog ist er als „Grabfigur Nr. 745 a“ verzeichnet mit der Angabe „von Lehnert“. Dieselbe Figur wurde auch ohne Flügel angeboten. Der Bildhauer Adolf Lehnert (1862-1948) lehrte an der Kunstakademie Leipzig, die ihn 1896 zum Professor ernannte. Er hat zahlreiche Denkmäler geschaffen, - unter anderem das erste öffentliche Denkmal für eine Frau: Luise Otto Peters -, und mehrere Grabfiguren für die WMF.

Die Württembergische Metallwarenfabrik (Geislingen/Steige) war von 1890 bis 1950 in diesem Bereich führend tätig. Über reich illustrierte Kataloge wurde das umfangreiche Sortiment einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Mittels exakter Buchführung versuchte man die Aura des Einmaligen zu gewährleisten, denn jede Plastik sollte möglichst nur einmal auf einem Friedhof zu finden sein. Ausnahmen waren Großfriedhöfe wie Hamburg-Ohlsdorf und Köln-Melaten.

Derzeit erstaunt der Gießener WMF-Engel noch mit seinem ungewohnt dunklen Glanz, der durch die konservierende Wachsschicht entsteht, doch wird er durch Pollen und Staub bald wieder seine grünliche Patina bekommen.



November 2008: Abtransport des Galvano-Engels (Foto: Dagmar Klein)



Mai 2009: Begutachtung der einstigen Schadstelle (Foto: Dagmar Klein)

Initiativgruppe „*stolpersteine* in Gießen“

Monika Graulich, Gießen

Die Gedenkform, die der Kölner Künstler Gunter Demnig für Opfer der Nazi-Diktatur entwickelt hat, findet über die Bundesrepublik hinaus Zustimmung und Anerkennung. Für Spender und Spurensuchende erwächst daraus die Möglichkeit, sich dem Leben und Alltag einzelner Menschen zuzuwenden: Die Opfer wohnten in der jeweiligen Kommune, sie waren Nachbarn.

Mit den *stolpersteinen* soll in erster Linie an die Opfer erinnert werden, die deportiert und ermordet wurden, die keinen Grabstein haben. Für überlebende Angehörige, denen die Flucht gelang, können ebenfalls *stolpersteine* an der letzten frei gewählten Adresse verlegt werden. Der Künstler beabsichtigt, darüber eine Art „Zusammenführung“ zu ermöglichen. Das Datum der Verlegung wird vom Büro Gunter Demnigs im Rahmen der Gesamt-Routenplanung festgelegt, der Vorlauf beträgt etwa ein Jahr.



Gunter Demnig bei der ersten *stolpersteine*-Verlegung in Gießen
am 22. April 2008 (Foto: D. Klein)

Bei der konkreten Spurensuche wird die Problematik sichtbar, die Gießen als „verwundete“ Stadt dauerhaft kennzeichnet: *stolpersteine* sollen an der letzten frei gewählten Adresse der Opfer verlegt werden. Die letzte Wohnadresse war in der Regel nicht frei gewählt, sondern verfolgungsbedingt. Mit der Nachkriegsbebauung ist die Wohnsituation vor 1933 häufig kaum nachvollziehbar, nur wenige Vorkriegsadressen entsprechen in Hausnummern oder Bebauung der Situation vor der Kriegszerstörung.

Der Rechercheaufwand zu den Einzelschicksalen vor der Deportation wird meist unterschätzt; nicht bei den bereits bekannten Opfern, hier gibt es genügend Vorarbeiten, aber zu den bisher unbekanntem. Und gerade hier ist es wünschenswert, etwas zum Lebenslauf zu erfahren. Das Schicksal muss in Gießen mit konventionellen Mitteln recherchiert werden, anders als in vielen Kreisgemeinden sind die Familiengeschichten der jüdischen Opfer noch nicht geschrieben.

Doch müssen auch die Verfolgungsmaßnahmen insgesamt berücksichtigt werden. Daten zu den Opfern der Deportation im September 1942 sind veröffentlichten Listen zu entnehmen, dank Digitalisierung und Internetsuche kann dabei auf den neuesten Stand zurückgegriffen werden. Für andere Opfergruppen stehen keine öffentlichen Listen zur Verfügung, andere Opfer können nur berücksichtigt werden, wenn ein Name bekannt ist. Zu beachten ist: Der Verband der Sinti und Roma in Hessen lehnt die Gedenkform *stolpersteine* im öffentlichen Raum generell ab.

Ein wichtiges Anliegen der Gießener Koordinierungsgruppe ist es, dass junge Menschen bei der Spurensuche aktiv werden: im Stadtarchiv eine Meldekarte in die Hand nehmen, in Akten blättern, nach Fotografien suchen. Auf diese Weise kann ein Gefühl für bürgerliches Engagement und Verantwortung entstehen.

In Gießen wurden erstmals am 22. April 2008 *stolpersteine* verlegt, an fünf Wohnadressen (13: sieben Frauen, sechs Männer). An der Ricarda-Huch-Schule wurden zehn *stolpersteine* für ehemalige jüdische Schülerinnen der RHS verlegt. Bei der zweiten Verlegung am 12. und 13. Februar 2009 waren es dreizehn Verlegestellen (26: fünfzehn Frauen und elf Männer). Die dritte Verlegung erfolgte am 22. Oktober 2009 an 6 Verlegestellen in Gießen (18: 13 Frauen und 5 Männer) und 4 in Wieseck (7: 5 Frauen und 2 Männer).



stolpersteine vor dem Geschäft von Ignatz Pfeffer am Marktplatz 6 in Gießen.
(Foto: Dagmar Klein)

Ein *stolperstein* (Herstellung der Platte und Verlegung) wird mit 95 Euro berechnet. *stolpersteine* werden ausschließlich über Spenden finanziert. Die Koordinierungsgruppe bittet um Kontaktaufnahme für Spurensuche und Spendenbereitschaft.

www.stolpersteine-giessen.de

Aus der Arbeit des Gleiberg-Vereins 2008/09

Jürgen Leib, Wetttenberg

Im September 1879 schenkte der preußische Staat die Burg dem 1837 gegründeten Gleiberg-Verein. Der Eigentümerwechsel ging mit der Verpflichtung einher, dass der Verein den weiteren Verfall der Burganlage stoppen, Sanierungsarbeiten durchführen und der Öffentlichkeit den Zugang ermöglichen müsse. Seit 130 Jahren bemüht sich der 500 Mitglieder zählende Verein im Rahmen seiner eigenen finanziellen Möglichkeiten und unterstützt durch öffentliche Zuschüsse und private Spenden, diese Aufgaben zu erfüllen. Allein die in den letzten fünf-

halb Jahren (Januar 2004 bis Juli 2009) durchgeführten Baumaßnahmen kosteten rund 650.000 Euro, von denen der Verein etwa 400.000 Euro aufgebracht hat und sich deshalb verschulden musste.

Die 2008 begonnene und 2009 abgeschlossene Sanierung der inneren Burgmauer zwischen dem Hof der Unterburg und der Gleiberger Kirche erforderte eine Investition von über 100.000 Euro. Nach Entfernung des Efeubewuchses stellte sich heraus, dass sich die gesamte Mauer etwa 20 cm nach außen geneigt hatte und die Schäden erheblich größer waren als vermutet. Gemäß den Empfehlungen eines Statikers und in Abstimmung mit der Denkmalpflege wurden deshalb zusätzlich drei Stahlbetonfeiler errichtet.

Unmittelbar vor der Vollendung steht auch die Sanierung der Gleiberger Stadtmauer zwischen dem Südtor und dem Nassauer-Bau der Unterburg. Da sie sich im Eigentum der Gemeinde Wettenberg befindet, trägt diese auch die Kosten von etwa 70.000 Euro. Der vom Südtor zur Burg führende Fußweg wurde vom Verein „Bürgerprojekt Gleiberg“ in mehrmonatiger ehrenamtlicher Arbeit und mit finanzieller Unterstützung der Volksbank Mittelhessen wieder sehr gut begehbar hergestellt.

An verschiedenen Stellen des Bergfrieds und am Giebel des Albertus-Baus hatten sich Pflanzen angesiedelt. Sie wurden durch Gewerbekletterer, also seilunterstützte Höhenarbeiten, entfernt und die Fugen mit Mörtel verschlossen.

Die Pächterin der Burggaststätte, die Friedrich-Gastronomie GmbH, hat mit erheblichen eigenen Investitionen, großem Engagement und unterstützt durch den Gleiberg-Verein, die Attraktivität des gastronomischen Angebots gesteigert. Hier sind vor allem zu nennen die Teilverlagerung und Neueinrichtung der Küche vom Keller in das Erdgeschoss und die Errichtung einer überdachten Holzkonstruktion vor dem südlichen Küchen- bzw. Kellereingang, um Leergut und Verpackungsmaterial nicht im Freien lagern zu müssen.

2008/09 fanden wieder zahlreiche kulturelle Veranstaltungen auf der Burg statt, die meist von mehreren hundert, teilweise sogar von weit über 1000 Gästen besucht wurden. Es waren dies vor allem das Gastspiel der Rodgau Monotones, die zweimal durchgeführte „Italienische Nacht“, das musikalische Wochenende mit Nora Schmidt, ein Konzert im Rahmen des mittelhessischen Kultursommers mit dem polnischen

„Motion Trio“, ein Besuch der hr4-Sommertour sowie der Tag des offenen Denkmals.

Ergänzend zu einem bereits existierenden Flyer mit den wichtigsten historischen Daten über die Burg und einem Überblick über die Aktivitäten des Gleiberg-Vereins wurde ein kleiner Burgführer erstellt, so dass Besucher jetzt selbstständig die Burg und ihre Geschichte erkunden können. Neu ist auch ein 40-seitiger Burgführer für Kinder mit dem Titel „Entdecke die Burg Gleiberg. Eine Reise in die Zeit der Burgen“. Das Heft entstand als Examensarbeit im Rahmen des ersten Staatsexamens für das Lehramt an Grundschulen am Institut für Didaktik der Geschichte der Universität Gießen, betreut von Rita Rohrbach. Es wurde vom Gleiberg-Verein in hoher Auflage gedruckt und erfreut sich großer Beliebtheit bei Lehrern und Schülern in Mittelhessen.

Die Gemeinde Wettenberg hat im Neubaugebiet „Baumäcker“ Straßen nach früheren Eigentümern der Burg Gleiberg benannt, die von dort über 800 Jahre lang das Gleiberger Land beherrschten (Luxemburger-, Merenberger-, Nassauer-Ring). Am 18.10.2008 und am 7.3.2009 fanden Arbeitseinsätze im Burggelände statt. An beiden Tagen haben fast 100 Vereinsmitglieder Efeubewuchs von den Mauern entfernt, Gebüsche und Bäume zurück geschnitten und Säuberungen durchgeführt.

Vom 4. bis 6. September 2009 fand im fünfjährigen Rhythmus wieder ein großes Gleibergfest mit historischem Markt im Dorf und auf der Burg statt, dessen Erlös in die Burgsanierung fließen wird.

Die o.g. Flyer werden von der Burggastronomie vorrätig gehalten. Der Burgführer für Kinder kann ebenso wie Burgführungen für interessierte Gruppen telefonisch bei Dr. Jürgen Leib (0641-82586) bestellt werden. Weitere Informationen sind über die Homepage des Vereins (www.burg-gleiberg.de) oder bei dem Vorsitzenden Günter Feußner (0641-83428) erhältlich.

Die „Fischbauchbrücke“ in Treis an der Lumda - Vom Abriss bedroht

Susanne Gerschlauer, Staufenberg

Im Jahr 1906 wurde eine neue Lumda-Überquerung in der heutigen Bahnhofstraße in Treis der öffentlichen Nutzung übergeben. Zuvor verbanden an der gleichen Stelle bereits fast 300 Jahre lang mehrere aufeinander folgende hölzerne und steinerne Brücken die beiden Lumda-Ufer, nachdem eine ehemals vermutlich etwa an dieser Stelle vorhandene Furt zugunsten der Querung ohne nasse Füße aufgegeben worden war.

Die Brücke, am südlichen Rand des alten Ortskerns gelegen, verbindet heute die Bahnhofstraße aus dem Ortskern kommend und nach Süden weiter verlaufend mit dem Kreuzungspunkt aus Weiherstraße, von Westen, Großen-Busecker-Straße von Südwesten und Am Edelgarten von Osten her. Bauzeitlich diente sie, wie ihre unmittelbare Vorgängerin, der Verbindung über die Lumda zwischen altem Ort und Neubausiedlung.¹ Seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde die Bebauung im Süden des Dorfes vorangetrieben, über die 1940er Jahre bis heute anhaltend.² Diese Brückenlage über die Lumda besaß bereits vor der Dorferweiterung durch Wohnneubauten für den landwirtschaftlichen Fahrverkehr große Bedeutung, da sie den Weg zu den im Süden der Lumda gelegenen Feldern bequemer gestaltete.

1 Die 1906 abgerissene Vorgängerbrücke war eine steinerne Bogenbrücke mit je zwei Land- und Flußpfeilern, die den Rundbögen Widerlager boten. Eine Begrenzung nach Westen und Osten erfolgte über etwa kniehohe breite Bruchsteinmauern. Foto vgl.: Walbe, Heinrich, Die Kunstdenkmäler in Hessen, Kreis Gießen, Bd I, Nördlicher Teil, Darmstadt 1938, S. 355 o.

2 Mit dem Bau der Schule um 1880, der Errichtung des Bahnhofs 1902 und der Eröffnung der Zugverbindung in das Lumdatal 1904, alle auf der südlichen Seite der Lumda und somit des Ortes gelegen, besaß die dortige Lumda-Überquerung eine besondere verkehrstechnische Bedeutung. Heute (2009) kommt die Notwendigkeit der Überquerung durch den Schwerlastverkehr hinzu, der seit vielen Jahren Sande aus der Treiser Sandgrube heraus abfährt bzw. Baugrubenverfüllung antransportiert.



Abb. 1: Treis an der Lumda, Brücke Bahnhofstraße, von Südweste; S.G., 08.2009

Der Begriff „Fischbauchbrücke“, der auf die Treiser Brücke von 1906 angewandt wird, stammt aus der eigentümlichen Form der Tragwerkskonstruktion, die durch die Bögen unterhalb der geraden Fahrbahn an einen Fischbauch erinnert. Die Treiser Brücke besteht aus zwei Betonfeldern, deren jeweils gerade Oberflächen auf dem Mittelpfeiler aufliegen. Diese dienen zur Aufnahme der entstehenden Druckkräfte. Die jeweils acht Stahl-Zugbänder an deren Unterseiten nehmen die Zugspannungen auf. In jedem der beiden Felder beträgt die Stichhöhe der Bögen etwa 45 cm. Brückenform, Konstruktionsweise und Material waren zu ihrer Bauzeit innovative Errungenschaften. Etwa zwölf Jahre zuvor war erstmals in Deutschland eine Stahl-Beton-Brücke in der Fischbauchform errichtet worden.³

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden mit gebranntem Kalk, Sanden, Ton und Wasser Mischversuche unternommen, um zu einem dauerhaften und stabilen Mörtel zu gelangen. Diese mündeten 1824 in der Erfindung des Portlandzements. Eine technische Weiterentwicklung hatte sich mit der Patentierung des von Joseph Monier erfundenen

3 Ritter, R., Möller-Brücken in Sachsen Anhalt, in: VSVI, Sachsen-Anhalt 2001, Heft 1

Stahl-Betons (1867) ergeben. Hierdurch boten sich zusätzliche Anwendungsmöglichkeiten in der Architektur.

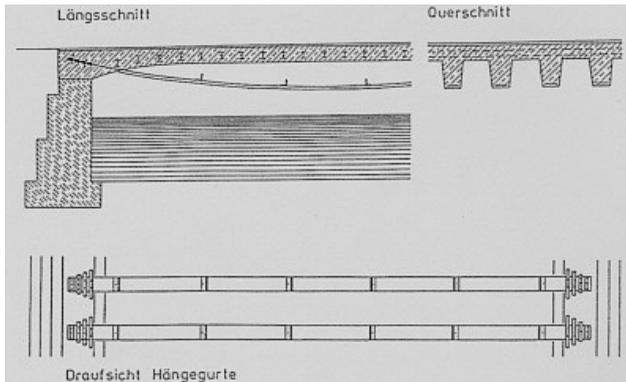


Abb. 2: Möller-Patent Auszug: Trägerdecke-Bauwerk, Skizze 1890er Jahre (Quelle: vgl. Anm. 4)

Die Treiser Stahl-Beton-Brücke wurde errichtet nach einem Patent des Braunschweiger Ingenieurs Max Möller (1854-1935).⁴ Der Professor für Wasserbau an der TH Braunschweig, der auch in Hamburg, Karlsruhe und Leipzig lehrte, erwarb sein Patent auf die „Trägerdecke-Bauweise“ in den späten 1890er Jahren. Vor allem für Werkshalledecken aber auch für Brücken kamen die Trägerdecken nach dem Möller-Patent zum Einsatz. Sie beruhten auf einer Hängegurt-Träger-Konstruktion aus Stahlträgern, die z.T. mit Beton ummantelt waren. Die erste Hängegurt-Träger-Brücke wurde 1894 errichtet.⁵

Vor allem aus Sachsen-Anhalt und Niedersachsen, dem Hauptwirkungskreis einer der beiden bauausführenden Firmen, Drenckhahn & Sudhop⁶, sind so genannte Fischbauchbrücken von Möller bekannt -

4 zu Max Möller: Kertz, Walter, Max Möller (1854-1935), ein origineller Braunschweiger Professor, Braunschweig 1987 (Projektberichte zur Geschichte der Carolo-Wilhelmina) sowie: J. Quade, L.-D. Fiedler, E. Reuschel, Historische Brückenkonstruktionen aus Möllertägern, in: Bautechnik aktuell, 1994, Heft 1, S. 41-47; zu dem Möller-Patent der „Trägerdecken-Bauweise“ (Fischbauchbrücke) vgl. Beitrag von Axel Bach: <http://www.bauwerk.axbach.de/Veroeff/artikel-moeller.html> (20.08.2009); zum Begriff „Möllertäger“: <http://www.elkage.de/src/public/showterms.php> (03.09.2009)

5 <http://www.bauwerk.axbach.de/Veroeff/artikel-moeller.html> (20.08.2009)

6 Die zweite Firma war die des Bauunternehmers Rudolf Wolle aus Leipzig, die u.a. das Völkerschlachtdenkmal 1912/13 und eine der Ausstellungshallen der internationalen Baufachausstellung 1913 in Leipzig errichtete.

manche noch erhalten.⁷ Insofern stellt die Brücke im mittelhessischen Dorf Treis an der Lumda eine besondere Seltenheit dar.

Bevor die neue Treiser Brücke gebaut werden konnte, wurde die alte, offenbar sehr auffällige, abgerissen und durch einen hölzernen Notbau ersetzt. Der ausführende Schreiner war Balthasar Leinweber aus Treis.⁸ Erste öffentliche Ausschreibungen für einen Brückenneubau fanden bereits im Februar 1906 statt.⁹ Bauaufsicht und -kosten lagen bei dem Landkreis Gießen. Zuständiger Aufsichtsbeamter war der Großherzogliche Kreisbauinspektor Diehm, der den Vertrag mit der ausführenden Braunschweiger Firma Drenckhahn & Sudhop am 14. Juni 1906 unterzeichnete. Für im Angebot ausgeschriebene 20.316 Mark¹⁰ sollte die Brücke innerhalb von rund vier Wochen errichtet werden. Im Vordergrund standen für die Auftraggeber der modernen Stahl-Beton Brücke im Wesentlichen die hohe Belastbarkeit, die kurze Bauzeit und relativ geringen Kosten dieser Lumda-Querung. Die Ausweitung der südlichen Ortsbebauung von Treis und damit einhergehend eine erwartete höhere Verkehrsbelastung sind zeittypische Merkmale dieses Bauvorhabens.

Erst am 30.08.1906 erfolgte während der Gemeinderatssitzung der Beschluss, die Arbeiten für den Abbruch der Notbrücke an Philipp Rabenau, Treis, zu vergeben. Dies markiert etwa die Zeit der Inbetriebnahme der neuen Brücke.¹¹

Die neu errichtete Brücke nach dem Möller-Patent wurde in einer Stahl-Beton-Konstruktion als modernes Bauwerk ihrer Zeit errichtet. Sie besteht aus einem mittig sitzenden Flusspfeiler mit nach Westen und Osten weisendem Wellenbrecher, zwei Landpfeilern und einer in der Mitte leicht überhöhten Brückenbahn. Die Brücke überspannt eine Distanz von etwa 21 Metern und besitzt eine Breite von ca. 7,20

7 Insgesamt wurden zwischen 1894 und 1930 vermutlich etwa 500 Brücken nach dem Möller-Patent im heutigen Bundesgebiet und Polen errichtet.
(aus: <http://www.bauwerk.axbach.de/Veroeff/artikel-moeller.html> (20.08.2009))

8 Stadtarchiv Staufenberg, Bestand Treis, Nr. A 1499, Neubau einer Brücke über die Lumda und andere Brückenbaumaßnahmen (1873. 1906-1908. 1934), hier: Protokoll des Gemeinderates vom 08.03.1906, unter Verantwortung von Bm. Benner

9 Gießener Anzeiger, Nr. 47, 17.02.1906

10 Stadtarchiv Staufenberg, Bestand Treis, Nr. A 1499, Neubau einer Brücke über die Lumda und andere Brückenbaumaßnahmen (1873. 1906-1908. 1934), hier: Kostenvoranschlag der Firma Drenckhahn & Sudhop, Braunschweig, vom 14.06.1906

11 Stadtarchiv Staufenberg, Bestand Treis, Nr. A 1499, Neubau einer Brücke über die Lumda und andere Brückenbaumaßnahmen (1873. 1906-1908. 1934), hier: Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 30.08.1906 Treis a.d.L.

Metern. Die Zweifeldbrücke mit je acht Hängegurten aus betonummanteltem Stahl ist hier, im Unterschied zur sonst bevorzugten Hängeträger-Konstruktionen, nicht mit durchgehend gerader Decke ausgeführt, sondern mit je einer zur Mitte hin leicht ansteigenden Fläche versehen, die auf dem Mittelpfeiler aufliegt. Die Gehwegkanten der Oberfläche sind zur Fahrbahn hin mit gusseisernen gerillten Eckleisten vor Ausbruch geschützt. Der äußere Kantenabschluss der Brückendecke wurde, ähnlich vergleichbarer Brücken in Sachsen-Anhalt, mit einem Betonprofil aus Wulst (16 cm) und Kehle (6 cm) ausgeführt. Ansonsten ist die Brücke bis auf das in seiner Binnenstruktur in Andreaskreuzstreben ausgeführte schmiedeeiserne Geländer von 2 x 28 Meter Länge, schmucklos. Im nach Westen gerichteten Kopf des Wellenbrechers wurde in einem Spiegelfeld die Jahreszahl der Bauausführung „1906“ eingeschrieben, gegenüber, auf der Ostseite, wurde in gleicher Lage ein Sandstein eingebaut, der die Inschrift „1765“ trägt und damit auf die Erbauungszeit der Vorgängerbrücke hinweist.¹²

Alle anfallenden Schmiedearbeiten, abgesehen von der Herstellung des Brückengeländers - von der Firma Drenckhahn & Sudhop mitangeboten und geliefert -, führten die Schmiede Adam Schick II. und Heinrich Göbel III. aus Treis aus. Für die Pflasterarbeiten wurde Pflastermeister Heinrich Werner II. aus Grünberg verpflichtet, dabei wurden auch Steine aus dem gemeindeeigenen Steinbruch verwendet.¹³

Bis heute fanden an der Brücke keine bzw. nur geringe substanzerhaltende Reparatur- oder Sanierungsarbeiten statt. Ihr Erhaltungszustand ist daher schlecht. Aufgrund daraus resultierender unverhältnismäßig hoher Sanierungskosten für die zuständige Stadt Staufenberg steht die Existenz der Fischbauchbrücke nach dem Möller-Patent heute in Frage.¹⁴

Die Konstruktion von Fischbauchbrücken ist seit dem 19. Jahrhundert bis heute besonders im Eisenbahnbrückenbau in so genanntem Stahlfachwerk bekannt. Die Hauptbauzeit dieser Eisenbahnbrücken lag etwa zwischen der Mitte des 19. und den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts.

12 Archivalien zur genauen Datierung sind bisher nicht bekannt.

13 ebd., hier: Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 01.03.1906, Treis a.d.L.

14 Vgl. Gießener Allgemeine Zeitung, 11.11.2009, S. 39: „Neubau der Lumdabrücke beginnt im März 2010“.

Noch heute werden Fischbauchbrücken in Stahl bzw. Stahlfachwerk errichtet, die nicht für den Eisenbahnverkehr vorgesehen sind. Die gelb-grüne Behelfsbrücke für Baufahrzeuge zur Querung der Lahn bei Argenstein im Zusammenhang mit dem aktuellen B3-A-Weiterbau soll als Beispiel dienen. In Verbindung mit Stahlbeton jedoch stellt die Treiser Fischbauchbrücke eine besondere Seltenheit dar. Ihre Bedeutung erwirbt sie durch die Einmaligkeit des Typs im mittelhessischen Raum. Die Bauweise dieser speziellen Brückenkonstruktionen blieb auf die Zeit bis etwa die 1920er Jahre beschränkt, da die technischen und konstruktiven Fortschritte die Bauweise überholten. Die Treiser Brücke steht heute als Kulturdenkmal unter Schutz; besonders aufgrund des historischen Eisengittergeländers. Ihre Konstruktionsform fand bisher kaum Würdigung.

Berichte aus der Antikensammlung 2008-2009

Dr. Matthias Recke, Gießen



Abb. 1: Zu den zahlreichen Neuzugängen der Antikensammlung gehört auch eine wertvolle Kollektion römischer Gläser (Schenkung Heinz Beer)

1. Aktivitäten und Ausstellungen in der Antikensammlung

Vom 29. Oktober 2008 bis zum 15. Februar 2009 war in den Räumen der Antikensammlung im Wallenfels'schen Haus die Sonderausstellung „Antike – Fische – Teller. Die Fischteller der Sammlung Neumann“ zu sehen, zu der auch eine reich illustrierte Begleitbroschüre erschien. Ein ausführlicher Bericht ist im Journal des Hessischen Museumsverbandes, Mitteilungen 36, 2009 zu lesen.

Unter dem Titel „ErhaltenSwert – Archäologische und bibliophile Schätze für die Zukunft bewahren“ wurde vom 1. Juli bis zum 9. August 2009 eine in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek konzipierte Sonderausstellung gezeigt. Anlass war die mit Unterstützung der gemeinnützigen Stiftung der Sparkasse Gießen durchgeführte Konservierung der „Constitutio Antoniniana“. Dieser Papyrus als bedeutendstes Zeugnis antiken Rechtswesens überliefert eine Ver-

fügung, mit der der römische Kaiser Caracalla im Jahre 212 n. Chr. allen freien Bewohnern des Imperium Romanum das römische Bürgerrecht verlieh. Der Wortlaut dieses weltgeschichtlichen Ereignisses ist nur durch den Gießener Papyrus bekannt, der damit Dokumenten wie der Magna Carta oder der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung in nichts nachsteht. Der kulturhistorisch einzigartige Schatz gehört zu der 1902 begründeten Papyrussammlung des Oberhessischen Museums, maßgeblich durch Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail gefördert, dessen mäzenatisches Wirken in Gießen bis heute Beachtung findet. Seit 1930 befinden sich die Papyri in der Universitätsbibliothek, wo sie heute, zusammen mit zwei weiteren Papyrus-Sammlungen, eine der größten Bestände Deutschlands bilden. Die Sonderausstellung richtete das Augenmerk auf das wichtige Problem der Bewahrung von Kulturgütern. Neben den drohenden Gefahren zeigte sie vor allem Chancen für die Rettung auf und stellte exemplarisch Methoden und Verfahren vor, mit denen unersetzliches Kulturgut für kommende Generationen bewahrt werden kann. Zur Ausstellung erschien ein durchgehend farbig illustrierter Katalog.



Abb. 2: Der Hirtengott Pan spielt eine wichtige Rolle im Werk Grieshabers

Am 26. Oktober 2009 wurde anlässlich des 100. Geburtstages des bedeutenden Holzschnittkünstlers HAP Grieshaber die von studentischer Seite konzipierte Ausstellung „PANtastisch – HAP Grieshaber und die Antike“ eröffnet. Darin waren über 50 originale Holzschnitte zu sehen, die thematisch mit der Antike verbunden sind. Sie wurden so in der Antikensammlung präsentiert, dass dem Betrachter mannigfaltige Bezüge zu den Gießener Objekten deutlich wurden (Abb. 2).

„Monster – Menschen – Abenteuer. Mischwesen der Antike“ war der Titel einer Sonderausstellung, die Studierende des Instituts für Altertumswissenschaften für das Grünberger Museum im Spital konzipierten. Diese Aktion dokumentiert die Bedeutung der Museumsarbeit für den Praxisbezug des Studiums an der JLU Gießen. Aufgrund des großen Erfolgs wurde eine langfristige Kooperation mit dem Museum in Grünberg beschlossen, für die bereits mehrere umfangreiche Aktivitäten in Grünberg geplant sind.

Zahlreiche Objekte der Antikensammlung wurden für Sonderausstellungen anderer Museen ausgeliehen: So waren in der großen Ausstellung „Marcus Caelius – Tod in der Varusschlacht“ im Römer-Museum Xanten und anschließend im Rheinischen LandesMuseum Bonn Gießener Antiken zu sehen. Für die Ausstellung „Kaiser Wilhelm II und die Archäologie“ im Archäologischen Museum Frankfurt wurden zahlreiche originale Troja-Funde ausgeliehen, die von Heinrich Schliemann ausgegraben und 1903 auf kaiserliche Anordnung der Gießener Antikensammlung überlassen worden waren. Die etruskische Votivterrakotte einer Harnblase bereicherte die Ausstellung „Medizintechnik – Heilen mit Laser und Stoßwelle“ des Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt.

2. Schenkungen und Neuerwerbungen

Die Antikensammlung konnte im Berichtsjahr durch zahlreiche Schenkungen und einen Ankauf wieder erheblich erweitert werden.

Als Schenkung der gemeinnützigen Stiftung der Sparkasse Gießen erhielt die Antikensammlung eine mit 36 cm Höhe sehr stattliche rotfigurige Hydria (Abb. 3). Bereits die Gefäßform ist eine willkommene Ergänzung der Sammlung, denn in Gießen war ein solches Wassergefäß bislang nicht vorhanden. Das im 4. Jahrhundert v. Chr. in einer unteritalischen Werkstatt hergestellte Gefäß ist aber auch durch seinen Bildschmuck interessant. Es zeigt eine Szene am Grab. Im Zentrum des Bildes steht, auf einer zweistufigen Basis, die Statue eines Kriegers mit Speer und Schild. Auf den Stufen sind etliche Opfergaben zu erkennen, die dem hier bestatteten Verstorbenen gespendet wurden:



Abb. 3: Unteritalisch-rotfigurige Hydria mit Szene am Grab, 4. Jh. v. Chr.

Früchte oder Gebäckstücke, Eier, dazwischen Binden, und sogar ein Trinkbecher mit weit ausgezogenen Henkeln (Kantharos). Von rechts nähert sich eine Frau im langen Gewand, die eine Hydria trägt. Durch die braungoldene Farbe wird deutlich gemacht, dass es sich dabei um ein kostbares Metallgefäß handelt. Links sitzt ein junger Mann mit nacktem Oberkörper, ein Manteltuch lässig um die Hüften geschwungen. Über ihm hängt links eine Taenie (Stoffbinde, häufig auch als

Siegeszeichen), rechts ein Paar Sprunggewichte (Haltere), wie man sie in der Antike zum Weitsprung verwendete. Diese Attribute verweisen in den Bereich des Sports und kennzeichnen den Dargestellten als trainierten und siegreichen Athleten. Über der Frau rechts hängt ein kreuzförmiger Gegenstand, dessen Deutung nicht klar ist. Man ist versucht, in Analogie zu den Attributen links, die in die männliche Sphäre des Sports verweisen, hier ein Attribut aus dem weiblichen Bereich zu erkennen, etwa eine Kreuzspindel zur Wollbearbeitung. Allerdings kommen solche Gegenstände gelegentlich auch in rein männlichen Darstellungskontexten vor, so dass die Frage bislang nicht beantwortet werden kann und weiterer Forschungen bedarf.

Aus der Sammlung Heinz Beer erhielt die Antikensammlung 11 römische Gläser gestiftet (Abb. 1). Dem Gießener Rechtsanwalt, der sich als Mäzen des Oberhessischen Museums einen Namen gemacht hat, verdankt die Antikensammlung bereits eine umfangreiche Schenkung kleinasiatischer Keramik und eine stattliche Anzahl anatolischer Steinsiegel. Die neuerliche Schenkung ergänzt die Glassammlung um bislang nicht vertretene Formen. Ihre ausgezeichnete Erhaltung steigert die Bedeutung der Gießener Sammlung beträchtlich. Die wissenschaftliche Bearbeitung steht noch aus, erscheint aber aufgrund des Umfangs bereits als sehr lohnend.



Abb. 4 - 5: Bronzene Pfeilspitzen und hellenistisches Salbölgefäß

Eine weitere Schenkung an die Antikensammlung umfasst drei bronzene Pfeilspitzen, die unterschiedliche Typen repräsentieren (Abb. 4). Da Waffen und andere Zeugnisse antiker Kriegsführung bislang in der Gießener Antikensammlung völlig fehlten, ist diese Schenkung von großer Bedeutung. Gleichzeitig erhielt die Antikensammlung ein rund 13 cm hohes „Tränenfläschchen“ (Abb. 5). Form und Dekor zeigen, dass es sich um ein hellenistisches Gefäß aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. handelt, das als Behälter für aromatische Essenzen und Öle diente, quasi ein Parfümflakon.



Abb. 6: Fragment einer Statuengruppe aus Marmor mit hockendem Pan

Passend zum Motto der Grieshaber-Ausstellung „PANtastisch“ erhielt die Antikensammlung von der Archäologin Dr. Eleni Amburger ein

ausgesprochen interessantes Beispiel antiker Skulptur. Es handelt sich um das Fragment einer Statuengruppe aus weißem Marmor (Abb. 6). Von der stehenden Figur ist lediglich der rechte Unterschenkel mit Fuß erhalten. Die wenig ausgeprägte Muskulatur und die schlanke Form des Beines lassen eine jugendliche Gestalt vermuten. Zu ihren Füßen hockt, bis zum Unterleib erhalten, ein Wesen mit zottig behaarten Schenkeln und dünnen Bocksfüßen – der antike Hirtengott Pan. Mit der rechten Hand stützt er sich auf dem Boden auf. Dort liegt vor ihm ein Holzstab mit gekrümmtem Ende, ein Wurfholz für die Hasenjagd (Lagobolon). Der linke Arm war, wie wohl auch der nicht erhaltene Kopf, zu dem Stehenden gereckt. Technische Details, wie etwa die Bohrungen des Fells an den Oberschenkeln, machen deutlich, dass es sich um eine Arbeit der römischen Kaiserzeit, wohl des 2. Jahrhunderts n. Chr. handelt.

Wie so oft wird die Gruppe aber auf ein griechisches Vorbild zurückgehen, das bislang jedoch noch nicht identifiziert werden konnte. Auch die Deutung der Gruppe ist noch nicht abschließend geklärt und bedarf weiterer Studien. Handelt es sich bei der stehenden Gestalt um Dionysos? Pan ist als sein Begleiter stimmig, und auch die Jugendlichkeit des Weingottes ist in diesem Kontext gut belegt. Eine andere Deutungsmöglichkeit besteht darin, in der Gruppe eine Darstellung von Pan und Daphnis zu erkennen, wie sie in mehreren römischen Kopien überliefert ist. Diese zeigen, wie der griechische Hirtenjunge Daphnis von Pan im Flötenspiel unterrichtet wird.

Frau Dr. Amburger, die griechischer Abstammung ist und als Eleni Alexandra Sfinis noch während des Zweiten Weltkriegs unter Gerhart Rodenwaldt in Berlin Archäologie studiert hat, ist dem Gießener Institut und der Antikensammlung seit Jahren freundschaftlich verbunden. Mit dieser Schenkung schließt sich der Kreis in gewisser Weise, denn Gerhart Rodenwaldt selbst war zuvor als Professor in Gießen tätig und hat auch die Antikensammlung tatkräftig gefördert. *„Mit dem Gießener Ordinariat der Archäologie, das ich vom Jahre 1916-1922 inne hatte, verbinden sich für mich persönlich die Erinnerungen an die vielleicht glücklichste Zeit meines Lebens.“*

3. Förderverein

Um die Arbeiten in der Antikensammlung noch effektiver zu gestalten und sie als kulturellen Anziehungspunkt der Universitätsstadt weiter auszubauen, wurde auf eine Initiative aus der Gießener Bürgerschaft

der Verein „Freunde der Antikensammlung Gießen“ gegründet. Er will die Pflege und den Erhalt der Sammlung unterstützen, vor allem aber auch das öffentliche Bewusstsein für die wertvollen Bestände weiter stärken. Dies soll durch Veranstaltungen, Ausstellungen, öffentliche Führungen, aber auch durch Publikationen von Ausstellungskatalogen und Themenheften geschehen. Der Verein will darüber hinaus die Sammlung durch die Ankäufe bereichern und einzelne Objekte durch Restaurierungsmaßnahmen für die Zukunft bewahren. Auskünfte und weitere Informationen können unter der unten genannten Anschrift jederzeit eingeholt werden.

4. Jubiläum „200 Jahre Archäologie in Gießen“

Der zweihundertste Geburtstag der Archäologie in Gießen – immerhin das älteste Archäologische Institut an einer deutschen Universität – wurde mit mehreren Veranstaltungen im November festlich begangen. Da der Gründer des Instituts, der aus Grünberg stammende Friedrich Gottlieb Welcker, am 4. November 2009 225 Jahre alt geworden wäre, fand am Vorabend ein Vortrag im Museum in Grünberg statt, der sich dem Leben und Wirken Welckers widmete (Referent Dr. M. Recke). Am Geburtstag selbst wurde mit einem feierlichen Festakt im Margarete-Bieber-Saal der traditionsreichen Geschichte des Archäologischen Instituts gedacht. Bereits am 2. November wurde, in Zusammenarbeit mit dem Büro der Frauenbeauftragten der JLU, eine Weltpremiere veranstaltet: Im Foyer des Stadttheaters fand die erstmalige öffentliche Lesung aus den Memoiren der Gießener Archäologin Margarete Bieber statt, durch Passagen aus ihrer umfangreichen Korrespondenz ergänzt und durch zahlreiche, zumeist unveröffentlichte Bilder ihres Lebens illustriert.

Bildnachweis: Alle Abbildungen Foto Matthias Recke

III. Rezensionen

Ewald Grothe (Hg.): Ludwig Hassenpflug: Denkwürdigkeiten aus der Zeit des zweiten Ministeriums 1850-1855. Bearbeitet, kommentiert und eingeleitet von Ewald Grothe. Transkribiert von Rüdiger Ham, Marburg. N. G. Elwert-Verlag 2008 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 48,11; Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen, 34). XXVI, 425 S.

Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug (1794-1862) zählt zu den wichtigsten Figuren der kurhessischen politischen Geschichte im 19. Jahrhunderts und zu einem herausragenden Vertreter der kleinstaatlichen Reaktionspolitik in Deutschland. Er war ein Konservativer, ein Gegner der Revolution schlechthin, und beim Kampf gegen den Konstitutionalismus stand er an vorderster Front. Zweimal, 1832 bis 1837 sowie 1850 bis 1855, führte er als Minister (in den fünfziger Jahren de jure als Innen- und Justizminister) den Kampf gegen konstitutionell-liberale und potentiell parlamentarische Elemente der Verfassung. Beide Male handelte er im Auftrag Friedrich Wilhelms, des letzten hessischen Kurfürsten, der in der ersten Regierungszeit Hassenpflugs allerdings lediglich als Kurprinz und so genannter Mitregent die monarchische Gewalt innehatte, während sich der Vater Wilhelm II. wegen seiner Verfassungspolitik und vor allem wegen der Beziehung zu seiner Mätresse aus Kassel zurückziehen musste. Nach dem Erlass der Verfassung vom Januar 1831, der wohl liberalsten und

modernsten im Deutschen Bund, war es Aufgabe Ludwig Hassenpflugs, eine strikt konservative Politik zu betreiben und die Verfassungspraxis an die Grenze des im restaurativen Sinn Möglichen zu führen. Das tat er mit leidlichem Erfolg, jedenfalls so energisch, dass er nicht nur das Verfassungsleben in Kurhessen zum Erstarren brachte und zum Beispiel Verfassungsbefürworter wie den Marburger Staatsrechtslehrer Sylvester Jordan drangsalierte, sondern sich auch den Beinamen „Hessenfluch“ einhandelte. Nach der Revolution von 1848/49 war sein Auftrag fast noch brisanter: Es ging um den Übergang zur Reaktion und die Revision der Verfassung. Nach der Steuerverweigerung des Landtags verhängte die kurhessische Regierung den Kriegszustand und führte - auch gegen die Widerspenstigkeit des Offizierskorps und der Zivilbeamten - eine Bundesexekution herbei. Schon zeitgenössisch entbrannten um den kurhessischen Verfassungskonflikt breite politische und verfassungsrechtliche Kontroversen, die im Grunde bis in die jüngste Zeit in der historischen und juristischen Literatur nachgefochten werden.

In dieser Situation kommt eine Edition der Erinnerungen Hassenpflugs an seine zweite Ministerzeit gerade recht. Hassenpflug hat den Text im Rahmen umfangreicherer, aber unvollendeter Bemühungen um seine Memoiren verfasst. Die Veröffentlichung plante er noch zu Lebzeiten, wenn auch ohne Erfolg. Es ging ihm darum, sein Bild für die Nachwelt

zurechtzurücken und durchaus auch an seinem Nachruhm zu arbeiten: „Täusche ich mich nicht, so gehöre ich zu den historischen Personen, und von solchen erfährt man gern mehr als an sich von Interesse ist“ (zit. n. S. XVI). Die nun vorliegende Edition ist höchst sorgfältig bearbeitet worden. Der Herausgeber, derzeit bester Kenner Hassenpflugs, hat sie in einem umfangreichen Anmerkungsapparat detailliert kommentiert, das Register (Personen, Orte, Sachen) erleichtert den Zugang. Die Einleitung ist vielleicht etwas knapp ausgefallen (und enthält im Rezensionsexemplar einen kleinen Fehler im Umbruch der Seiten XII/XIII). Zumindest hätte man hier schon gern genauer erfahren, wo Hassenpflug bislang Unbekanntes behandelt. Auch wundert man sich ein wenig, dass die Literatur zu den zentralen Konflikten der behandelten Epoche nur teilweise aufgenommen wurde, obwohl der Herausgeber sie ohne Frage kennt. Das mindert aber nicht die enorme Präzision und Ergiebigkeit der Kommentierung. Jedes Detail wird sorgfältig erläutert. Auch die Grenzen der „Denkwürdigkeiten“ sind dem Herausgeber bekannt, und er spricht sie deutlich an: Hassenpflug war kein großer Stilist, und er war einer juristischen Denk- und Sprechweise verhaftet. Er schrieb detailgenau, berichtete alle Vorgänge auch mit nebensächlichen Einfügungen - etwa nicht nur, dass er eine bestimmte Information erhielt, sondern auch wer sie ihm in welcher Situation gab - und versäumte es auch nicht darauf hinzuweisen, wenn er sich an bestimmte Details nicht mehr erinnern konnte. Auch lassen Hassenpflugs Ausführungen nicht recht erkennen, wonach er auswählte, wie er gewichtete. Alles

aus dem politischen Bereich scheint ihm gleich wichtig gewesen zu sein, wenn er sich denn nur daran erinnerte. Zudem schließlich integrierte er diverse andere Akten, auch Zeitungsartikel, in seinen Text. Dabei handelt es sich durchaus nicht immer um wichtige oder sonst unauffindbare Stücke. So werden die Erinnerungen insgesamt doch recht umständlich und schwerfällig; es ist keine leichte und keine gefällige Lektüre. Es ist auch keine große Literatur. Wer auf eine Regionalvariante von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ hofft, muss enttäuscht sein.

Und letztlich bieten die „Denkwürdigkeiten“ auch keine Sensationen. Die Geschichte Kurhessens muss nicht neu geschrieben werden. Im Detail enthalten sie manchen offenerherzigen Kommentar, auch zu Personen. Aber auch hier bieten sie wenig Farbe, kaum Stimmungsbilder, keine gelungenen Portraits, keine überraschenden Wendungen, nicht einmal unerwartete Zuspitzungen. Die Erinnerungen bestätigen das Bild Hassenpflugs. Hier schrieb ein Hochkonservativer, der an seiner Position kaum zu zweifeln schien. Seine Gegner galten ihm per se als diskreditiert wegen ihrer Politik und ihres ethischen Standpunktes. Der Zeitgeist lief grundsätzlich in die falsche Richtung (Pressefreiheit, parlamentarische Rechte usw.), und dem musste selbstverständlich entgegengewirkt werden. Bemerkenswert ist daran nur, wie offen und wiederholt Hassenpflug auch seinen Arbeitgeber, den Kurfürsten, kritisiert: Der ist borniert, uneinsichtig, ungebildet, egozentrisch, rachsüchtig und moralisch (Eheverhältnisse) selbst angeschlagen. Letztlich interessiere den Kurfürsten

nicht die Sache, das Geschäft, so Hassenpflug, „sondern nur, daß es von ihm abhängt“ (S. 356). Bemerkenswert, wenn auch nicht überraschend ist zudem, wie oft Hassenpflug auf die Frage von Religion und Kirche zurückkommt, vor allem auf seinen Kampf gegen Aufklärung und Rationalismus in der Theologie. So betont er, bezogen auf 1848, „die vorhandenen Gegensätze der Christen und der die Vernunft verkündigenden Pfarrer“ (S. 159). Auch hier kritisierte er schon die Grundsatzposition des Kurfürsten. Denn dieser hielt an seinen absolutistischen Idealen fest und folgerte daraus den Anspruch auf autokratische Entscheidungsfreiheit. „Man sah, wie sehr sich sein absolutistischer Sinn gegen die Geltendmachung einer Autorität sträubte, die nicht von ihm herrührte [...]“ (S. 317). Der Monarch habe nicht erkannt, so Hassenpflug, dass auch er einer höheren, transzendentalen Instanz unterworfen war. Und daher habe er gerade auf dem Feld der Kirchenpolitik Fehlentscheidungen getroffen, etwa mit der Weigerung, die Wahl des konservativen Theologen August Vilmar zum Generalsuperintendenten zu bestätigen - was zum Rücktritt Hassenpflugs 1855 führte. Derartige Fehler des Kurfürsten, das war der eigentliche Vorwurf, schwächten die konservative Position überhaupt. Denn diese konnte ihre letzte Basis nur in der Religion finden, die Monarchie war demnach quasi nur Teil des angestrebten Projekts der Wiederherstellung einer alten Ordnung, zu der beispielsweise ebenso das Jagdrecht oder das Züchtigungsrecht gehörten, von deren Wiederherstellung der Memoirenband ebenfalls handelt. Folglich betont

Hassenpflug hier und wiederholt sein selbständiges Agieren auf vielen Feldern. Er habe nur wenige aufrechte Konservative in Kassel gefunden, allzu viele dagegen, die unklare, wankelmütige Positionen vertraten oder persönlich befangen waren.

Wer sich durch die fast vierhundert Seiten der „Denkwürdigkeiten“ hindurchgearbeitet hat, fragt sich, was eigentlich - abgesehen von der steifen und verschachtelten Sprache - daran so unbehaglich stimmt. Zum einen ist es wohl die doch erstaunlich enge Perspektive. Hassenpflug fehlte der weite Blick eines Friedrich Gentz, eines Metternich, eines Bismarck. Auch wirkt er erstaunlich wenig flexibel, wenig lernfähig, kaum in der Lage, veränderte Zeitverhältnisse zu seinen Gunsten zu nutzen. Nur einmal blitzt auf, dass Hassenpflug beweglich und quasi modern zu reagieren vermochte, allerdings in einer höchstpersönlichen Angelegenheit: Im November 1853 wurde er des Abends in Kassel auf offener Straße vom Grafen Isenburg mit dem Stock geschlagen, so dass Hut und Brille herunterfielen. Isenburg fühlte sich nach eigener Aussage beleidigt, weil in der Kassler Zeitung seine Frau ohne Fürstentitel genannt worden war; die Hintergründe mochten tiefer liegen. Hassenpflug, so hieß es nun, müsse seinen Angreifer zum Duell fordern - was de facto das Ende seiner Ministerlaufbahn bedeutet hätte. Hassenpflug gelang es aber, den Kurfürsten zu einem deutlichen Unterstützungsschreiben zu bewegen, und er sorgte gleichzeitig dafür, dass Graf Isenburg für geisteskrank erklärt und in eine Heilanstalt gebracht wurde. So entging er dem Ehrenkampf und zeigte, dass er - von seiner Position

aus betrachtet - höchst vernünftig, also zweckrational, quasi aufgeklärt zu handeln vermochte. Die ganze Angelegenheit war aber keine Petitesse; das zeigt sich schon daran, dass Hassenpflug sie am Stück auf weit mehr Raum abhandelte als manchen Konflikt um den Landtag (S. 292-304). Trotzdem und zum anderen irritiert der Mangel an Selbstdistanz, an Selbstzweifel, letztlich auch der Mangel an Humor und Ironie. Hassenpflugs Persönlichkeit schien keine Zwischentöne, keine Ambivalenzen, auch keine Entwicklung zuzulassen. Hassenpflugs Erinnerungen sind somit, alles in allem betrachtet, keine Entdeckung, sie sind weder inhaltlich noch sprachlich ein Lesegenuss. Ohne Frage aber ist die Edition der „Denkwürdigkeiten“ ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Konservatismus im 19. Jahrhundert - möglicherweise allerdings ein sehr decouvrierender: Der hier präsentierte Konservatismus bot jedenfalls keine überzeugende Zukunftsperspektive, die im Zeitalter von Industrie, Liberalismus und Nationalstaaten hätte Bestand haben können.

Winfried Speitkamp, Gießen

Arnd Friedrich, Irmtraut Sahmland, Christina Vanja (Hg.): An der Wende zur Moderne: die hessischen Hohen Hospitäler im 18. und 19. Jahrhundert. Festschrift zum 475. Stiftungsjahr (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Quellen und Studien; 14). 424 S., zahlr. Abb., Petersberg 2008. 24,90 €

Anlass für den vorliegenden Aufsatzband ist die 475-jährige Wiederkehr

der Stiftung der hessischen Hohen Hospitäler durch Philipp den Großmütigen 1533. In den Blick genommen wird die Umbruchsituation um 1800. Nach der Zerstörung von Grounau im Dreißigjährigen Krieg hatte sich damals die Zahl der Hohen Hospitäler auf drei reduziert. Während das zur Aufnahme von Männern bestimmte Hospital in Haina und die in Merxhausen beheimatete Institution für Frauen zu Hessen-Kassel gehörten, versorgte die in Hofheim bei Darmstadt im Großherzogtum Hessen gelegene Einrichtung zu dieser Zeit bereits Männer und Frauen gleichermaßen. Erhalten war noch die von Philipp dem Großmütigen verfügte Samtverwaltung durch die beiden hessischen Fürstenhäuser. Sichtbaren Ausdruck fand sie in der Person des Obervorstehers, der für alle Hospitäler zuständig war. Diese herausgehobenen Beamten werden von Gerhard Aumüller in den Blick genommen, der sich auch mit dem Küchenmeister-Amt befasst. Dieses war deshalb bedeutsam, weil das Aufgabenspektrum weit über die reine Nahrungsmittelherstellung hinausreichte, so dass der Finanzbedarf der Küchenmeister erheblichen Anteil an den Gesamtausgaben des jeweiligen Hospitals hatte. Das Ende des Obervorsteher-Amtes kam 1810 mit der Aufhebung der Samtverwaltung für die Hohen Hospitäler. Diese stellte nämlich ein Souveränitätsproblem für Napoleons Bruder Jérôme dar, in dessen neu zusammengefügtem Königreich Westphalen Haina und Merxhausen beheimatet waren. Die Folgen des enormen Sparzwangs, der sich für diese Hospitäler in französischer Zeit durch den Verlust ihrer Privilegien einerseits und die Ver-

pflichtung die zahlreichen Steuern und Abgaben zu zahlen andererseits ergab, charakterisiert Irmtraut Sahmland durchaus als Modernisierungsschub, durch den sich die Hospitäler von exklusiven Fürsorgeeinrichtungen zu Elementen eines sozial- und gesundheitspolitischen Versorgungsverbands wandelten.

Modernisierungstendenzen lassen sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch für den Bereich der Pflege fassen, finden sich um diese Zeit doch Hinweise auf eine medizinische Ausrichtung. Der geringe Sozialstatus der Pfleger und ihre bedrückenden Lebensumstände blieben allerdings bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bestehen, wie Gerhard Aumüller nachweist. Während er sich einer ganzen Personengruppe widmet, stellt Arnd Friedrich exemplarisch den Hainaer Pfarrer Johann Heinrich Christian Bangs vor, der Kontakte zum Marburger Romantikerkreis unterhielt und sich erhebliche Verdienste um die Renovierung der Klosterkirche erwarb. Allerdings fehlte dem beim Wechsel nach Haina bereits über 65-jährigen offenbar die Kraft, um die bis dahin integrale Position des Pfarrers in der durch den Wandel vom christlich geprägten Armenhospital zu einer psychiatrischen Heilanstalt gekennzeichneten Umbruchphase zu halten. Ausdrücklich für diesen Wandel setzte sich Franz Amelung ein, der 1821 als Arzt im Landeshospital in Hofheim angestellt wurde. Seine nur wenig erfolgreichen Bemühungen, bei der Regierung bauliche Veränderungen nach dem Vorbild der preußischen psychiatrischen Heilanstalten zu erreichen, schildert Salina Braun. Ihr Beitrag ist zugleich der einzige, in dem die hessen-darmstädtische An-

stalt im Mittelpunkt steht, alle anderen beziehen sich mehr oder weniger ausschließlich auf Haina und/oder Merxhausen.

Dies gilt auch für die im ersten Teil des Bandes unter der Überschrift „Medizinische Versorgung und Disziplin“ zusammengefassten Aufsätze. In ihren Ausführungen zur Hospitalmedizin in Haina legt Irmtraut Sahmland dar, dass es hier um 1800 zahlreiche Ansätze gab, die Situation der Hospitalbewohner zu verbessern, dass Veränderungen tatsächlich aber nur sehr langsam herbeigeführt wurden. Dies lag nicht zuletzt daran, dass die Hohen Hospitäler als Fürsorge- und Pflegeanstalten für unheilbar Kranke konzipiert waren und nicht als Heilanstalten. Dementsprechend breit war das Krankheitsspektrum der Versorgten. So litten auch um 1800 viele Insassen an körperlichen Leiden, wenn auch der Anteil der Hospitaliten mit geistiger Behinderung oder psychischen Erkrankungen seit der Gründungsphase ständig zugenommen hatte. Die letztgenannte Gruppe fand besonderes Interesse in Reiseberichten der Aufklärungszeit, deren Verfasser - wie Christina Vanja zeigt - zwar für eine Verbesserung der Versorgung der Geisteskranken eintraten, gleichzeitig aber die von ihnen beobachteten Insassen eher als wilde Tiere denn als Menschen beschrieben. Besonders belastend für die Hainaer Hospitaliten war jedoch ein anderer Umstand, nämlich die 1786 verordnete Ablieferung ihrer Leichen an die Marburger Anatomie. Durch Suppliken versuchten die Betroffenen sich hiergegen zu wehren. Irmtraut Sahmland weist nach, dass dabei die Furcht bestimmend war, durch die öffentliche Sektion in der Anatomie, der auch

mit dem Tode Bestrafte und Selbstmörder überantwortet wurden, in eine Reihe mit jenen gestellt zu werden, deren Platz außerhalb der Gesellschaft angesiedelt war. Der Beitrag eröffnet damit einen komplementären Blick auf die zumeist aus der Universitätsperspektive betrachtete Beschaffung von Leichen für die Anatomie.

Mit den Determinanten des alltäglichen Lebens in Haina bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts befasst sich Christina Vanja. Ihrer Argumentation zufolge bestand ein weitgehendes Selbstbestimmungsrecht der Hospitaliten, die sich - von wenigen Ausnahmen abgesehen - im gesamten Anstaltsbereich bewegen konnten und unbeobachtet vom Arzt ihrer täglichen Arbeit nachgingen. Eine Einschränkung ergab sich allerdings dadurch, dass psychiatrische Instrumente vom Arzt zunehmend seltener in therapeutischer, sondern vermehrt in strafender Absicht eingesetzt wurden. Die medizinische Versorgung der Hainauer Insassen erfolgte zunächst aber nicht durch akademisch ausgebildete Ärzte, sondern durch Chirurgen. Ab 1703 gab es einen Hospitalchirurgus, zu dessen Aufgaben auch die Herstellung und Anwendung von Medikamenten gehörte. Wie die stichprobenartige Auswertung der Medizinalrechnungen zwischen 1756 und 1816 durch Gerhard Aumüller und Barbara Rumpf-Lehmann ergibt, war der Professionalisierungsgrad der Chirurgen hoch, und sie verabreichten auch Medikamente für internistische Erkrankungen. Auch für Merxhausen haben sich die Medizinalrechnungen als bedeutsame pharmaziehistorische Quelle erhalten. Welche Einblicke hier bei einer systematischen Auswertung zu erwarten sind, legt Chri-

stoph Friedrich anhand einer exemplarischen Analyse für das Jahr 1760 dar.

Das Potenzial einer anderen Quellengattung - nämlich der Supplikationen zur Aufnahme in eines der Hohen Hospitäler - wird von Christina Vanja in einem Aufsatz vorgestellt, der den zweiten, den Patienten und Patientinnen gewidmeten Hauptteil des Bandes eröffnet. Es schließt sich der Beitrag von Angela Schattner an, in dem solche Bittschriften für die Aufnahme von Fallsüchtigen in Haina und Merxhausen untersucht werden. Dabei kann die Autorin zeigen, dass auch die ärmere Bevölkerung, für die die Hohen Hospitäler vorrangig bestimmt waren, die Epilepsie als somatische Erkrankung begriff und dass es vor allem die weitgehende Arbeitsunfähigkeit und die Notwendigkeit einer dauerhaften Beaufsichtigung waren, die die Verwandten der Erkrankten veranlassten, um deren Aufnahme im Hospital zu bitten. Erfolgte diese, so bestand für die Aufgenommenen schon gemäß den frühen Hospitalordnungen eine Verpflichtung zur Mitarbeit, da Arbeit als Bestandteil eines gottgefälligen Lebens galt. Die Aufgabenzuteilung richtete sich dabei nach den Möglichkeiten der einzelnen Patientinnen, wie die Untersuchung von Natascha Noll für Merxhausen ergibt. Insgesamt macht dieser Beitrag deutlich, wie die Funktionen der Hohen Hospitäler als Wirtschaftsbetrieb und Stätte zur Unterbringung chronisch Kranker ineinander griffen.

Waren die Hohen Hospitäler zunächst für ärmere Kranke bestimmt, so wurden ab der Mitte des 17. Jhs. auch Hospitaliten von Stande aufgenommen. Ein finanzielles Geschäft, wie es

etwa für Privatanstalten für Gemütskranke in England nachgewiesen werden konnte, bedeutete die Aufnahme dieser Personen für die Hohen Hospitäler allerdings nicht. Vielmehr hatten sie nach Berechnungen von Christina Vanja für diese Klientel meist zusätzliche Kosten zu tragen.

Im Zeichen der Reformation gegründet, waren die Hohen Hospitäler zunächst nur für protestantische Bedürftige bestimmt. Eine generelle Öffnung für Katholiken und Juden erfolgte für Haina und Merxhausen in der Zeit des französischen Königreichs Westphalen. Eine besondere Seelsorge für diesen Personenkreis fehlte aber. Wie Christina Vanja für die jüdischen Patientinnen in Merxhausen darlegt, litten diese vor allem darunter, dass für ihr Alltagsleben bedeutsamen Gebote nicht beachtet wurden. Dabei führte der Zwang nicht-koschere Speisen zu sich zu nehmen offenbar vielfach zu Nahrungsverweigerung.

Der vierte und abschließende Teil des vorliegenden Bandes ist den Gebäuden und Gartenanlagen in Haina gewidmet. Konzentriert sich Arnd Friedrich mit seinem Beitrag entsprechend dem zeitlichen Schwerpunkt der Publikation auf die Gebäudesituation an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, so stellt Bernhard Buchstab die Errichtung neuer Anstaltsgebäude in der Zeit um 1900 vor. Manfred Albus befasst sich schließlich mit dem vom damaligen Obervorsteher Stamford 1789 konzipierten und am Vorbild englischer Landschaftsparks orientierten Garten. Im 19. Jahrhundert ausgebaut, geriet dieser ab 1950 zunehmend in Vergessenheit. Erst ein neues Interesse für historische Parkanlagen führte Mitte der 1990er Jahre

zu Restaurierungsarbeiten. Wie die übrigen Beiträge sind auch die zur Baugeschichte mit Illustrationen versehen, die zum Lesen anregen und das Verständnis vertiefen können. Für einige der Lagepläne und Grundrisse hätte man sich allerdings eine größere Wiedergabe gewünscht, da die erklärenden Original-Beschriftungen beim gewählten Format unleserlich sind.

Insgesamt zeichnen die Beiträge des vorliegenden Bandes ein vielschichtiges Bild. Dabei zeigt sich an den Hohen Hospitälern um 1800 ein Nebeneinander von Modernisierungstendenzen und dem Fortwirken alter Strukturen und traditioneller Sichtweisen. Der Band kann nicht nur Interessierten an der Hospitalgeschichte, sondern an der Sozialgeschichte ganz allgemein empfohlen werden.

Irmgard Hort, Gießen

Freundeskreis Museum Grünberg (Hg.): Die Wandmalereien in der ehemaligen Generalpräzeptorei der Antoniter zu Grünberg, Bd. III der Veröffentlichungen aus dem Museum im Spital Grünberg, Neustadt an der Aisch 2009, 7,80 €

Die Veröffentlichung dieses Bandes geht zurück auf die 18. Jahrestagung des Antoniter-Forums in Grünberg im April 2009. Gegenstand sind die in Resten noch erhalten Wandmalereien der ehemaligen Generalpräzeptorei des Antoniterklosters in Grünberg.

Insgesamt umfaßt der dritte Band im Oktav-Format der „Veröffentlichungen“ nur 48 Seiten. Nach einem kurzen ins Thema einführenden Grußwort des Vorsitzenden des Freundeskreises, Wolfgang Hofheinz, beschäf-

tigen sich die folgenden zwei Beiträge mit den im ehemaligen Kloster erhaltenen Wandmalereien aus dem Ende des 14. und 15. Jahrhunderts.

Der 35 Seiten umfassende Teil von Esther Meier, die mit einer Studie über eine Gregorsmesse promovierte, beschäftigt sich aus kunsthistorischer Sicht mit den Wandmalereien des ehemaligen Antoniterklosters: der Passion und Kreuzigung Christi, einem Apostelzyklus und der Gregorsmesse in der Saktistei. Ihre kurze Übersicht zur Funktions- und Nutzungsgeschichte des ehemaligen Klosters erleichtert den Einstieg ins Thema. Dieses älteste Antoniterkloster Deutschlands weist drei Bauphasen auf. Der Grundstein zum ersten Gebäude wurde um 1193 gelegt. Durch umfangreichere Nutzungsanforderungen bedingt, entstand schon Mitte des 13. Jahrhunderts ein Neubau, den jedoch der verheerende Stadtbrand vom August 1391 weitgehend zerstörte. Kurz darauf wurde eine neue Anlage mit gesüdeter Kirche und Hospital gebaut. Die erhaltenen Wandmalereien der Kirche datieren aus dieser Zeit. Die Malerei der Gregorsmesse in der Sakristei ist etwa 100 Jahre jünger.

An der Ostwand des Langhauses sind Reste der Passion und Kreuzigung Christi erkennbar. Links und rechts über dem Querarm des Kreuzes wurde eine Sonne, für Unsterblichkeit und Auferstehung und ein Mond, als Zeichen der kosmischen Dimension dieser Kreuzigung aufgebracht. Wegen des schlechten Erhaltungszustands kann von Meier keine ausführlichere Aussage über Details des Bildprogramms getroffen werden.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde der Chor mit einem in der mittelalterlichen Wandmalerei verbreiteten Motiv des Apostelzyklus geschmückt. Die Autorin beschreibt die Ikonographie der Dargestellten und den Erhaltungszustand der Malerei. Sie erwähnt den Verlust einer im Rahmen der 1978 vorgenommenen Restaurierung erstellten Fotodokumentation im zuständigen Denkmalamt, der für die Forschung erheblich ist, weil der heutige Erhaltungszustand große zusätzliche Substanzverluste zeigt. Aus diesem Grund kann über exakten Inhalt und Bedeutung des vorgefundenen Wandgemäldes nur spekuliert werden. Anhand kirchenpolitischer und ikonographischer Erläuterungen entwickelt Esther Meier einen Zusammenhang zwischen der Anzahl der Grünberger Kanoniker und der in der Wandmalerei präsentierten elf Apostel. In der Entstehungszeit der Malerei, am Ende des 14. Jahrhunderts, lebten in Grünberg nach den Augustinerregeln zehn Klosterbrüder und ein Vorsteher des Klosters, somit elf Personen. Meier zieht eine Verbindung zwischen den dargestellten elf Aposteln, die um zwei weitere bisher unidentifizierte heilige Figuren in ihrer Mitte ergänzt werden und der Zahl der Grünberger Mönche. Bisher war wegen der schlechten Erhaltung der Malerei nicht zu ermitteln, ob es sich bei einer der beiden nicht zuzuordnenden Figuren um Christus oder eine Antoniusfigur handelt.

Sowohl vom Kirchenraum als auch vom Hospitalgebäude aus konnte die Sakristei, im Südosten der Kirche gelegen, betreten werden. Hier wurde schon 1975 während Restaurierungsarbeiten die hier behandelte Wand-

malerei entdeckt, ihr Bildthema konnte jedoch nicht entschlüsselt werden. Erst 2007, mit der aktuellen Restaurierungskampagne, wurde deutlich, dass es sich hierbei um eine „Gregorsmesse“ handelte; damit trat eines der populärsten sakralen Themen des Mittelalters zutage. Trotz enormer Verbreitung dieses Bildmotivs in verschiedenen Präsentationsformen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (z.B. Glasmalereien, Drucke, Miniaturen) ist heute, nach Meier, nur noch ca. 5% davon als Wandmalerei vorhanden. Die Gregorsmesse nimmt in ihrem Beitrag den breitesten Raum ein. Dies hängt auch damit zusammen, dass der Grünberger Version aus dem Ende des 15. Jahrhunderts durch die Seltenheit dieses überlieferten Bildtypus als einer von insgesamt nur 28 bekannten im deutschsprachigen Raum, eine Sonderstellung zukommt. Die Autorin ordnet die Darstellung nicht nur in das kunsthistorische Umfeld des Bildmotivs ein, sondern beschreibt auch dessen Reichweite auf das alltägliche Leben der Grünberger Antoniter. Meier erläutert die Funktion der Sakristei (dt.: Schatzkammer, Kleiderkammer), für die das Bild geschaffen wurde. In diesem Raum soll durch das umfangreiche Zeremoniell im Vorfeld der Messe u.a. aus Ablegen der alltäglichen Kleidung und Anziehen der liturgischen Gewänder eine Einstimmung des Priesters zur seelischen Reinheit bewirkt werden. Die Grünberger Gregorsmesse diene in diesem Zusammenhang als Andachts- und Ablassbild.

Von den elf Seiten Abbildungen (inkl. Grundrissplan) wurden fünf schwarz-weiße im Text platziert. Drei ganzsei-

tige Referenzabbildungen dienen dabei dem Verständnis der Ikonographie der Gregorsmesse. Sechs Seiten mit farbigen kleinformatischen Fotos im Anhang des Beitrages illustrieren die im Text angesprochenen drei Wandmalereien im ehemaligen Kloster. Leider entstand bei der Reihenfolge der Zählung bzw. Platzierung der Abbildungen etwas Durcheinander, so dass eine fehlende Durchnummerierung leicht irritiert (z.B. folgt auf die Abb. 1, S. 4, die Abb. 5 auf S. 8). Kohärente Verweise zwischen Abbildungsnummern im Text und den dazugehörigen Bildern, gemeinsam mit der überschaubaren Anzahl der Abbildungen, glätten diesen kleinen Fauxpas jedoch.

Esther Meier stellt sowohl zu dem Apostelzyklus als auch zur Gregorsmesse neben der kunsthistorischen Einordnung wichtige Bezüge zur kirchenpolitischen Geschichte her, ohne deren Kenntnis die Themen kaum in den richtigen Zusammenhang gebracht werden könnten.

Der mit neun Text- und zwei farbigen, kleinformatischen Abbildungsseiten kürzere Beitrag der beiden Restauratoren Barbara Dietz und Karl Bernd Beierlein bietet die Hauptergebnisse zur restauratorischen Untersuchung der Gregorsmesse. Zusätzlich zur Beschreibung des Raumes und der Malerei wird über die vorgefundene Maltechnik (secco) und die sechs verwendeten Farben, ihren Erhaltungszustand sowie den Ursprung der Pigmente informiert. Zwei kurze aber informative Darstellungen zum vorgefundenen Schadensbild und der Restaurierungsmaßnahme schließen sich an. Mit einer auf die historische Bedeutung des Bildthemas für das

Kloster hinweisenden Zusammenfassung schließt der Beitrag.

Der Band III der „Veröffentlichungen aus dem Museum im Spital Grünberg“ besticht durch seine inhaltliche Dichte und Kompetenz. Er kann allen Interessierten empfohlen werden, die eine professionelle und qualitativ herausragende Darstellung zur mittelalterlichen Malerei suchen.

Susanne Gerschlauer, Staufenberg

Marburg - Abbruch und Wandel. Städtebauliche Planungen in einer historischen Stadt. Herausgegeben von der Initiativgruppe Marburger Stadtbild und Stadtentwicklung e.V. (IG MARSS) vertreten durch den Vorstand. Redaktion und Lektorat: Werner Gigert und Claus Schreiner unter Mitarbeit von Ulla Hirt und Dorothee de la Motte. Jonas Verlag für Kunst und Literatur, Marburg 2007, 192 S., zahlreiche Abb., 15,00 €

Wer heute als Besucher nach Marburg kommt, tut dies zumeist deshalb, weil er die Elisabethkirche, das Landgrafenschloss und die historische Altstadt besichtigen will. Die so genannten Neubaugebiete sind hingegen kaum von Interesse. Dabei ist die Stadt, nachdem sie seit ihrer Herausbildung im 13. Jahrhundert für ein halbes Jahrtausend mehr oder weniger in einem Dornröschenschlaf lag und kaum über die alten Stadtgrenzen hinauswuchs, in den letzten hundert Jahren – vor allem seit Ende des 19. Jahrhunderts und seit den späten 1950er Jahren – enorm expandiert. Insofern ist Marburg heute Mittelalter und Moderne auf engstem Raum.

Rund 30 Jahre sind inzwischen vergangen, seit die „Initiativgruppe Mar-

burger Stadtbild“ die Stadtentwicklung in Marburg in zwei Publikationen einer kritischen Betrachtung unterzog. „Marburg im Abbruch“ (1972) und „Marburg im Wandel“ (1978) lauteten die Titel von zwei Broschüren, die in den 1970er Jahren das Bewusstsein vieler Marburger für den Umgang der Politik mit der historischen Bausubstanz und für die Geschichte des Stadtbildes zu schärfen suchten. Inwieweit dies bei der größeren Mehrheit der Bevölkerung gelungen ist, bleibt dahingestellt. In jedem Fall haben die beiden Veröffentlichungen dazu beigetragen, dass sich die Verantwortlichen in Politik und Verwaltung für jenen behutsamen Weg der Altstadtsanierung entschieden, der schließlich bundesweit Modellcharakter erlangte und Marburg 1984 die Goldmedaille im Bundeswettbewerb „Bauen und Wohnen in alter Umgebung“ eintrug.

Seither ist städtebaulich viel in Marburg geschehen. Während die Altstadtsanierung in der Oberstadt weitgehend abgeschlossen ist, entstand beispielsweise am Fuß der Altstadt – auf dem ehemaligen Biegeneck-Gelände und auf dem Areal des alten Schlachthofs – „Marburgs neue Mitte“ mit Hotel, Kino, Kunsthalle und Gastronomie. Grund genug für die Initiativgruppe Marburger Stadtbild und Stadtentwicklung e.V. (IG MARSS), die Entwicklungen der zurückliegenden 30 Jahre erneut einer Würdigung zu unterziehen und die Tradition der kritischen Begleitung der politischen und planerischen Entscheidungen fortzusetzen. In dem Buch „Marburg - Abbruch und Wandel“ nehmen dabei auf Anregung des Anfang 2002 neu gegründeten Vereins, der sich in der Tradition seines Vorgängers versteht,

Autoren unterschiedlicher Fachrichtungen die Altstadtsanierung ebenso wie die jüngste Stadtplanung, die Baupolitik sowie die Verkehrsentwicklung in Marburg unter die Lupe.

Den Initiatoren ist durchaus bewusst, dass dies keine einfache Sache ist. Schmal wie viele Gassen in der Marburger Altstadt, schreibt Claus Schreiner einleitend, sei der Grat, auf dem sich Stadtplanung und Städtebau zwischen Erbe und Zukunft bewegen. Da in einer Stadt wie Marburg die Geschichte die Zukunft sei, müsse der historische Stadtkern vor sinnloser Zerstörung bewahrt werden, ohne einem grenzenlosen Historismus zu verfallen. Ob sich Marburg einen ehrbaren Platz in der Geschichte sichern kann, hänge davon ab, wie wir jetzt mit dem Erbe umgehen. Das von der IG MARSS herausgegebene Buch wolle einen Beitrag dazu leisten, „die städtebaulichen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte in Marburg zu dokumentieren und zu kommentieren. Es will dem Leser Informationen und Material an die Hand geben, seinen Blick schärfen und ihn für die besondere Situation Marburgs sensibilisieren.“

Zunächst unterzieht Werner Girgert die Marburger Stadtentwicklung von 1970 bis 2007 einer kritischen Betrachtung. In seinem hierzu verfassten Beitrag „Schlechte Zeiten für gute Architekten“ warnt er besonders vor den Gefahren für das städtebauliche Erscheinungsbild, wenn die Kommunen die „Gestaltungshoheit“ für den öffentlichen Raum zunehmend an private Investoren abgeben. Hier sei eine kritische Öffentlichkeit gefragt, „die Einspruch erhebt, bevor ihre Stadt mit Müll zugeschüttet wird, der

den Namen Architektur nicht verdient.“

Dem Konflikt zwischen öffentlichen Belangen und privaten Profitinteressen bei der Stadtplanung spürt Diethelm Fichtner in seinem Beitrag „Stadtplanung für den Moment oder für die Zukunft“ nach. Dabei berührt er immer wieder das Verhältnis von Stadt und Investoren, die Reaktionen von Verwaltung und Politik auf Investorenplanungen und die Grenzen der Einflussnahme auf privatwirtschaftliche Bauvorhaben. Seines Erachtens erweist sich Stadtplanung „nicht selten als missbräuchlich Auslegung dieses Begriffes.“ Ziel der Zukunft in Marburg müsse sein, mehr und mehr Wohnungen in die Innenstadt zurückzubringen und damit ein Stück Durchmischung zu erreichen, die eine Stadt des 19. Jahrhunderts auszeichnete und sie zu den anpassungs- und überlebensfähigsten Stadtstrukturen in der Geschichte der Stadt werden ließ.

In dem Beitrag „Tradition statt Innovation“ stellt Wolfgang Schuchart Verkehrsprobleme, Verkehrspolitik und Lösungsansätze der vergangenen Jahrzehnte in Marburg vor. Nach Ansicht des Autors verweigern maßgebliche Teile bürgerlich-konservativer Politik und die sie stützende Lobby aus Handel, Gewerbe und Verkehr bis heute einen ein nachhaltiges Verkehrskonzept. „Real scheint also nach wie vor jeder Parkplatz (fürs Auto) Priorität vor jedem gewonnenen Meter Straßenraum für Alte, Kinder oder Behinderte zu genießen.“ Die „hehren“ Ziele des Verkehrsforums behalte sich die Politik lediglich für ihre sattsam bekannten „Sonntagsreden“ vor.

„Im Kleinen das Große“ nennt Georg Fülberth seinen Beitrag zur Analyse der Marburger Kommunalpolitik von 1968 bis 2006. Hierbei beleuchtet er - mit einer zum Teil wohlwollenden Darstellung - vor allem, welche politischen Kräfte die Stadtentwicklung in Marburg verantworteten.

Während Ulrich Klein die Geschichte und Organisation des Denkmalschutzes in Marburg beschreibt und dabei auch die besondere Problematik der Altstadtsanierung im Spannungsfeld zwischen Sozialplanung, Städtebauförderung, Bauforschung, Sanierung und Denkmalpflege berührt, bietet Angus Fowler in seinem Beitrag „Zwischen Denkmalschutz und Wohnnutzung“ kritische Bemerkungen zur Altstadtsanierung in Marburg.

Claus Schreiner berichtet in seinem Beitrag „Das Schlimmste verhindern“ über Reaktionen und Aktionen Marburger Bürger zur Entwicklung des Stadtbildes seit rund 100 Jahren. Hierbei zeigt er anhand einer Reihe von Beispielen, wie sich Bürgerwille und Politik über einen langen Zeitraum begegneten - in einem Spannungsfeld zwischen Erkenntnissen und Leidenschaften auf beiden Seiten.

„Über Geschmack lässt sich trefflich streiten“ titulierte Werner Girgert einen weiteren Beitrag, in dem er acht Beispiele fragwürdiger Architektur in Marburg in Wort und Bild vorstellt.

Eine Antwort auf die Frage, ob Marburg unter dem Diktat des Städtewettbewerbs ein attraktives Leitbild braucht, versucht Hartmut Lüdtker geben. Am Schluss seiner Ausführungen beantwortet er die Ausgangsfrage mit ja: Marburg brauche ein attraktives Leitbild. „Oder besser: Mit Mar-

burg sind zahlreiche, überwiegend positive Stadtimages verbunden, so dass es ein Leitbild gebrauchen kann, das auf dieses Images aufbaut, ihre Vorzüge bündelt und weiter entwickelt, allerdings mit offener Zukunft.“

Während viele Einheimische Marburg gerne in der Liste des Weltkulturerbes der UNESCO sehen würden, weist Angus Fowler in seinem Beitrag „Schloss, Elisabethkirche und Altstadt als Gesamtdenkmal im globalen Kontext“ darauf hin, dass Marburg die Chance, in die UNESCO-Liste aufgenommen zu werden, bereits in den 1960er Jahren verspielt hat. Noch bis in die späten 1990er Jahre hinein hätten die Marburger Politiker, Stadtplaner und Architekten beim Schutz des historischen Erbes nicht über die Grenzen des Stadtkerns hinaus gedacht und ringsherum mit Stadtautobahnüberführungen, Einkaufszentren und anderen Bauten jede Menge Fakten geschaffen, die jeden Antrag auf Aufnahme ohne Erfolgsaussichten ließen.

Ergänzt wird das reichlich mit Farb- und Schwarzweißabbildungen illustrierte Band außer durch eine von Bernhard vom Brocke erstellte Zeittafel sowie Hinweise auf Quellen und Literatur durch zwei zeitgenössische Dokumente, einen Beitrag von Elmar Brohl aus dem Jahre 1987, in dem er die Geschichte der Marburger Stadtbildgestaltung seit Beginn des 20. Jahrhunderts als langen Weg von der Bürgermeinung zu Gestaltungsvorschriften und der jetzigen Ortssatzung zum Schutz der historischen Altstadt erzählt, und den Beitrag von Dieter Großmann „Marburg im Abbruch 1945-1970“ aus dem Jahre 1972.

Insgesamt betrachtet bietet „Marburg - Abbruch und Wandel“ seiner Leserschaft - allen voran der Einwohnerschaft Marburgs - eine gelungene Mischung aus engagierter Meinung und Darstellung der Fakten. Der Veröffentlichung ist eine weite Verbreitung zu wünschen, damit die öffentliche Diskussion über die zukünftige Stadtentwicklung möglichst intensiv und vor allem auf breiter Basis geführt wird. Dies erscheint allemal notwendig, steht in Marburg doch die Gestaltung weiterer Gebiete an. Das Buch sollte aber auch über die Stadtgrenzen von Marburg hinaus von allen zur Kenntnis genommen werden, die sich - seien sie nun Vertreter der Politik, der Architektur oder der Stadtplanung - mit städtebaulichen Planungen in (historischen) Städten beschäftigen, um aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen.

Hubert Kolling, Bad Staffelstein

Der Codex Eberhardi des Klosters Fulda, Bd. 3: Index, bearbeitet von Heinrich Meyer zu Ermgassen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 58,3), Marburg 2007, XXVI / 421 S., 32,00 €

Mit dem nun vorliegenden dritten Band der von Heinrich Meyer zu Ermgassen herausgegebenen und bearbeiteten Edition des Codex Eberhardi wird nicht nur dem Mittelalter-Historiker, sondern auch dem interessierten Heimatforscher ein äußerst wertvolles Hilfsmittel an die Hand gegeben. Mit den beiden ersten Bänden (bereits 1995 und 1996 erschienen) wurde der Text des Codex Eberhardi in einer modernen kritischen Ausgabe einem breiteren Leser-

kreis zugänglich gemacht. Dabei folgte die Edition in möglichst genauer Anlehnung den Strukturen der Handschrift, die in zwei Teilen zwischen 1150 und 1160 vom Mönch Eberhard als zusammenfassendes Verzeichnis der zahlreichen Güter des Reichsklosters Fulda angefertigt wurde. Das Verzeichnis, das Abschriften der im Kloster seit fränkischer Zeit gesammelten Besitzurkunden beinhaltet, sollte den seit Gründung des Klosters Fulda durch den Heiligen Bonifatius 744 enorm angewachsenen Besitzstand verdeutlichen und zugleich durch Hinweise auf zahlreiche Schutzprivilegien von Päpsten und Kaisern den Besitzanspruch auf diese Ländereien festigen. Durch die Fülle von Detailangaben zu den einzelnen Besitztümern ist der Codex Eberhardi - trotz zahlreicher darin vorkommender Fälschungen - eine wichtige Quelle, um Aufschlüsse über die Anfänge von Siedlungen und Orten bis in die Zeit der Frankenkönige zu erhalten. Einen leichteren Zugriff auf die im Text enthaltenen Informationen erlaubt der nun publizierte dritte Band der Edition, der den Gesamtindex mit allen Ortsnamen, Personennamen, Substantiven, Verben, Adjektiven und Adverbien umfasst, die die Handschrift aufweist. Für einen Namen oder Sachbegriff ist im Index stets eine Variante als Lemma aufgeführt, die anderen Varianten sind in Klammern dahinter angegeben. Besonders hilfreich ist es, dass von den Varianten an ihrer Stelle in der alphabetischen Ordnung immer auf das Lemma verwiesen wird. Bei Personennamen, die bekanntermaßen in mittelalterlichen Quellen oft in stark abweichenden Schreibweisen überliefert sind, wurde als Lemma

eine Grundform nach E. Förstemann (Altdeutsches Namenbuch Bd. 1, 1902, ND 1966) unter Heranziehung von K. Schmid (Die Klostersgemeinschaft von Fulda im früheren Mittelalter 1-3, 1978) ermittelt, um die Orientierung zu erleichtern (z.B. Hrabanbert als Lemma mit den Varianten Rambraht und Rampraht). Durch die überaus sorgfältige Bearbeitung des Index hat die Edition erheblich an Wert gewonnen, sie stellt für die Orts- und Sprachforschung sowie für die Landesgeschichte eine wichtige Publikation dar.

Eva-Marie Felschow, Wetzlar

IV. Aus dem Vereinsleben

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Schriftführung)

Die Exkursionen und Vorträge der Jahre 1991-1999 sind in MOHG 84/1999 publiziert, zusammengestellt vom damaligen Schriftführer Prof. Dr. Hans-Heinrich Kaminsky; die von 1999/2000-2004 sind in MOHG 89/2004 publiziert, seitdem fortlaufend in den Jahressbänden.

1. OHG-Vorträge 2008/09

2008

- | | | |
|------------------|---|--------------------------------------|
| 15. Okt.
2008 | Fußball und Memorialkultur | Dr. Markwart Herzog,
Irsee |
| 29. Okt.
2008 | Turnen und Sport an der
Universität Gießen von den
Anfängen bis heute | Prof. Dr. Norbert Gissel,
Gießen |
| 12. Nov.
2008 | Der Wandel bei der Be-
schäftigung ausländischer
Arbeitnehmer im mittel-
hessischen Raum | Hans-Bernhard Baumstieger,
Gießen |
| 26. Nov.
2008 | Schiffenberg: Die Aus-
grabungen ab 1973 | Manfred Blechschmidt,
Gießen |
| 10. Dez.
2008 | Schiffenberg: Baudenkmal-
pflegerische Untersuchungen
an der Basilika 2006 | Hans Michael Hangleiter,
Otzberg |

2009

- | | | |
|------------------|---|---------------------------------|
| 14. Jan.
2009 | Alles im Fluss - Zur Kultur-
geschichte unserer Bachtäler | Dr. Jochen Karl,
Staufenberg |
| 28. Jan.
2009 | Stadt Lahn - Musterbeispiel
oder Sonderfall der kommunal-
en Gebietsreform? | Dr. Johannes König,
Limburg |

- | | | |
|------------------|---|--|
| 04. Feb.
2009 | Von der „organisierten Mütterlichkeit“ zur „Staatsbürgerin“ - Gießener Frauenvereine zu Beginn des 20. Jahrhunderts | Dagmar Klein M.A.,
Gießen |
| 25. Feb.
2009 | Der Gail'sche Park in Biebertal und der Freundeskreis | Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann,
Norbert Kerl, Biebertal |
| 11. Mrz.
2009 | 400 Jahre Hortus Botanicus Gießen - die Entwicklung des botanischen Gartens der Ludoviciana im Kontext der Biologiegeschichte | Prof. Dr. Volker Wissemann,
Gießen |

2. OHG-Exkursionen 2008

H = Halbttag, G = Ganztag, T = Tage

- | | | |
|--------------------------|--|--|
| 16. Mai
2009
(G) | 2000 Jahre Varus-Schlacht - Ausstellungen in Kalkriese und Haltern | Manfred Blechschmidt,
Günther Kern |
| 13. Juni
2009
(H) | Geschichte der Landnutzung im Lumdatal | Susanne Gerschlaier,
Dr. Jochen Karl |
| 26. Juni
2009
(G) | Festung und Stadtmuseum Rüsselsheim
<i>Ausgefallen wegen zu geringer Anmeldungen</i> | Dagmar Klein |
| 13. Sept.
2009
(G) | Archäologische Grabungsstätten im Kreis Gießen | Manfred Blechschmidt
zum Tag des offenen Denkmals |
| 26. Sept.
2009
(H) | Lauterbach - Stadt- und Museumsführung
<i>Ausgefallen wegen zu geringer Anmeldungen</i> | Günter Kern |

3. Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. Am 13. Mai 2009 wurden für **25 Jahre Mitgliedschaft** geehrt (21):

Erwin Drott, Kurt Heyne, Dr. Bernhard Friedmann, Erika Kutny, Erich Laub, Helene Laub, Ursula Löber, Wilhelm Pepler, Hiltrud Pepler, Jürgen Pohl, Elfriede Wagner, Hiltrud Wagner (alle Gießen); Walter Deißmann (Allendorf/Lumda); Lieselotte Jablonski (Heuchelheim); Eva Jobst (Lahnau-Atzbach); Christine Schad (Langgöns); Dr. Eva-Maria Dickhaut (Marburg); Werner Döring (Mücke); Irmtraut Simon (Staufenberg); Armin Carle, Klaus Schwarz (Wettenberg)

30-jährige Mitgliedschaft wird in diesem Jahr nicht mehr geehrt, da dies nur übergangsweise geschah.

4. Vorstandswahlen

Während der Mitgliederversammlung am 13. Mai 2009 wurden die meisten Vorstandsmitglieder in ihrem Amt bestätigt. Ausgeschieden sind Kurt Heyne und Herbert Keller (†), neu hinzu kamen Frau Bautz sowie die Herren Dauernheim und Dr. Lind.

1. Vorsitzender	Dr. Michael Breitbach (MOHG)
2. Vorsitzender	Manfred Blechschmidt (Vortragsreihe, MOHG)
Schatzmeister	Günter Kern
Schriftführerin	Dagmar Klein M.A. (Presse, MOHG)
Beisitzer/innen	Dr. Eva-Marie Felschow (MOHG, Redaktionsleitung), Susanne Gerschläuer M.A. (MOHG, Homepage), Prof. Dr. Siemer Oppermann Neu: Karin Bautz M.A., Jürgen Dauernheim, Dr. Carsten Lind

Dem Vorstand gehört seit 1991 Prof. Dr. Erwin Knauß als Ehrenvorsitzender an.

5. Besonderes

Zur Mitgliederversammlung konnte das frisch gedruckte Mitgliederverzeichnis vorgelegt werden. Es wurde vom Vorstand erstellt auf Beschluss der Mitgliederversammlung 2006, das letzte Verzeichnis war 1988 erschienen.

V. Presseberichterstattung

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2008/09

Erinnerungssteine und gestrichene jüdische Kicker

Dr. Markwart Herzog beleuchtet „Fußball und Memorialkultur“ - Auch Frankfurt als Beispiel

Erinnerungen sind an Namen gebunden. „Ohne Namen, die eine Sache individualisieren, gibt es keine Memoria“, bringt es Dr. Markwart Herzog auf eine etwas wissenschaftlichere Ebene. Doch der Vortrag zum Thema „Fußball und Memorialkultur“ beim Oberhessischen Geschichtsverein (OHG) in Gießen wird keine abgehobene, hochwissenschaftliche Angelegenheit. Schließlich ist Herzog sowohl wissenschaftlicher Bildungsreferent der Schwabenakademie Irsee als auch bekennender 1. FC Kaiserslautern-Fan. So ist für den Vortrag im Netanya-Saal des Alten Schlosses in Gießen eher hinderlich, dass sich zur gleichen Zeit Piotr Trochowski mit der Nationalmannschaft in die Erinnerung des deutschen Fußballs einschreibt, als er den Treffer zum 1:0-Erfolg gegen Wales markiert. Dass die Memorial- oder Erinnerungskultur längst Bestandteil des Fußballs geworden ist, das liegt nahe. Schließlich liegen die Ursprünge des Kickens in der Endphase des 19. Jahrhunderts und gibt es nicht nur bei den in aller Gedächtnis befindlichen Traditionsvereinen viele Generationen „mit vielen Feldern der Erinnerung“, wie Herzog verdeutlicht. Ein weites Feld - nicht nur für einen Kaiserslautern-Fan.

So beschränkt sich der Referent in Gießen auf zwei Aspekte: Auf die

„memorial bricks“, die Erinnerungssteine in britischen Stadien und daneben auf den Versuch der Nazi-Funktionäre nach 1933, jüdische Fußballer aus dem Gedächtnis dieser Sportart auszumerzen.

Bei den Erinnerungssteinen werden Ziegelsteine mit kurzen und bündigen Texten zur Verewigung auf die Stadionwand angebracht. Seit 1999 ist das so Usus, vor allem im schottischen Glasgow, und dort in erster Linie bei den Rangers, wobei Lokalrivale Celtic längst nachgezogen hat. Für den Club ist das ein erklecklicher Zusatzverdienst, denn die Glasgow Rangers haben bislang 18.000 Stück davon verkauft, jeder Stein zum stolzen Preis von 40 englischen Pfund. Aus der Befriedigung eines Bedürfnisses werde ein Geschäft gemacht, formuliert es der Gast in Gießen. Dabei wird gezielt der Ewigkeitsaspekt benutzt. „Be a part of Ibrox forever“ (Sei für immer ein Teil des Ibrox-Stadions).

Herzog hat sich die Wände angeschaut und festgestellt, dass auf den Feldern rund um eine etwas größere Marmortafel mit offiziellen Daten des Vereins die einzelnen Steine angebracht sind. „Die ganze Geschichte des Clubs wird ersichtlich, sowohl die offizielle Geschichte als auch der individuelle Aspekt. Das ist ein riesi-

ges Mosaik mit einzelnen Biografien der Fans.“

Diese bekennen sich auf den Steinen entweder zu ihrem Club: „true blue“ gilt den blauen Rangers, „forever green“ den Celtics mit ihren grünen Vereinsfarben. Die Bekenntnisse gelten aber auch Familienangehörigen, sind teilweise Liebeserklärungen und Geburtsanzeigen, sind für Kinder und von Kindern, aber ebenso Todesanzeigen. Teilweise werden auch individuell wichtige Ereignisse aus der Clubgeschichte zitiert. Alle Steine-Stifter würden die Zugehörigkeit zum Fußballverein bekennen, eine Zugehörigkeit, die meist schon für die Väter und Großväter galt.

Dabei hat die Verbindung über den Tod hinaus Tradition im englischen Fußball. Denn inzwischen versucht man das Ausschütten der Asche von Verstorbenen auf oder neben den Spielfeldern einzudämmen. Dass ähnliche Formen auch nach Deutschland überschwappen, zeigt der jüngst eröffnete Fan-Friedhof beim Hamburger SV.

Es gibt aber genauso den Versuch, Namen und damit die Erinnerung zu tilgen. Das ist keine Erfindung der Neuzeit, sondern wird seit der Antike versucht. So konnten sich die Nationalsozialisten in bester Tradition wännen, als sie mit Gottfried Fuchs und Julius Hirsch die beiden einzigen deutsch-jüdischen Nationalspieler („zwei beliebte Helden des Kaiserreichs“, so Herzog) gestrichen sehen wollten. Das geschah beispielsweise 1939 im Sammelalbum des Kicker-Verlags; wobei erstaunlicherweise der Olympia-Verlag (als Nachfolger-Verlag für die Zeitschrift „Kicker“)

bei einem Reprint 1988 das Duo weiter fehlen ließ (allerdings auch auf die Vorworte von Adolf Hitler und Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten verzichtete). Markwart Herzog hat allerdings keine explizite Anordnung der NSDAP zu diesem Fall gefunden und präsentiert andererseits Ausschnitte aus Nazi-Zeitungen, in denen zumindest Gottfried Fuchs noch 1942 erwähnt wird. Schließlich hatte dieser beim 16:0-Erfolg der deutschen Elf 1912 gegen Russland stolze zehn Tore beigesteuert - wohl ein wirklicher Rekord für die Ewigkeit.

Inzwischen ist die Erinnerung auch offiziell wiederhergestellt und verleiht beispielsweise der Deutsche Fußball-Bund seit 2005 den Julius-Hirsch-Preis.

Parallelen zeichnet Herzog bei der Frankfurter Eintracht auf. Hier trifft die „Erinnerungsvernichtung“ (Herzog) bei der Jubiläumsschrift von 1939 die jüdischen Mitbegründer Walther Bensemann und Walter Neumann. „Das Andenken sollte ausgelöscht werden. Selbst aus den Listen der im 1. Weltkrieg Gefallenen wurden Namen gestrichen“, berichtet der Referent, zeigt aber auch, dass die Arisierung nur inkonsequent umgesetzt wurde und es bis 1938 sogar noch jüdische Mitglieder bei der Eintracht gab.

Die „Rückkehr der Erinnerung“ erfolgte nach 1945, als die Chroniken wieder umgeschrieben werden mussten - was dazu führte, dass bei älteren Bildern NS-Zeichen und -Symbole (schlecht) wegetuschiert wurden.

Wichtig aber sind die Namen, das macht Markwart Herzog immer wie-

der deutlich. „Wem man den Namen verweigert, der stirbt einen besonderen sozialen Tod.“ Eine Mahnung für alle Chronisten.

Albert Mehl; erschienen am 18. Oktober 2008 im Gießener Anzeiger.

„Unanständige Gesticulation des Weltgeistes“

Prof. Dr. Norbert Gissel führt im Alten Schloss bei interessantem Vortrag durch Gießener Uni-Sportgeschichte - Reitinstitut schon 1665

Sporthistoriker, was machen die eigentlich? Konzentrieren sie sich auf das Sammeln und Auswerten von sportlichen Fakten oder Tabellen? Prof. Dr. Norbert Gissel vom Sportwissenschaftlichen Institut an der Justus-Liebig-Universität in Gießen ist so einer. Und das langjährige Mitglied des Oberhessischen Geschichtsvereins sagt ganz klar: „Nein, so ist es nicht. Es ist eine Geschichtswissenschaft mit starker Quellenausrichtung.“ Gissel hat streng wissenschaftlich geforscht, recherchiert. Dann beginnt er seinen hochinteressanten Vortrag im Netanyahu-Saal des Alten Schlosses, die Mitglieder und Gäste des Oberhessischen Geschichtsvereins lauschen in den nun folgenden zwei Stunden gebannt seiner detailliert vorgetragenen Reise durch Gießens Universitäts-Sportgeschichte. Die Anfänge des Uni-Sports gehen zurück auf das Jahr 1665. Damals gab es nur ein Reitinstitut am Campus. Der Vorschlag der Studenten, Tanzen würde einen Ausgleich zum beschwerlichen Studium darstellen, wird abgeschmettert, mit der Begründung, dies sei „eine höchst unanständige Gesticulation des Weltgeistes“.

Richtig los geht es mit dem Universitätssport laut Norbert Gissel erst rund 150 Jahre später, mit der Turnerbewegung. Und zunächst steht das

Sportliche nicht unbedingt im Vordergrund. Turnen ist Anfang des 19. Jahrhunderts im Zeichen des Deutschen Vormärz eine politische Lebenseinstellung, ein Symbol für Freiheit und Freigeist. In diesem Zusammenhang verweist Gissel auf die „Gießener Schwarzen“, eine Bewegung, die in dem Bewusstsein entstand, die erste studentische Burschenschaft Deutschlands zu sein. Ein radikaler Flügel waren diese „Gießener Schwarzen“, tollkühne Revoluzzer, die bereits im Winter zum Jahreswechsel 1817/1818 eine eigene Reichsverfassung aufgesetzt hatten. Mit interessantem Inhalt: Man forderte eine parlamentarische Demokratie, ein allgemeines Wahlrecht für Männer und Frauen, ein Recht auf Bildung und eine einheitliche religiöse Staatsform. Alle Religionen sollten sich nach Meinung der „Gießener Schwarzen“ dem Protestantismus unterordnen.

Zu diesem Zeitpunkt kommt auch der 1796 in Romrod bei Alsfeld geborene Karl Theodor Christian Friedrich Follen ins Spiel. 1816 beteiligte Follen sich als Anhänger der nationalistischen Turnbewegung Friedrich Ludwig Jahns an der Gründung der „Christlich-Teutschen Burschenschaft“, deren Satzung („Ehrenspiegel“) er entwarf. Follen wird anschließend schnell zum inspirieren-

den, strategischen Kern der „Gießener Schwarzen“. Die aufstrebenden Revolutionspläne der Burschenschaften finden nach dem Wartburgfest ein jähes Ende, als am 23. März 1819 August Friedrich Ferdinand von Kotzebue in Mannheim ermordet wird. Auch Follen wird als Drahtzieher oder sogar Täter verdächtig, flieht daraufhin in die Schweiz.

Preußen drohte der Schweiz damals sogar mit Krieg, sollte Follen nicht ausgeliefert werden. Kein Geringerer als der Marquis de La Fayette begünstigte die Flucht von Follen, die im Kofferraum einer Postkutsche über die Bühne ging, von Basel nach Le Havre. Karl Follen wanderte nach Amerika aus, nannte sich Charles Follen, gründete die ersten Turnvereine der USA und übersetzte unter anderem Goethe und Schiller ins Englische.

Doch wie ging es an der Universität in Gießen weiter? 1843 bis 1848 gab es ein Turninstitut an der Uni, die Revolution von 1848 forderte aber wieder eine neue Strukturierung. Der gebürtige Lauterbacher Adolf Spieß gilt als Begründer des Schulsports, er führte zahlreiche pädagogische Reformen in Hessen durch. Der wirkliche Meilenstein in der Uni-Sportgeschichte ist jedoch das Jahr 1920, es ist das Gründungsdatum des sportwissenschaftlichen Instituts. Walter Werner installiert das „Institut für Körperkultur“, nach mehreren Intrigen verlässt er Gießen. Sein Nachfolger wird 1929 der erst 24-jährige Hans Möckelmann. Möckelmann benennt das Institut um („Institut für Leibesübungen“) und führt unter anderem Kleinkaliberschießen ein. Im Jahr

1937 liefert Möckelmann noch eine ideologisch nahezu unbedenkliche Dissertation ab, wird aber in den folgenden Jahren als Karrierist einer der wichtigsten Sportideologen der Nationalsozialisten. Mit dem Aufbegehren des braunen Regimes ändert sich auch einiges an der Uni: Es herrscht eine Sportpflicht, jeder Student muss drei Semester Sport betrieben haben und eine Gesamtpunktzahl von 150 vorweisen, wird ansonsten exmatrikuliert. Allerdings ist kein einziger Fall historisch belegt, dass ein Student wirklich deshalb von der Uni verwiesen wurde. Die Sportpflicht hatte auch andere Auswirkungen: Freiwillig ausgeübter Sport existierte nun praktisch nicht mehr, es bestand daran kein Interesse.

1968 entstand schließlich am Kugelberg das Sportinstituts-Gelände wie es auch heute noch zu großen Teilen existiert. Kurios: Der Architekt plante für die Gymnastikhalle lediglich einen Umkleideraum, der nur von Frauen genutzt werden sollte. In den letzten zehn Jahren wurden nun fast sämtliche Sport-Professuren an der Uni ausgetauscht. Norbert Gissel dazu: „Ich bin innerhalb von zwei bis drei Jahren von einem der jüngsten zu einem der ältesten Professoren geworden.“ Und Geschichte wird am Gießener Sportinstitut, das mittlerweile im Fachbereich Psychologie angekommen ist und in Zukunft eine naturwissenschaftliche Ausrichtung anstrebt, auch weiterhin geschrieben werden. Revolutionen sind dabei (wie immer) nicht ausgeschlossen.

Jens Schmidt; erschienen am 1. November 2008 im Gießener Anzeiger.

Sprachbeherrschung ist Schlüsselqualifikation

Hans-Bernhard Baumstieger berichtete beim Oberhessischen Geschichtsverein über ausländische Arbeitnehmer

Was der Vorsitzende der Geschäftsführung der Agentur für Arbeit in Gießen, Hans-Bernhard Baumstieger, am Mittwochabend im Netanya-Saal des Alten Schlosses vor nur sehr spärlich besetzten Rängen zum Thema „Der Wandel bei der Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer im mittelhessischen Raum“ zu berichten hatte, klang zeitweilig wie ein Märchen. Dabei hatte der Vorsitzende des gastgebenden Oberhessischen Geschichtsvereins, Dr. Michael Breitbach, in seiner Einführung auf die enge Verbindung des Vortragsthemas mit der Migration hingewiesen, der sich der Verein seit einiger Zeit widme. Breitbach erinnerte dabei daran, dass bei der großen Migration in Europa während des 20. Jhs. Kriege eine wichtige Rolle spielten - also wahrlich nichts Märchenhaftes.

Baumstieger verwies zunächst auf den gewaltigen Umfang der Materie, die in der Diskussion immer noch sehr umstritten sei. Er könne allenfalls Mosaiksteinchen zum Gesamtbild beisteuern. Bezüglich der neuesten Zahlen von 2007 wies er darauf hin, dass nicht nur Stadt und Landkreis Gießen, sondern auch große Teile des Wetterau- und Vogelsbergkreises von der hiesigen Agentur für Arbeit betreut werden. Von 166.000 Beschäftigten waren 8.600 Ausländer, im Oktober 2008 wurden 21.600 Arbeitslose registriert, davon 3.600 Ausländer. Während der Ausländeranteil bei den Beschäftigten bei fünf

Prozent liegt, sind es bei den Arbeitslosen 17 Prozent. Unter den 3.600 Arbeitslosen stellen die Türken 1.300, sodass Arbeitslosigkeit geradezu als ein „Türkenproblem“ empfunden werde.

Der eingetretene Wandel macht sich laut Baumstieger nicht nur am Arbeitsmarkt, sondern auch in der Sprache deutlich bemerkbar. Aus „Gastarbeitern“ wurden „Migranten“, während der heutige Sprachgebrauch in Richtung „Bürgerinnen und Bürger mit Migrationshintergrund“ geht. Märchenhaft dann der Rückblick auf 1960: Vollbeschäftigung, Wiederaufbau fast abgeschlossen, Vertriebene und Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt integriert. In den südeuropäischen Ländern werden Büros zur Anwerbung errichtet, die Unternehmer „bestellen“ Arbeitskräfte. Von den ersten 4.500 Gastarbeitern in unserer Region sind 3.500 Italiener, 700 Griechen und 300 Türken.

Die meisten Arbeitskräfte waren jünger als die Deutschen, der Frauenanteil war deutlich höher. Je länger sich einer in Deutschland aufhielt, desto größer war die Chance auf dauerhaftes Bleiben. 1982 war der Tiefststand bei der Zahl ausländischer Arbeitnehmer mit 7.500 erreicht, 1998 zählte man 10.300, 2007 waren es 8.600, eine Zahl, die sich wohl 2008 stabilisiert. Nach Einschätzung des Referenten wird sie für das nächste Jahr stagnieren und eventuell leicht abnehmen. Heute stehen Türken

mit 2.600 an der Spitze der ausländischen Arbeitnehmer, im Vergleich zu 800 Italienern und 340 Griechen.

Bezüglich der rechtlichen und politischen Entwicklung verwies Baumstieger auf einen Vorschlag von 1977 mit dem Ziel der Integration und Konsolidierung, ab 1983 gingen die Arbeits-erlaubnis-anträge auf Erstbeschäftigung um 61 Prozent zurück. Gleichzeitig trat 1983 am 1. November ein „Rückkehrhilfegesetz“ in Kraft, wobei nach Ansicht des Referenten die Politik insgesamt einen unentschiedenen Eindruck gemacht habe. Baumstieger bescheinigte den Unternehmern als Initiatoren der Anwerbung Verantwortungsgefühl und erinnerte an das Bänninger-Wohnheim mit 130 Plätzen 1961, das Heim für Gastarbeiter der Firma Schneider in Biebental 1973 oder

VOKO in Garbenteich und Buderus in Lollar. Beachtliche Erfolge in der Betreuung attestierte der Vortragende auch den Gewerkschaften und den Kirchen.

Die Bevölkerung sei einerseits skeptisch gewesen („Itaker“), habe sich bis 1972 aber eher freundlich verhalten, was sich mit der Realisierung der anderen Kultur und der Furcht, Arbeitsplatzkonkurrenten vor sich zu haben, änderte. Heute sei oft an die Stelle der Betreuung der Wunsch nach Integration getreten, die Problematik sei von den Südeuropäern zu den Türken übergegangen, Schlüsselqualifikation sei die Beherrschung der deutschen Sprache.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 15. November 2008 in der Gießener Allgemeinen Zeitung.

Meldung der Funde wurde für Aprilscherz gehalten

Manfred Blechschmidt sprach beim Oberhessischen Geschichtsverein über archäologische Funde auf dem Schiffenberg

Es bleibt dabei: Wenn der Besuch der Vortragsabende beim Oberhessischen Geschichtsverein weit mehr als nur zufrieden stellend ausfällt, steht ein Vortrag mit archäologischem Schwerpunkt auf dem Programm. So war keine Überraschung, dass am Mittwochabend im Netanya-Saal des Alten Schlosses Vorstandsvorsitzender Dr. Michael Breitbach zahlreiche Gäste begrüßen konnte. Die waren gekommen, um sich von Vorstandsmitglied Manfred Blechschmidt im ersten von zwei dem Schiffenberg gewidmeten archäologischen Grabungsberichten

über die Arbeiten und Funde der 70er Jahre informieren zu lassen. Blechschmidt, seit 1972 als archäologischer Denkmalpfleger für Stadt und Landkreis tätig und als solcher an zahlreichen Ausgrabungen beteiligt, unterstrich seine Ausführungen mit Originalbildmaterial aus diesen Jahren, was dem gesamten Vortrag einen liebenswert-nostalgischen Charakter verlieh.

Dabei stellte Blechschmidt klar, dass die damaligen Voraussetzungen nicht nur in der Art der Präsentation ganz anders als heute waren, sondern auch die Rahmenbedingungen der archäo-

logischen Arbeit mit den heutigen nur wenig gemein hatten. Wie jeder wisse, liege der etwa fünf Kilometer südöstlich Gießens gelegene Schiffenberg auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Bergsporn, sodass die Vermutung, dass bereits lange vor dem Kloster dort eine Burganlage gelegen haben könne, eine große Wahrscheinlichkeit habe. Als die Stadt Gießen 1972 den Schiffenberg vom Land übernahm schlug, wie Blechschmidt darlegte, die Stunde der Archäologen. Im März 1973 begannen die Grabungen zunächst im Innenhof der Klosteranlage. Dabei konnte bereits eine Fülle von Funden geborgen werden. Als kuriöse Randnotiz merkte der Referent an, dass die Meldung von diesen Funden gerade am 1. April 1973 in der Lokalpresse erschien - mit dem unbeabsichtigten Erfolg, dass die Mehrheit der Leser sicher war, einem Aprilscherz aufgefressen zu sein. Allein vier große Gefäße aus der Urnenfelderkultur, der „Keltzeit“ von 1200 bis 600 v. Chr., belegten eine Besiedlung lange vor der mittelalterlichen Klosterzeit.

Die Grabungen selbst seien zwar unter der Regie des Landesarchäologen von Hessen erfolgt, aber weitgehend von ehrenamtlichen Kräften vorgenommen worden. Besonders hob Blechschmidt dankend hervor, dass ihn der ehemalige OHG-Vorsitzende Dr. Herbert Krüger schon früh zu Grabungen mitnahm und die Arbeit am Schiffenberg vom damaligen Oberbürgermeister Bernd Schneider in jeder Hinsicht aktiv unterstützt wurde, was genauso auch für den an diesem Abend anwesenden

Ehrenvorsitzenden Prof. Erwin Knauß gelte. Erweiterungen der Grabungen im Bereich der Busschleife und Baggerschnitte auf der Rodelwiese in Richtung Wald förderten ein System von drei verschiedenen Wehrgräben zutage. Auch wenn den Gräben noch keine eindeutigen Funde zu entnehmen waren, stützten sie nach Ansicht des Referenten doch die These, dass hier bereits eine Höhensiedlung der Urnenfelderzeit bestand, die später von den Franken übernommen wurde. In der Nordwestecke des Geländes, im Bereich des Eselsgartens, traf der Baggerschnitt auf einen Eckstein, der auf ein Gebäude schließen ließ. Wie der Referent formulierte, habe man sich „an den Mauern entlang gewühlt“, was letztlich ein Gebäude von etwa 24 Meter Länge, neun Meter Breite und 0,96 Meter Mauerdicke, die drei karolingischen Fuß entspricht, ans Licht brachte.

Einzelne Funde, die zum Teil sogar an diesem Abend vom Referenten zur Ansicht mitgebracht worden waren, stellte er näher vor, etwa eine Schlangenfibel der Späthallstattzeit oder diverse Keramiktöpfe und -scherben. Dabei kam er unter Auswertung der Funde, von denen viele aus fränkischer Zeit stammten, noch einmal auf den Namen „Schiffenberg“ zurück, wozu mit der Erklärung einer Bezeichnung für eine fränkische Heereseinheit oder der „Burg der Schöffen“ zwei Varianten einleuchtend erschienen.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 29. November 2008 in der Gießener Allgemeinen Zeitung.

Die Schiffenberg-Basilika birgt einen wahren Schatz

Michael Hangleiter sprach im Oberhessischen Geschichtsverein zu denkmalpflegerischen Untersuchungen

Auch der zweite Vortrag des Oberhessischen Geschichtsvereins, der dem Schiffenberg gewidmet war und am Mittwochabend im Netanya-Saal des Alten Schlosses stattfand, verzeichnete einen guten Besuch, wie der zweite Vorsitzende des OHG und Kreisbodendenkmalpfleger Manfred Blechschmidt bei der Begrüßung feststellen konnte. Den Referenten Hans-Michael Hangleiter (Otzberg), der sich den denkmalpflegerischen Untersuchungen an der Basilika widmete, stellte er als erfahrenen Restaurator vor und versprach dem Publikum einige geradezu sensationelle Erkenntnisse. Blechschmidt erklärte zudem, er habe sich von einigen eigenen Einschätzungen verabschieden müssen, habe dies aber durchaus mit Freude getan, da die neueren Erkenntnisse durchweg positiver Natur seien.

Hangleiter erklärte, dass er es als „ehrenvolle Aufgabe“ empfunden habe, im Jahr 2006 mit der restaurativen Bauforschung der Basilika auf dem Schiffenberg betraut worden zu sein, und stellte klar, dass die baurestauratorischen Maßnahmen denen der Kunsthistoriker durchaus sehr ähnlich seien. Er bezeichnete die nicht einmal dreißig Jahre umfassende Bauzeit von der Gründung 1103 bis zur ersten Weihe 1129 als ungewöhnlich kurz, verwies aber darauf, dass zum Zeitpunkt der ersten Weihe nicht der gesamte Bau, sondern gerade einmal das Sanktuarium fertig gewesen sei. Die Wände seien allenfalls zwei Me-

ter hoch gewesen und man sei durch „einen Wald von Vierungen“ zum Chor gegangen. Der erste Dachstuhl sei ebenfalls nach ungewöhnlich kurzer Zeit, nämlich 1162, gesetzt worden.

Die Befunde ließen erkennen, dass sich die erste Bauphase deutlich in fünf Abschnitte gliedern lasse. Es müsse immer wieder kleinere Unterbrechungen der Arbeit gegeben haben, verbunden mit einem Wechsel des Baumeisters, meist auch der Materialien, die verwendet wurden, und wohl auch des Bautrupps. Das von Hangleiter mitgebrachte Bildmaterial erlaubte den Besuchern, die Veränderungen mühelos zu erkennen. Die erste Phase wurde geprägt durch kleinteiliges Mauerwerk im Chor und Vierungsbereich und Verwendung einfacher Platten. Dies betraf auch die kleine Pforte auf der Nordseite des Querhauses, bisher der einzige nachgewiesene Zugang zur Kirche. In der zweiten Phase wurde der Chor fertig gestellt, das Sanktuarium eingewölbt, bereit zur Weihe. In der dritten Phase wurde der Vierungsbereich fertig gestellt und eingewölbt, die Arkadenpfeiler wurden bis zum Abschluss fertig. Eine gute Datierbarkeit sei durch den Fund alter Deckenbalken der Flachdecke möglich geworden, wobei die dendrochronologische Untersuchung die Baumfällung für 1130 ergab.

Die vierte Phase um 1160 brachte den Abschluss der Hochschiffwände und

die Krönung asymmetrischer Arkadenbögen durch symmetrisch abgeschlossene Fenster, wohl als Folge einer Konzeptänderung. Der Dachstuhl wurde fertig gestellt, die Decke eingeschalt, die Wände verputzt. Laut Hangleiter könne man davon ausgehen, dass die Decke bemalt wurde. Besonders am zunächst schönlagigen, dann durch Bruchstein abgelösten Mauerwerk sei der Wechsel des Materials und wohl auch des Bautrupps gut erkennbar. Für die Nordseite der Basilika könne man von Außenputz mit Fugenritzungen ausgehen. Als „absoluten Schatz“ bezeichnete Hangleiter den erhalten gebliebenen Dachstuhl von 1160 mit eingezapften Sparren und Fußstreben in den Deckenbalken.

Die fünfte Phase der ersten Periode brachte den Abschluss der Planungen für den Westteil mit den Treppentürmen, die aber merkwürdigerweise über keine Ausgänge in die Basilika verfügten. Das Mauerwerk der Westapsiden war geprägt durch Verwendung grober Bruchsteine, die schräg gestellt wurden. Kurz stellte der Referent weitere Perioden der Basilika-Baugeschichte vor. Die 2. Periode von der Frühgotik bis 1516 brachte als

wesentliche Veränderungen Durchbrüche im Sanktuarium und Vierungsbereich. Für die dritte Periode ist der Niedergang von Kloster und Basilika dokumentiert, die Kirche wurde aufgeteilt in landwirtschaftliche und sakrale Nutzung.

Im 17. Jh. erfolgte die Aufgabe der Apsiden der Querschiffarme, 1737 die Erneuerung der Giebelwände der Querhausarme und der Einbau des bis 1920 vorhandenen Holzrippengewölbes, ab 1884 dann der Rückbau mit dem Abbau der Einbauten und dem Verkauf des als „wertlos“ eingestuften Gestühls. Aus der Zeit um 1885 existieren viele Pläne; zu dieser Phase gehört, wie Hangleiter unterstrich, „letztlich das komplette heutige Erscheinungsbild“. Der Referent schloss seinen Vortrag mit der kritischen Anmerkung, dass der Einsatz von Kunstharz bei der Konservierung mehr geschadet habe als alle Veränderungen seit dem Mittelalter.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 13. Dezember 2008 in der Gießener Allgemeinen Zeitung.

Natürliches kann nicht renaturiert werden

Rund 80 Prozent der Fließgewässer wurden verändert - Dr. Jochen Karl sprach beim Oberhessischen Geschichtsverein

Viele Plätze waren frei, als der zweite Vorsitzende und Kreisbodendenkmalpfleger Manfred Blechschmidt im Namen des Oberhessischen Geschichtsvereins die Gäste begrüßte, die in den Netanya-Saal des Alten Schlosses gekommen waren, um sich von Ingenieur und Umweltplaner Dr. Jochen Karl über ein Thema informie-

ren zu lassen, das in diesem Rahmen gewöhnungsbedürftig erschien, wie Blechschmidt einräumte. Der Referent sei Experte von Rang in Fragen des Naturschutzes und der Wasserwirtschaft und Mitglied im Naturschutz- und im Denkmalschutzbeirat des Landkreises Gießen.

In seiner Powerpoint-Präsentation stellte Dr. Karl zunächst fest, dass man bei der Untersuchung der Bäche und Flüsse in Hessen sich zwar immer den Pflanzen und der Tierwelt zugewandt habe, den kulturgeschichtlichen Aspekt aber über Jahrzehnte vernachlässigt habe. Ein Umdenken habe mittlerweile eingesetzt, doch das Defizit bezüglich der kulturgeschichtlichen Aspekte bestehe weiter. Mittlerweile könne man allerdings mit zahlreichen Allgemeinplätzen aufräumen, wozu nicht zuletzt die in den 1990er Jahren in Hessen vorgenommene Gewässerstrukturkartierung wesentlich beitragen konnte. Betrachte man die Überformung der Bäche von der Quelle bis zur Mündung, so lasse sich feststellen, dass 80 Prozent der Fließgewässer verändert wurden.

Es folgten die Fragen, wer für die Veränderungen verantwortlich zeichne, die Natur oder der Mensch, und wann diese erfolgten. Kaum noch haltbar sei die These, dass der Mensch mit dem Beginn der Wälderrodung in karolingischer Zeit durch Auffüllung mit Erdreich die Erodierung der Bachtäler ausgelöst habe. Betrachte man das Lumda-Tal von der Lahn bis zum Mittellauf, so zeige sich, dass die ältesten Siedlungen wie Lollar und Mainzlar allein durch ihre Namen auf vorfränkische Gründungen verwiesen.

Über die ersten Rodungen im karolingischen Landausbau um 750 kamen die Orte von Treis über Allendorf bis Londorf hinzu, zwischen 1200 und 1300 nahm die Siedlungszahl extrem zu, selbst das ausgedehnte Lumda-Plateau um Climbach wurde als ausgebauter Ackerfläche genutzt. Analog dazu war die Zeit von 900 bis 1300

vom Mühlenausbau mit entsprechenden Eingriffen in die Bachtäler geprägt. Parallel zur bevölkerungspolitischen Depression zwischen 1350 und 1500, in der die Hälfte der Siedlungen aufgegeben wurde, fiel der Abschluss des Mühlenwesenausbaus mit der Agrardepression zusammen.

Erste Entwässerungen korrespondierten um 1100 mit ersten Rodungen in den Bachtälern, Wiesenutzung setzte etwa um 1300 ein, Wiesenentwässerung um 1500. Erste Sümpfe wurden erst zu Beginn der Neuzeit kultiviert, da nach der Depression die Bevölkerungszahl wieder steil anstieg, das Schwergewicht in der Agrarwirtschaft verlagerte sich von der Viehzucht zum Ackerbau. Ein Drainagesystem zur Wiesenkultivierung beschrieben Thumshirn/Jubelius 1617, Bloch beklagte 1774, dass „gute Futterplätze kaum zu finden“ seien, dafür aber viele „versoffene Täler“ existierten. Dr. Karl folgerte, dass aufgrund dieser Erkenntnisse die Eintiefung der Bäche keine Folge menschlicher Eingriffe sei. Zwar habe der Mensch Einfluss genommen, aber die Natur noch stärker. Das heiße für den Landschaftschutz, dass Natürliches nicht renaturiert werden könne.

Dr. Karl brachte auch Beispiele für „Menschenwerk“ wie Mühlgräben, die ehemalige Badeanstalt bei Beuern, die Wasserwiesen an der Perf bei Steffenberg-Niedereisenhausen, den Seilbacher Graben bei Daubringen, der kein Bachlauf, sondern der Triftweg von Niederseilbach war. Alte Straßen wie die Salzstraße bei Winnen bedürften keiner Renaturierung; viele alte Straßen seien durch Unwissenheit zerstört worden. Hier mahnte der Referent

eine Reform der Ausbildung der Fachkräfte an. Als wichtige Hilfe zur Rettung von Kulturdenkmälern in den Bachtälern nannte der Umweltplaner die Interpretation von Kartenmaterial aller Art, von historischen über topographische zu Flur- und Luftbildkarten, die sensible Interpretation von Flurnamen und nicht zuletzt die Befragung von

Ortsansässigen. Mit der Einschätzung, dass der Sachverstand alteingesessener Dörfler durch nichts zu ersetzen sei, schloss der Ingenieur seinen fesselnden Vortrag.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 16. Januar 2009 in der Gießener Allgemeinen Zeitung.

Identitätsverlust befürchtet

Historiker Dr. Johannes König erinnert an Auflösung der Stadt Lahn vor 30 Jahren

Vor 30 Jahren (31. Juli 1979) wurde die Stadt Lahn aufgelöst, deren Gründung damals die Bevölkerung stark polarisierte. Dies war der Grund für den Oberhessischen Geschichtsverein Dr. Johannes König aus Limburg, einen Spezialisten für die hessische Gebietsreform von 1945 bis 1981, einzuladen, um über den Zusammenschluss von Gießen, Wetzlar und weiterer Gemeinden zu sprechen. Die Veranstaltung unter dem Motto „Stadt Lahn - Musterbeispiel oder Sonderfall der kommunalen Gebietsreform“ fand im Netanya-Saal des Alten Schlosses statt.

Die hessische Gebietsreform von 1972 bis 1977 reduzierte etwa 2600 Gemeinden auf 400. Die Stadt Lahn sei trotz ihres Scheiterns und ihrer bipolaren Struktur (Zusammenschluss zweier Städte) repräsentativ für die Verwaltungsreform in Hessen, bemerkte der Vortragende. Dass zwei Regionen zusammengeführt werden sollten, die unterschiedliche Identitäten und kaum Berührungspunkte hatten, erhitzte die Gemüter. König sagte, der Historiker Peter Moraw habe Gießen mit dem Schlagwort „Mitte“ charakterisiert. Die Stadt

zeichne sich demnach durch mittlere Lage und Größe sowie durch Mittelmäßigkeit aus. Ein Journalist schrieb über Wetzlar, gegen Goethe komme keiner an. Somit seien Gießens Lage und Wetzlars kulturelle, historische (zum Beispiel Sitz des Reichskammergerichts) und wirtschaftliche Identität ausschlaggebend gewesen sowohl für den Zusammenschluss als auch für die Trennung.

Im Rahmen des Finanzausgleichgesetzes sind erhebliche Fördermittel, 150 Millionen Mark innerhalb von zehn Jahren, für die Stadt Lahn in Aussicht gestellt worden. Ein leistungsfähiges Zentrum für Mittelhessen zu schaffen, sei ein weiteres Argument für den Zusammenschluss gewesen, so König. Er erwähnte auch, dass der derzeit amtierende hessische Innenminister Volker Bouffier bedauert habe, dass es bisher keine richtige Aufarbeitung der Auflösung der Stadt Lahn gegeben habe, von der sich die Region bis heute nicht erholt habe.

König stellte anhand von zahlreichen Pressefotos, Schlagzeilen und Karikaturen den damaligen Medienrummel und die Proteste

anschaulich vor. Ein Slogan lautete „Wenn ich Lahn seh', krieg ich Zahnweh“. Als Kfz-Kennzeichen wurde das „L“ gewählt, welches aber bei einer eventuellen Wiedervereinigung für Leipzig vorgesehen war und heute auch die Leipziger Nummernschilder ziert. Aus postalischen Gründen konnte kein Doppelname wie „Gießen-Wetzlar“ zugelassen werden. Wetzlar wurde zu Lahn 2. Dies erregte die Wetzlarer, sie wollten nicht an zweiter Stelle stehen. Wetzlar fasste Gießen als Ursupator auf.

Das Empfinden eines Identitätsverlustes war in Wetzlar stark vorhanden, daher wurde auch die Auflösung mit Feuerwerk, Fackelzug und Glockenläuten gefeiert. In Gießen herrschte

dahingegen eher Katerstimmung, obwohl auch dort das Empfinden des Identitätsverlustes wegen der Zusammenlegung spürbar gewesen sei.

Der von 1976 bis 1987 amtierenden Ministerpräsidenten Holger Börner ließ sich als Stadt-Lahn-Auflöser feiern. Dies belegte ein Pressefoto auf welchem Börner mit einer Karikatur in der Hand zu sehen war. König studierte Geschichte und Anglistik an den Universitäten Siegen und Ulster (Irland). Er promovierte als Stipendiat der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft an der Universität Gießen über „Verwaltungsreform in Hessen“.

Tanja Löchel (tjl); erschienen am 30. Januar 2009 im Gießener Anzeiger.

Akribisches zur Frauengeschichte

Vortrag von Dagmar Klein beim Oberhessischen Geschichtsverein

Zufrieden mit dem Besuch zeigte sich am Mittwochabend im Netanya-Saal des Alten Schlosses Dr. Eva-Marie Felschow, die im Namen des Oberhessischen Geschichtsvereins die meist weiblichen Gäste zum Vortrag von Dagmar Klein begrüßte. Sie erinnerte daran, dass Klein nicht nur zum Vorstand des Geschichtsvereins gehört, sondern durch ihre Arbeit als Kunsthistorikerin und Kennerin der Frauengeschichte, als Stadtführerin und Journalistin einer breiten Öffentlichkeit geläufig ist. So könne ihr Vortrag „Von der organisierten Mütterlichkeit zur Staatsbürgerin. Gießener Frauenvereine zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ mehr als nur einen Überblick über dieses lange vernachlässigte Forschungsgebiet der Gießener Stadtgeschichte geben.

Klein bezeichnete die geleistete Forschung als „mühevollste Puzzlearbeit“ und versprach, auf der Basis des 2006 von ihr mit Unterstützung durch die Frauenbeauftragte Ursula Passarge edierten Werkes „Von der Wohltätigkeit zum politischen Engagement“ auch neuere Erkenntnisse mit einzubringen. Sie erinnerte daran, dass Vereine generell typisch für die zweite Hälfte des 19. Jhs. sind, als nach dem Scheitern der 1848er-Revolution unter dem Druck der Restauration ein Rückzug aus dem öffentlich-politischen Bereich in den privaten erfolgte. Nichtsdestotrotz wurden Vereine generell und besonders die von Sozialdemokraten, Studenten und Frauen von den an Preußen orientierten Regierungen

misstrauisch beäugt. Das Vereinsgesetz enthielt sogar ein Politikverbot für Frauen, ab 1850 setzte die Phase der Gründung religiöser Vereine ein. Offiziell wurde 1852 der erste Gießener Frauenverein zur Unterstützung Armer und Kranker in Gießen gebildet, in kirchlicher Anbindung. Klein stellte klar, dass die Tätigkeit in der Wohlfahrt generell für die Frauenvereine typisch war, wobei der Vorstand nicht selten von Männern gestellt wurde, während die Frauen die Arbeit vor Ort leisteten, wie etwa beim 1882 umbenannten Allgemeinen Verein für Arme, Kranke und Kinder. Dieser heute noch bestehende Verein habe sehr viele Hilfsaktionen angestoßen und sich entsprechend um seine Klientel verdient gemacht. Als zweiter Verein wurde 1878 der Alice-Verein gegründet.

Die Referentin wies darauf hin, dass bei den ersten Frauenvereinen ein Netzwerk zwischen Bildungsbürgertum und Adel bis zum Hochadel bestand. Erst 1893 gelang es der SPD, das Frauenwahlrecht in ihr Programm aufzunehmen. 1908 erlaubten Preußen und Hessen das Universitätsstudium für Frauen. Frauen als kommunalpolitisch Handelnde würden erst heute so richtig wahrgenommen, stellte Klein fest.

Seit 1860 sei die Frauenfrage als Teil der sozialen Frage verstanden worden, wobei in Deutschland anders als in England radikal-feministische Positionen deutlich zurückgewiesen wurden. Auch beim richtungweisenden

Allgemeinen Deutschen Frauenverein (ADF), der 1865 in Leipzig gegründet wurde, stellten Frauen aus der Oberschicht mit konservativer Grundhaltung die Mehrzahl der Mitglieder. Sie sahen die eigentliche Bestimmung der Frau im Mutter-Sein. Während der ADF der im Reich geltenden patriotischen Linie treu blieb, spalteten sich die Organisationen der Arbeiterschaft ab 1870 ab. Helene Lange stand als Vorsitzende lange für die am Praktischen orientierte Politik des ADF.

Ausführlich ging die Vortragende, die auf den Einsatz von Bildmaterial verzichtete, auf die Gründung des Gießener Ortsvereins des ADF ein, die durch 48 Frauen am 22. Januar 1909 erfolgte. Hiervon waren nur vier Lehrerinnen und eine Prokuristin berufstätig. Eine der Haupttätigkeiten des von Minna Naumann maßgeblich geprägten Vereins bestand in der Organisation von Vorträgen. Der ganz große Wurf gelang den Mitgliedern des Frauenvereins mit der Ausrichtung der 27. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins vom 5. bis 8. Oktober 1913 in Gießen. Eine Ausstellung des Oberhessischen Kunstvereins mit Werken hessischer Künstlerinnen fehlte ebenso wenig wie ein Besuch der Nachbarstadt Wetzlar. Frauen

berichteten aus der Praxis: über die Kommunalisierung der Arbeiten wurde ebenso diskutiert wie über die angemessene Bezahlung für Frauen. Klein sparte bei aller Fülle von Informationen auch heute kurios anmutende Aspekte der Frauengeschichte wie das „Wohltätigkeitsfasten“ des Großherzogpaares nicht aus.

Der 1. Weltkrieg brachte schließlich auch Frauen des Mittelstandes in wirtschaftliche Not, in der Weimarer Republik folgte die Einführung des Frauenwahlrechts, die politischen Parteien bildeten eigene Frauenabteilungen, in Gießen wurden alle Vorstandsmitglieder des ADF gewählt. Der Nationalsozialismus verschonte auch die Frauenvereine nicht. Nach dem Untergang der NS-Diktatur wurde 1946 nur der deutsche Verband „Frau und Kultur“ wieder gegründet, der ein reichhaltiges Programm anbietet und nicht zuletzt durch Vorträge an die überlieferte Frauenvereinstradition anknüpft. Der Vortrag ließ ahnen, welche intensive Forschungsarbeit hinter den Ergebnissen steht.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 9. Februar 2009 in der Gießener Allgemeinen Zeitung.

Entstehung einer Liebesgeschichte zu verdanken

Vortrag über Gail'schen Park von Forstwissenschaftler Hans-Joachim Weimann und Landschaftsarchitekt Norbert Kerl

Das Referenten-Duo Forstwissenschaftler Prof. Hans-Joachim Weimann und Landschaftsarchitekt Norbert Kerl (Vorstandsmitglieder des Freundeskreises Gail'scher Park)

sprach auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins im Netanya-Saal des Alten Schlosses über die Entstehung des Gail'schen Parks in Rodheim-Bieber und die Rettung der Anlage durch den Freundeskreis.

Beide Vortragenden brachten viele Bilder von dem idyllischen Landschaftsgarten im englischen Stil mit. Mit dem Wort „märchenhaft“ beschreiben Besucher von heute das Ende des 19. Jahrhunderts entstandene Anwesen.

Weimann berichtete zunächst von der Entstehung, wobei er sich auf Quellen aus dem Archiv der Tabakfabrik Gail stützen konnte. Die Geschichte des Parks ist verknüpft mit einer Liebesgeschichte. 1812 gründete Georg Philipp Gail eine Tabakmanufaktur in Gießen, 1857 kam eine Niederlassung in Rodheim dazu. Neben der Fabrik wurde auch ein Haus, genannt das „Schweizer Haus“, nach Plänen des Architekten Hugo von Ritgen erbaut. Wilhelm Gail, der Enkel des Firmengründers, heiratete 1883 die Amerikanerin Wilhelmine Mahla, die er 1877 in Chicago kennen gelernt hat. Beide waren Parkliebhaber. Mit der Vergrößerung der Anlage am „Schweizer Haus“ wurde 1888 begonnen. Als Hauptgrund für die Erschaffung dieses Paradieses führte Weimann an, dass das Projekt eine gesicherte Freiheit auf dem Lande garantieren sollte, da die Provinzstadt der Deutsch-Amerikanerin viel in Hinblick auf Papparazzi-Gehabe zugemutet habe. So suggeriert auch die ganze Anlage des Parks den Eindruck, keine Nachbarn zu haben.

Der Entwurf zur Gesamtanlage stammte vom führenden hessischen Gartenarchitekten Heinrich Siesmayer (Frankfurt), der Frankfurter Gartenarchitekt Andreas Weber überwachte die Arbeiten und erstellte weitere Pläne. Die Villa entwarf der damalige Stararchitekt Franz von Hoven, ebenfalls aus Frankfurt. Die historischen

Fotos von Haus und Garten, die Weimann zeigte, stammten vom Gießener Fotografen Becker, dessen Geschäft in der Bahnhofstrasse war. 1896 erfolgte die Grundsteinlegung der Villa.

Das Eheglück von Wilhelmine und Wilhelm sowie die Freude an den Neubauten und Umarbeitungen waren leider nur von kurzer Dauer, da 1898 Wilhelmine an einer Krebserkrankung starb. Rund 280 000 Mark hat Wilhelm Gail für die Villa ausgegeben, für die Parkerweiterung 128 000. Ein Fabrikarbeiter verdiente damals 450 Mark im Jahr. Szenen eines Schlüsselromans über Gießen und ein gescheitertes Promotionsvorhaben von Henry Benrath (1882-1949) spielen in Villa und Park. Schriftdokumente belegten, dass auf dem Gail'schen Anwesen auch der Schriftsteller Georg Edward, verwandt mit der Familie, und der Mediziner Werner Schmidt zu Gast waren.

Den Aktivitäten des Freundeskreises wandte sich Norbert Kerl in Folge zu. Hundert Jahre haben die Rodheimer Bürger eine Mauer gesehen, ohne zu wissen, was sich dahinter verbirgt. 1999 fand eine Begehung des Geländes durch den Bauausschuss der Gemeinde und eine Agenda-Gruppe statt. Wenige Tage später trafen sich einige Biebertaler, um sich dem Gartenkleinod zu widmen. Auf dem Areal sollte ein Pflegeheim der Arbeiterwohlfahrt entstehen. Die Landesdenkmalpflege sowie die Verwaltung der staatlichen Schlösser und Gärten wurden mobilisiert und innerhalb von vier Wochen stand das Anwesen unter Denkmalschutz.

Im August 2000 gründete sich der „Freundeskreis Gail'scher Park“. Eigentümer ist seit 2003 die Gemeinde Biebertal, Mieter die Schunk-Gruppe Heuchelheim. Seit 2003 wurde auch der Park saniert. Am „Tag des offenen Denkmals“ konnte die Rekordzahl von 4000 Besuchern erreicht werden. Jährlich werden etwa 100 Parkführungen veranstaltet. Auch die Gattinnen des Bundespräsidenten

Köhler und Ministerpräsidenten Koch besuchten den Park. Überdies berichtete das Fernsehen oft über den Park und die Aktivitäten. Heute zählt der Freundeskreis 600 Mitglieder: Ein Zahl, die helfe, sich in Wiesbaden Gehör zu verschaffen, so Kerl.

Tanja Löchel (tjl); erschienen am 28. Februar 2009 im Gießener Anzeiger.

Verantwortung für Pflanzen

Vortrag des Botanikers Volker Wissemann über 400 Jahre Hortus Botanicus in Gießen

Nach den 400. Geburtstagen des Landgraf-Ludwig-Gymnasiums (2005) und der Universität (2007) feiert man in diesem Jahr das dritte Jubiläum, das mit der Gießener Universität in Zusammenhang steht: das 400-jährige Bestehen des Botanischen Gartens. Aus diesem Anlass hatte der Oberhessische Geschichtsverein den Botaniker Prof. Volker Wissemann, der seit 2007 an der Justus-Liebig-Universität tätig ist, zum Vortrag eingeladen. Im gut besuchten Netya-Saal des Alten Schlosses sprach er kurzweilig und mit großem Sachverstand über „Die Entwicklung des Botanischen Gartens der Ludoviciana im Kontext der Biologiegeschichte“.

Der Experte vermittelte nicht nur auf souveräne Weise Wissen, sondern vermochte überdies das Publikum für sein Fach zu begeistern. Er nahm es mit auf eine kleine Reise durch die Geschichte des Botanischen Gartens und zeigte, wie die Direktoren versucht haben, aus dem lokalen Rahmen heraus an die globale, größere Biologiegeschichte anzuknüpfen. Anfangs zitierte er Carl von Linné, der Gärten

als Märkte verstand. Diesen Topos griff Wissemann auf und ergänzte, in den Gärten werde gehandelt, vor allem Wissen und Waren wie Samen oder kleine Pflanzen. Der Botanische Garten sei als Forschungs- und Lehrgarten auch heute noch fester und integraler Bestandteil der Universität, wo Wissen erworben und vermittelt werden könne. Die Gießener Schwerpunkte der Institution sind unter anderem die Erforschung der Mechanismen, die zur Artenvielfalt geführt haben, das Implantarium, eine Art „grüne Schule“, wo Studenten schon früh an die Wissensvermittlung, indem sie andere Studenten unterrichten, herangeführt werden. Wissemann wies auf die Verantwortung hin, denn man übernehme auch Verantwortung für die Erhaltung von vom Aussterben bedrohter Pflanzen. In Gießen kümmerne man sich derzeit um fünf solcher Pflanzen. Der Botaniker wies auch auf den Beinamen „Garten der Evolution seit 1609“ hin.

Der Botanische Garten Gießen ist der älteste am Ursprungsort gelegene Garten dieser Art in Deutschland. Zunächst wurde ein Heilpflanzen-

garten („hortus medicus“) angelegt. Der erste Leiter (bis 1625) war der Mediziner und Botaniker Ludwig Jungermann, welcher seine Ergebnisse der Erforschung der heimischen Flora im Buch „Flora“ 1623 veröffentlichte. Die Sexualität der Pflanzen (Reproduktionsbiologie) war auch ein Thema: 1694 veröffentlichte Camerarius einen Brief über die Sexualität der Pflanzen. Einige Forscher lehnten diese Thesen aus moralischen Gründen ab. Hermann Hoffmann (1819-1891) widmete sich in Gießen neben anderen Themenschwerpunkten der Reproduktionsbiologie.

1821 erschufen Johann Bernhard Wilbrand und August F. M. Ritgen, beeinflusst von Humboldt, eine große Abbildung, die zeigt, wie die organische Natur auf der Erde verbreitet ist. Das Bild ist dem Anthropologen Johann Friedrich Blumenbach, A. von Humboldt und Goethe gewidmet. Goethe erwähnte die „große naturgeschichtliche Karte von Wilbrand“ lobend. Abschließend wandte sich Wissemann der Koevolution (Entwicklung und gegenseitige Beeinflussung unterschiedlicher Arten) und Interaktion zu. Als Beispiel führte er Ernst Küster (1874-1953), der Begründer der Zellbiologie in Gießen ist, an. Unter den vielen gezeigten Bildern war der Zar beim Frühstück im Garten zu sehen und das alte Glashaus, das, so Wissemann, wieder aufgebaut werden soll. Die Zuhörer beklatschten dies zustimmend.

Wissemann, der zunächst Gärtner war, studierte in Göttingen. Über 150 Publikationen sind von ihm veröffentlicht. Außerdem ist er

Mitglied zahlreicher Fachgesellschaften.

Tanja Löchel (tjl); erschienen am 13. März 2009 im Gießener Anzeiger.

Der OHG dankt dem
- **Gießener Anzeiger**
www.giessener-anzeiger.de
und der
- **Gießener Allgemeinen Zeitung**
www.giessener-allgemeine.de
für die Möglichkeit der Onlinepublikation.

Autorinnen und Autoren dieses Bandes:

Dr. Bernd Bader, Gutleutstraße 30, 35606 Solms

Prof. Dr. Helmut Berding, Auf der Heide 5, 35435 Wettenberg

Manfred Blechschmidt, Am Zehntfrei 5, 35398 Gießen

Dr. Scott Budzynski Institut für Kunstgeschichte, Justus-Liebig-Universität, Otto-Behaghel-Str. 10/G, 35394 Gießen

Dr. Peter Chroust, Tannenweg 50, 35394 Gießen,
peter.chroust@afl.hessen.de

Prof. Dr. Bernhard Diestelkamp, Kiefernweg 12, 61476 Kronberg

Eckhard Ehlers, Liebigstraße 86, 35392 Gießen

Susanne Gerschläuer M.A., Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg,
Susanne.Gerschlaeuer@web.de

Monika Graulich, Anneröder Weg 56, 35394 Gießen,
mgraulich@t-online.de

Dr. Olaf Hartung, Kirchstraße 3, 35423 Lich-Eberstadt

Dagmar Klein M.A., Talstraße 10, 35435 Wettenberg,
dkl35435@web.de

Angela Mareen Krüger, Röntgenstraße 18, 35463 Fernwald.

Dres. Mutgard und Hans Jürgen Kuschke, Burgallee 41, 61231 Bad Nauheim

Dr. Jürgen Leib, Löwenweg 8, 35435 Wettenberg

Dr. Matthias Recke, c/o Professur für Klassische Archäologie an der Justus-Liebig-Universität, Otto-Behaghel-Straße 10 D, 35394 Gießen,
Matthias.Recke@archaeologie.uni-giessen.de

Dr. Konrad Schneider, Herzbergweg 9, 65760 Eschborn

Dieter Steil, Jenaer Straße 13, 35396 Gießen

Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Friedlandstraße 5, 35444 Biebental

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 40/1955	2,50 €
Nr. 41/1956	2,50 €
Nr. 43/1959	2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch	2,50 €
Nr. 46/1962	2,50 €
Nr. 47/1963	2,50 €
Nr. 48/1964	2,50 €
Nr. 49/50/1965	2,50 €
Nr. 51/1966	2,50 €
Nr. 52/1967	2,50 €
Nr. 53/54/1969	2,50 €
Nr. 55/1970	2,50 €
Nr. 56/1971	2,50 €
Nr. 57/1972	2,50 €
Nr. 60/1975	2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger	2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG	2,50 €
Nr. 65/1980	2,50 €
Nr. 66/1981	2,50 €
Nr. 67/1982	2,50 €
Nr. 76/1991	2,50 €
Nr. 79/1994	2,50 €
Nr. 80/1995	2,50 €
Nr. 81/1996	2,50 €
Nr. 82/1997	2,50 €
Nr. 83/1998	2,50 €
Nr. 84/1999	2,50 €
Nr. 85/2000	13,20 €
Nr. 86/2001	10,30 €
Nr. 87/2002	14,00 €
Nr. 88/2003	9,30 €
Nr. 89/2004	14,50 €
Nr. 90/2005	14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“	10,00 €
Nr. 91/2006	14,50 €
Nr. 92/2007	14,50 €
Nr. 93/2008	14,50 €
Nr. 94/2009	

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
BLZ 513 500 25, Kto. Nr. 200 508 512
Volksbank Gießen
BLZ 513 900 00, Kto. Nr. 457 701

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die spätere Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und bevorzugter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Manuskripte werden in folgender Form erbeten: unformatierte Texte als Word-Datei auf CD (oder Diskette) abgespeichert und ein Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061540, Fax: 0641/3061545
eMail: stadtarchiv@giessen.de

Redaktion: Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschauer
und Dagmar Klein

Der Schriftentausch wird von der Universitäts-Bibliothek Gießen, Otto-Behagel-Straße 8, durchgeführt.

